

Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Freitag, 19. Oktober 2018 · Nr. 243 · 239. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5.00 · €5.00

Die Spur führt zum Kronprinzen

Donald Trump geht vom Tod Khashoggis aus

Die amerikanische Regierung rechnet nicht mehr damit, dass der verschwundene Journalist Jamal Khashoggi am Leben ist. Derweil bekommt Saudiarabien die Empörung westlicher Firmen und weiterer Politiker zu spüren.

INGA ROGG, ISTANBUL

Der amerikanische Präsident Donald Trump glaubt, dass der saudische Regimekritiker Jamal Khashoggi tot ist. Geheimdienstinformationen aus mehreren Quellen deuteten darauf hin, dass Khashoggi von einem ranghohen saudischen Kommando ermordet worden sei. Dies sagte Trump am Donnerstag gegenüber Journalisten der «New York Times». Die Vorwürfe der vergangenen Tage, dass Kronprinz Mohammed bin Salman die Tötung Khashoggis angeordnet habe,

westlicher Regierungen und Firmen ihre Teilnahme am «Davos in der Wüste», einer für kommende Woche geplanten Investorenkonferenz, abgesagt. In die lange Liste der Absagen an Riad reihten sich am Donnerstag auch der amerikanische Finanzminister Steven Mnuchin sowie seine Amtskollegen in Grossbritannien, Frankreich und den Niederlanden ein. Ebenfalls abgesagt hat die Chefin des Internationalen Währungsfonds, Christine Lagarde.

So wenig wie Riad hat sich Ankara bisher offiziell zu den Mordvorwürfen geäussert. Gleichwohl füttern Regierungsvertreter und Ermittler die Medien fast täglich mit weiteren, teilweise grausigen Details, die den Kronprinzen ins Zentrum des Verdachts rücken. Die regierungstreue Zeitung «Sabah» veröffentlichte am Donnerstag Aufnahmen von Überwachungskameras, die den angeblichen Anführer des 15-köpfigen «Killerkommandos» zeigen sollen.

Riad am Pranger

Deutschland: Die eben erst gekitteten Beziehungen sind wieder dahin. Seite 3

Kommentar: Der Kronprinz ist kein glaubwürdiger Partner mehr. Seite 11

stellten das Bündnis der USA mit Saudiarabien infrage, so Trump weiter. Der Fall stehe für eine der grössten aussenpolitischen Krisen seiner Präsidentschaft.

Von Khashoggi gibt es seit seinem Besuch des Istanbuler Konsulats am 2. Oktober kein Lebenszeichen mehr. Das saudische Königshaus schweigt sich weiterhin beharrlich zu den Vorwürfen aus, es habe den bekannten Kritiker von Kronprinz Mohammed bin Salman ermordet. Doch der Druck auf MBS, wie er in Saudiarabien genannt wird, wächst.

Grausige Details veröffentlicht

Laut amerikanischen Medienberichten hatten die Amerikaner dem Hof eine Frist von drei Tagen gesetzt, um für Klarheit zu sorgen. Angesichts der schweren Vorwürfe haben zahlreiche Vertreter

Drahtzieher enttarnt?

Bei den Aufnahmen eines Mannes in dunklem Anzug, der in einem Zeitraum von acht Stunden vor dem saudischen Konsulat, der Residenz des Konsuls, beim Auschecken aus einem Hotel und am Atatürk-Flughafen zu sehen ist, soll es sich um Maher Abdulaziz Mutreb handeln. Mutreb war vor zehn Jahren Erster Sekretär in der Botschaft in London. Nach Recherchen der «New York Times» hat er den Kronprinzen in diesem Jahr auf zahlreichen Auslandsreisen begleitet.

Ein weiteres Blatt aus dem Dunstkreis der türkischen Regierung, «Yeni Safak», berichtete am Mittwoch, auf Tonaufnahmen sei zu hören, wie saudische Agenten Khashoggi folterten, ihm Finger abschnitten und ihn dann enthaupteten. Der Bericht schaffte es auch in westliche Medien, unter ihnen die «New York Times», obwohl Ankara bisher keine Beweise für die Existenz der angeblichen Tonaufnahmen vorgelegt hat. Der amerikanische Präsident Donald Trump hat Ankara um die Aufnahmen gebeten. Laut «Yeni Safak» denken die türkischen Ermittler freilich nicht daran, diese den Amerikanern zur Verfügung zu stellen.



Nach Jahrzehnten in der Politik erscheint Wolfgang Schäuble vielen als Fels in der Brandung.

DOMINIK BUTZMANN / LAIF

STAATSMANN VON EIGENEM FORMAT

Wolfgang Schäuble, der Unverwüstliche

WOCHENENDE, SEITE 45-48

Die EU sieht London am Zug

Brüssel will weiter verhandeln, erwartet aber konkrete Vorschläge von Grossbritannien

NIKLAUS NUSPLIGER, BRÜSSEL

Die Regierungschefs der 27 verbleibenden EU-Staaten waren sich beim Gipfel vom Mittwoch und Donnerstag in Brüssel einig: Zwar gibt es für das innerirische Grenzregime nach dem Brexit nach wie vor keine Lösung, doch wollen sie die Verhandlungen fortführen, um eine Lösung zu finden. EU-Ratspräsident Donald Tusk verbreitete Zuversicht: «Ich glaube, wir sind einem Abkommen näher gekommen.» Ein weiterer Brexit-Gipfel soll aber erst einberufen werden, wenn es aus Sicht des EU-Chefunterhändlers Michel Barnier genügend Fortschritte gegeben hat. Für die EU liegt der Ball bei London: Frankreichs Präsident Emmanuel Macron betonte, alle möglichen technischen Lösungen seien durchgespielt worden, weshalb es nun an Grossbritannien sei, der EU einen Vorschlag zu unterbreiten.

«Verpflichtende Solidarität»?

Erwartungsgemäss keine entscheidenden Fortschritte erzielten die EU-Regierungschefs in der Migrationspolitik. Der österreichische Kanzler Sebastian Kurz, dessen Land derzeit die EU-Rats-Präsidentschaft innehat, erklärte, es gelte die Blockade in der Quoten-Debatte rund um die obligatorische Umverteilung von

Asylsuchenden endlich zu durchbrechen. Der österreichische Ratsvorsitz brachte hierzu die Idee einer «verpflichtenden Solidarität» ins Spiel. Dies bedeute, «dass jeder einen Beitrag leistet – dort, wo er das kann, und dort, wo es sinnvoll ist», meinte Kurz. Die EU-Staaten müssten also nicht zwingend Asylsuchende aufnehmen, sondern könnten sich auch

Giuseppe Conte und die deutsche Kanzlerin Angela Merkel aber beharren auf obligatorischen Umsiedlungen, da die Gefahr bestehe, dass sich am Ende alle Länder die Solidaritätsoption von Geldzahlungen nach Afrika aussuchen wollten und niemand den Ankunftsstaaten Asylsuchende abnehmen wolle. «Das hört sich als Überschrift gut an», sagte Merkel. «Aber ich glaube, dass wir es uns damit noch etwas zu einfach machen.» Ein ausformuliertes Konzept brachte Kurz nicht in die Debatte ein, womit der Vorschlag auch in den Gipfelbeschlüssen keine Erwähnung fand.

Offene EU-Fragen

Brexit: Theresa May enttäuscht sowohl zu Hause als auch in Brüssel. Seite 4

Kommentar: Längere Übergangsphasen helfen Firmen nicht weiter. Seite 11

Italien: Brüssel geht gegen Roms Haushaltspläne vor. Seite 25

mit der Entsendung zusätzlicher Grenzschützer oder mit zusätzlichen Geldern für die Bekämpfung von Fluchtursachen in Afrika einbringen.

Solche Vorschläge werden in Brüssel freilich bereits seit Jahren unter unterschiedlichen Titeln diskutiert – auch EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker ist heute der Ansicht, dass die Solidarität in der Migrationspolitik unterschiedliche Formen annehmen kann. Der italienische Ministerpräsident

Berset vermeldet Fortschritte

Im Anschluss an den EU-Gipfel begann am Donnerstagabend ein Treffen von Regierungschefs europäischer und asiatischer Länder, für das auch Bundespräsident Alain Berset anreiste. Berset plante mehrere bilaterale Termine. Ein Gespräch mit Juncker war aber nicht vorgesehen. Am Dienstag hatte die EU-Kommission erklärt, bei den Verhandlungen über ein Rahmenabkommen brauche es angesichts der mangelnden Fortschritte auf technischer Ebene nun politische Entscheide. Berset betonte in Brüssel, die Schweiz sei der Ansicht, dass es grosse Fortschritte gegeben habe, und er wolle weiter mit der EU verhandeln.

ANZEIGE



AUFGEFALLEN

Ein Nummernschild mit diplomatischen Folgen

Volker Pabst, Bukarest · Es gibt nicht viele Dinge aus der Zeit des Ceausescu-Regimes, die man in Rumänien vermisst. Die Witze aber, hört man oft, seien damals besser gewesen. Wie überall im Ostblock tröstete man sich auch in Rumänien mit oftmals subversivem Humor über die selbstherrlichen Funktionäre und die Tristesse des realsozialistischen Alltags hinweg.

Mit den damaligen Zeiten kann man die gegenwärtige Lage im Land nicht vergleichen. Der Frust über die vor allem an der Straflosigkeit ihrer Führungsfiguren interessierte Regierung scheint aber trotzdem einen fruchtbaren Boden für subversiven Humor zu bieten. Dies zeigt der Fall von Razvan Stefanescu. Der in Schweden lebende Rumäne liess sich, wie es in seinem Gastland gegen Bezahlung möglich ist, ein personalisiertes Nummernschild mit der Buchstabenfolge M-U-I-E-P-S-D ausstellen und fuhr damit diesen Sommer nach Rumänien. Die letzten drei Buchstaben stehen für die aus den Kommunisten hervorgegangenen regierenden Sozialdemokraten, das Wort davor bezeichnet im Rumänischen eine vulgäre Aufforderung zum Oralverkehr. Die verunglimpfende Botschaft stiess im Land auf Anklang. Bauern mähten die Buchstabenfolge in ihre Felder, ein Informatiker programmierte ein Navigationsprogramm so um, dass heute ein Wäldchen diesen Namen trägt. Während der grossen Proteste im August wurde das Schimpfwort zu einem Slogan der Demonstranten.

Weniger Freude am Wortspiel hatten die rumänischen Behörden. Die Polizei konfiszierte das verhängliche Nummernschild, was eine diplomatische Korrespondenz zwischen Bukarest und Stockholm über die internationale Gültigkeit von Strassenverkehrsplaketten nach sich zog. Am Ende erklärte auch die schwedische Seite das Nummernschild für ungültig, da auf solchen politische Stellungnahmen und somit auch die Verwendung eines Parteinamens unzulässig seien – nicht aber das unanständige M-Wort. Die Regierungsgegner wussten auch diesen Bescheid zu einem Erfolg umzudeuten: Die Regierungspartei PSD stelle für die schwedischen Behörden offenbar das grössere Schimpfwort dar als der derbe Fluch.



Brasiliens Präsident Michel Temer steht unter Korruptionsverdacht.

REUTERS

Anklage gegen Temer gefordert

ann. Rio de Janeiro · Die brasilianische Bundespolizei hat die Staatsanwaltschaft aufgefordert, Präsident Michel Temer wegen Korruption, Geldwäsche und krimineller Geschäfte anzuklagen. Laut einem Polizeibericht hat Temer zwischen den Jahren 2000 und 2014 Bestechungsgelder in der Höhe von umgerechnet rund 1,6 Millionen Franken von Firmen aus dem Hafensektor erhalten. Im Gegenzug dafür soll er im Mai 2017 ein Dekret, welches das Hafengesetz modifizierte, zugunsten von diesen erlassen haben. Weitere 4,6 Millionen Franken sollen von den Unternehmen zudem direkt an seine Partei Movimento Democrático Brasileiro geflossen sein.

Die Polizei ermittelte 13 Monate lang gegen den seit Mai 2016 amtierenden Staatschef. Temer weist seit Beginn der Untersuchungen jede Schuld von sich. Seine Anwälte forderten am Mittwoch das Oberste Gericht auf, den jüngsten Polizeibericht für nichtig zu erklären. Die Staatsanwaltschaft entscheidet nun, ob sie Anklage erhebt, weitere Ermittlungen anordnet oder die Akte schliesst. Gegen den Präsidenten darf nur ermittelt werden, wenn das Parlament dies zulässt. Im vergangenen Jahr wurde bereits zwei Mal Klage gegen Temer wegen Korruption und krimineller Aktivitäten eingereicht. Beide Male haben die Abgeordneten Ermittlungen gegen ihn verhindert.

US-Studentin darf nach Israel einreisen

U. Sd. Jerusalem · Das Oberste Gericht Israels hat am Donnerstagabend entschieden, dass die amerikanische Studentin Lara Alkasem ins Land einreisen darf. Die Absicht der Behörden, ihr Visum ihrer politischen Ansichten wegen für ungültig zu erklären, sei ein «extremes und gefährlicher Schritt, der die Säulen zum Einsturz bringen könnte, auf denen die Demokratie in Israel steht», hiess es in der Urteilsbegründung. Yotam Ben-Hillel, der Anwalt Alkasems, die von den Behörden als Aktivistin der antiisraelischen BDS-Bewegung bezeichnet worden war, nannte das Verdikt einen Sieg für die freie Meinungsäusserung, die akademische Freiheit und die Rechtsstaatlichkeit. Er erhielt Applaus von Liberalen und Kritik von Rechten und Nationalisten. Innenminister Deri sagte, das Urteil sei eine Schande. Er werde nach Möglichkeiten suchen, Derartiges künftig unmöglich zu machen.

Das Urteil des Obersten Gerichts erfolgte einstimmig mit drei zu null Stimmen. Alkasem kann damit wie geplant an der Hebräischen Universität in Jerusalem studieren. Das Gericht, eine der letzten liberalen Bastionen im Land, setzte vorgängige Entscheide subalternen Instanzen ausser Kraft, die zuvor beide die Position der Staatsorgane unterstützt hatten. Dass es die Kritiker Alkasems schwer haben würden, hatte sich bereits in den letzten Tagen abgezeichnet, als das Oberste Gericht zahlreiche Anhörungen abhielt. Bei einer dieser Befragungen hatte Ben-Hillel geltend gemacht, Alkasem habe in der BDS-Bewegung nie eine führende Position innegehabt. Verbiete man ihr die Einreise, wäre dies ein Präzedenzfall, auf dessen Basis man so gut wie allen Kritikern Israels die Einreise verbieten könne.

Die Hebräische Universität hatte den Einspruch Alkasems offiziell unterstützt. Der Anwalt der Universität sagte, das Land müsse anerkennen, dass Alkasem das Recht habe, ihre Meinung zu ändern und sich dem Leben in Israel auszusetzen. Eine weitere Anwältin der offensichtlich nicht unter Anwaltsmangel leidenden Amerikanerin mit palästinensischen Wurzeln sagte, Alkasem werde bestraft und dämonisiert wegen ihrer politischen Ansichten. «Es sind einzig ihre Ansichten und Meinungen, über die hier zu Gericht gesessen wurde.»

Der Minister für strategische Angelegenheiten, Gilad Erdan, der sich für eine Wegweisung Alkasems eingesetzt hatte, bezeichnete das Urteil als grossen Sieg für die BDS-Bewegung. Ab jetzt sei es schwerer, gegen Aktivisten vorzugehen, die Israel schaden wollten. Das Urteil zeige, dass die Richter die Arbeitsweise von BDS nicht verstünden. Erdan will den Missstand nun gesetzlich beheben. In der Knesset liegt bereits eine Vorlage aus dem Likud-Block vor, die verlangt, dass Aktivisten, die Israel und seine Produkte boykottieren, mit bis zu sieben Jahren Gefängnis bestraft werden können.

IN KÜRZE

Norwegen entschuldigt sich bei «Deutschenmädchen»

(dpa) · Mehr als 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges hat sich Norwegen offiziell dafür entschuldigt, wie Frauen behandelt wurden, die mit deutschen Soldaten Beziehungen hatten. Ministerpräsidentin Erna Solberg sagte am Mittwoch: «Die norwegischen Behörden haben den Grundprinzipien des Rechtsstaates zuwidergehandelt. Kein Bürger darf ohne Urteil oder Gesetz verurteilt werden.» Laut Schätzungen hatten während der deutschen Besatzung von 1940 bis 1945 bis zu 50 000 Norwegerinnen ein Liebesverhältnis zu einem deutschen Soldaten. Rund 12 000 Kinder mit deutsch-norwegischen Eltern wurden in dieser Zeit registriert. Nach dem Krieg wurden die Frauen als Tyskerjenter («Deutschenmädchen») beschimpft. Tausende wurden öffentlich misshandelt, kahlgeschoren und interniert. Sie verloren ihre norwegische

Staatsbürgerschaft und wurden ausser Landes geschickt. Solberg räumte ein, dass die Entschuldigung sehr spät komme. Die meisten dieser Frauen leben nicht mehr. Grund sei, dass es lange gedauert habe, bis jemand seine Geschichte erzählen wollte. Erst in den letzten Jahren sei das Ausmass bekannt geworden.

CSU für Koalitionsgespräche mit den Freien Wählern

(dpa) · Nach dem Verlust ihrer absoluten Mehrheit im Bayerischen Landtag will die CSU Koalitionsverhandlungen mit den Freien Wählern aufnehmen. Dies hat das Präsidium der Christlichsozialen einstimmig am Donnerstag beschlossen, wie die Deutsche Presse-Agentur in München aus Teilnehmerkreisen erfuhr. Die CSU erteilte damit den Grünen eine Absage. Mit beiden Parteien hatte die CSU am Mittwoch im Landtag Sondierungsgespräche geführt – und beide Treffen als konstruktiv und lohnend bezeichnet. Allerdings stehen die Freien Wähler der CSU politisch deutlich näher als die Grünen.

Angriff auf Nato-Treffen in Afghanistan

(dpa) · Nach einem Treffen im Gouverneurspalast in der südafghanischen Provinzhauptstadt Kandahar hat ein Angreifer auf hochrangige Sicherheitskräfte gefeuert. An dem Treffen hatten unter anderem der neue Nato-Oberbefehlshaber in Afghanistan, General Scott Austin Miller, und der Polizeichef der Provinz Kandahar, General Abdul Rasik Atschikisai, teilgenommen. General Miller sei unverletzt, teilte die Nato in einer Mitteilung mit. Der Polizeichef Atschikisai und der Geheimdienstchef von Kandahar, Abdul Momin, hingegen kamen ums Leben. Das bestätigte der Generalstabschef der afghanischen Armee, Mohammed Scharif Jaftali, am Donnerstag. Laut unbestätigten Berichten soll zudem der Gouverneur von Kandahar, Zulmai Wesa, verletzt worden sein. Gemäss ersten Informationen wurde der Angreifer getötet. Laut Jaftali war der Angreifer einer der Leibwächter des Gouverneurs. Die radikalislamischen Taliban reklamierten den Angriff für sich.

Auch der Nothilfe Koordinator für Syrien tritt zurück

(dpa) · Einen Tag nach der Rücktrittsankündigung des Uno-Sonderbeauftragten für Syrien, Staffan de Mistura, hat auch der Nothilfekordinator, Jan Egeblad, seinen Rückzug verkündet. Er stelle sein Amt per Ende November zur Verfügung, sagte er am Donnerstag in Genf. «Der Job ist zwar erst zur Hälfte erledigt», sagte er. Es sei aber ein guter Zeitpunkt: «Der Krieg geht in eine neue Phase.»

Oppositionsführer in Malaysia festgenommen

(dpa) · Der malaysische Oppositionsführer Ahmad Zahid Hamidi ist wegen Korruptionsvorwürfen festgenommen worden. Der Präsident der United Malays National Organisation solle am Freitag angeklagt werden, teilte die Antikorruptionskommission mit. Gegen Zahid, der früher Vizeministerpräsident war, wird wegen Machtmissbrauchs, Veruntreuung und Geldwäscherei ermittelt.

DESIGN & KUNST

Gärtnern auf nächstem Level

Lassen Sie Ihre Lieblingspflanze schweben. Diesen Traum der Schwerelosigkeit hat der schwedische Designer und Innovator Simon Morris («Magneto») in zauberhafte Objekte übertragen und hat somit etwas geschaffen, was uns alle zum Staunen bringt. In einem 12-seitigen, typisch nordisch stilischer designten Topf wachsen die Pflanzen schwebend dem Himmel entgegen. Durch sanfte Rotation werden die Pflanzen von allen Seiten gleichmässig mit Sonnenlicht versorgt. Es ist zwar eigentlich Technologie, aber irgendwie auch echte Magie. Der Behälter kann bis zu 250 Gramm aufnehmen. Diese Vase ist nicht nur für Luftpflanzen geeignet.

LYFE-Planter
in Weiss
Fr. 330.- / Fr. 295.-*

* Sonderpreise für Abonnenten



Jetzt bestellen: shop.nzz.ch ☎ 044 258 13 83

NZZ SHOP

Deutschland verhindert Terroranschlag

IS-Kämpfer sollten per Scheinehe ins Land geschleust werden – der Inlandgeheimdienst war über die Pläne im Bilde

JONAS HERMANN, BERLIN

Der Islamische Staat (IS) wollte im Jahr 2016 möglicherweise ein Musikfestival in Deutschland angreifen. Das berichtet das Recherche-Netzwerk von NDR, WDR und «Süddeutscher Zeitung». Demnach hätten drei Zellen, die aus je zwei Islamisten bestanden hätten, die Attacke ausführen sollen. Federführend war offenbar die IS-Abteilung «Externe Operationen», die für den Terrorangriff in Paris im November 2015 und ein halbes Jahr später für den Anschlag in Brüssel verantwortlich war. Die Abteilung habe im Jahr 2016 entschieden, «dass es Deutschland nun einmal so richtig treffen solle», schreibt die «Süddeutsche Zeitung». Was der IS genau plante, wird derzeit noch ermittelt.

Konvertitin war Schlüsselfigur

Die Terroristen betrieben einigen Aufwand, um die Sicherheitsbehörden zu täuschen. Zwei Attentäter sollten ihr Aussehen mit transplantierten Haaren und einer Nasenoperation verändern. Ein weiterer Islamist sei angewiesen worden, ein westliches Erscheinungsbild anzunehmen. Dafür sollte er sich Tätowierungen stechen lassen, den Bart abschneiden und Alkohol trinken. Der IS wollte zumindest einen Teil der Attentäter per Scheinehe nach Deutschland schleusen. Dafür wurden Frauen in Norddeutschland gesucht, die bereit waren, potenzielle Attentäter zu heiraten. Die Aktion koordinierte eine konvertierte Muslimin, die aus der niedersächsischen Stadt Salzgitter stammt. Bei ihrer Suche geriet sie an eine Frau, die für den Verfassungsschutz, den deutschen Inlandgeheimdienst, arbeitete und zum Schein kooperierte. Von da an waren die Behörden im Bilde. «Wir haben sehr früh von den Anschlagplänen erfahren», sagt der deutsche Generalbundesanwalt Peter Frank.

Im November 2016 kündigte die Konvertitin gegenüber der Mitarbeiterin des Verfassungsschutzes an, es gebe «Brüder», die bald nach Deutschland kommen würden. Im Januar 2017 schrieb die Konvertitin dann eine Nachricht, die darauf hinwies, dass die «Brüder» in Kampfhandlungen in Syrien verwickelt waren. Zu dieser Zeit geriet der IS durch das internationale Bündnis gegen die Terrormiliz unter militärischen Druck. Im Herbst 2017 musste er seine Hochburg Rakka aufgeben. Hunderte von Kämpfern ergaben sich, unter ihnen auch die Konvertitin. Mit der Eroberung von



Die Überwachung funktionierte. Die deutschen Behörden hatten schon sehr früh Kenntnis von den Anschlagplänen.

GETTY

Der unbekannte IS-Führer aus der Schweiz

yr. · Grossgewachsen soll er sein, blond und blauäugig, doch seine Identität blieb für die deutschen und amerikanischen Nachrichtendienste lange Zeit ein Rätsel. Bekannt war zunächst bloss sein Kampfname: Abu Mussab al-Almani. Damit legte er offensichtlich eine falsche Spur, denn beim Kadermitglied des Islamischen Staates (IS) handelt es sich nicht etwa um einen Deutschen, sondern um den Schweizer Staatsangehörigen Thomas C., Jahrgang 1987.

Wie die deutsche Wochenzeitung «Zeit» in ihrer neuen Ausgabe weiter berichtet, soll Thomas C. bereits im Jahr 2013 ins Kriegsgebiet in Syrien gereist sein. Ob er in der Statistik des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) für Schweizer Jihad-Reisende enthalten ist, ist allerdings nicht ganz klar. Dort werden nämlich nur jene Personen erfasst, die «aus der Schweiz» in ein Konfliktgebiet gereist sind, unabhängig von

ihrer Staatsangehörigkeit. Seit einiger Zeit hat sich deren Zahl bei 93 Fällen stabilisiert. Thomas C. soll laut Medienberichten aber von Frankfurt am Main aus, wo er bis dahin gelebt hatte, nach Syrien gereist sein.

Spätestens im Februar des Jahres 2017 wurden aber auch die Schweizer Behörden in den Fall involviert. Damals eröffnete die Bundesanwaltschaft (BA) ein Strafverfahren gegen Thomas C., wegen des Verdachts des Verstosses gegen das IS-Gesetz und der Beteiligung an einer kriminellen Organisation. Bereits im November 2017 wurde das Verfahren laut Auskunft der BA sistiert. Auslöser dafür dürfte der mutmassliche Tod von Thomas C. sein. Er soll bei Kampfhandlungen in Syrien ums Leben gekommen sein. Allerdings scheint sein Tod nicht bestätigt zu sein, sonst hätte die BA das Strafverfahren definitiv eingestellt.

Bis anhin blieb Thomas C., trotz seiner offenbar führenden Stellung im IS, unter dem Radar der Schweizer Medien. Aufgewachsen in gutbürgerlichen Verhältnissen im Raum Zürich, soll er später in Frankreich und Deutschland gelebt und später auch fließend Arabisch gesprochen haben. Beim IS soll er Karriere gemacht haben, laut «Zeit» ist er zum ranghöchsten Funktionär aus dem deutschsprachigen Raum aufgestiegen.

Das erinnert an einen anderen Schweizer Jihad-Reisenden, den aus der Westschweiz stammenden Abu Suleiman al-Swissri. Auch er stammte aus bürgerlichem Haus, bevor er sich nach einem Autounfall radikalisierte. Gemäss Recherchen des Genfer Terrorexperten Jean-Paul Rouiller schloss sich der Westschweizer im Jahr 2014 einer frankofonen Einheit des IS an und übernahm in der Propagandaabteilung

Rakka begrub der IS womöglich auch den Anschlagplan.

Die Konvertitin aus Salzgitter ist mit einem Muslim verheiratet, der ebenfalls in Deutschland lebte und in die Anschlagpläne involviert war. Im Jahr 2015 reiste das Ehepaar von Deutschland nach Syrien. Dort liessen sich die beiden zu IS-Kämpfern ausbilden. Ihr Mann kämpfte für die Islamisten an der Front, während die Konvertitin in einem Spital arbeitete und Propagandabotschaften übersetzte. Das Paar sollte den Anschlag offenbar nicht selber ausführen. Die eigentlichen Terrorzellen bestanden gemäss Informationen der «Bild»-Zeitung zumindest teilweise aus Männern, die ursprünglich in Hamburg, Bremen und Hildesheim wohnhaft waren.

Von CIA und BND verhört

Die Konvertitin und ihr Mann sitzen in kurdischen Gefängnissen in Nordsyrien in Haft. Dort wurden sie vom amerikanischen Geheimdienst CIA und vom deutschen Bundesnachrichtendienst (BND) verhört. Beide räumen offenbar eine Beteiligung an den Anschlagplänen ein. Im Gespräch mit Journalisten gab sich der Mann geläutert. In Deutschland ist ein Haftbefehl gegen ihn und seine Frau ausgestellt. Offen ist, ob die beiden den deutschen Behörden übergeben werden.

eine Führungsfunktion. Wie Thomas C. gilt auch Abu Sulciman al-Swissri als verschollen.

Aufhorchen lässt ein weiterer Aliasnamen, den sich Thomas C. im Kriegsgebiet offenbar zugelegt hat: Abu Hajar. Ein Mann dieses Namens spielte im Fall der Schaffhauser IS-Zelle eine wichtige Rolle. Der Anführer der Zelle, der auf den Rollstuhl angewiesene Osama M., tauschte sich über Facebook und Skype mehrfach mit einem Abu Hajar aus und erhielt von ihm Anweisungen. Dessen Identität konnte auch vom Bundesstrafgericht in Bellinzona nicht geklärt werden. Gemäss Anklageschrift der BA wurde der mysteriöse Abu Hajar auch als «Löwe des Tawhid» oder als «Löwe des Islamischen Staates» angesprochen. Auf Anfrage teilt die BA mit, die beiden Fälle hätten keinen Zusammenhang. Abu Hajar sei in jener Region ein häufiger Alias-Name.

ANZEIGE

Neue Eiszeit zwischen Berlin und Riad

Deutschland hat eben erst die zerrüttete Beziehung zu Saudiarabien verbessert – die Khashoggi-Affäre ist ein Rückschlag

BENEDICT NEFF, BERLIN

Der deutsche Aussenminister Heiko Maas hat sich mit einer Stellungnahme zur Khashoggi-Affäre länger Zeit gelassen als manche seiner europäischen Amtskollegen. Mittlerweile hat aber auch er sich wiederholt zur Sache geäussert. Saudiarabien müsse den Fall des verschwundenen saudischen Journalisten «unverzüglich und lückenlos» aufklären, sagte Maas. Der Vorgang sei «ausserordentlich beunruhigend», die Vorwürfe seien «gravierend».

Der Journalist Jamal Khashoggi betrat am 2. Oktober das saudische Konsulat in Istanbul und gilt seither als vermisst. Laut Medienberichten, die sich auf Kenntnisse türkischer Geheimdienstleute stützen, wurde er im Konsulat gefoltert und ermordet. Die Täter sollen fünfzehn saudische Agenten sein, die am selben Tag mit einem Flugzeug aus Riad in Istanbul eingetroffen sind. Saudiarabien gibt sich ahnungslos.

In der «Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung» erklärte Maas: «Wir können uns nicht damit abfinden, dass Journalisten weltweit immer öfter wegen

ihrer Arbeit bedroht und angegriffen werden.» Das gelte auch für Saudiarabien. Zusammen mit dem französischen und dem britischen Aussenminister gab Maas eine Erklärung ab mit der Aufforderung an die saudiarabische Regierung, den Fall aufzuklären und eine «detaillierte und umfassende» Antwort zu liefern. Diese Erklärung dürfte die deutsch-saudischen Beziehungen, die Maas mühsam wieder aufgebaut hat, weit zurückwerfen.

Sigmar Gabriels Erbe

Als Maas im März dieses Jahres Aussenminister wurde, waren die Verbindungen zu Saudiarabien zerrüttet. Sein Vorgänger im Amt, Sigmar Gabriel, hatte den Saudi im November auf einer Pressekonferenz «ausserpolitisches Abenteuerium» vorgeworfen. Er nahm dabei Stellung zu Gerüchten, wonach der libanesische Ministerpräsident Saad Hariri nach Saudiarabien entführt worden sei. Gabriel forderte dessen Ausreise. Hariri meldete sich darauf alsbald selber mit einer Twitterbotschaft an Gabriel, in der er ihm vorwarf, Lügen zu verbreiten. Er schloss: «Ich bin auf dem Weg zum

Flughafen, Herr Sigmar Gabriel.» Saudiarabien zog seinen Botschafter in Berlin ab, und die deutsche Wirtschaft verzeichnete weniger saudische Aufträge. Das Königreich zeigte sich unbeeindruckt von den deutschen Annäherungsversuchen und verlegte sich aufs Warten: Die Saudi machten deutlich, dass sich Deutschland auf irgendeine Weise öffentlich entschuldigen müsse.

Heiko Maas übernahm diesen Akt bei einem Auftritt mit dem saudischen Aussenminister Ende September in New York. Er sprach von «Missverständnissen», die er aufrichtig bedaure. Das kurze Statement wurde in der saudischen Öffentlichkeit als Sieg gefeiert. Maas wurde nach Riad eingeladen, und schon bald sollte die saudische Botschaft in Berlin wieder belegt werden.

Nun erklärte Maas diese Woche, er werde erst einmal abwarten, was seine Reisepläne nach Riad anbelange. Die Khashoggi-Affäre könnte seine diplomatische Aufbauarbeit wieder zunichtemachen. Nicht selten ist es die saudische Erwartung, dass öffentlich geäussertes Misstrauen und Kritik, so begründet sie auch sein mögen, mit Entschuldigungs-

aktionen oder Charmeooffensiven kompensiert werden müssen, um wieder ins Geschäft zu kommen.

Aufruf zum Boykott

Die Zeichen stehen jedenfalls auf eine neue Distanz. Jürgen Hardt, der aussenpolitische Sprecher der Unionsfraktion im Bundestag, sagte, dass Europa seine Saudiarabien-Politik je nach Ausgang der Untersuchungen zum Fall Khashoggi korrigieren müsse. Im Deutschlandfunk sagte er: «Wir müssen auf jeden Fall unsere wirtschaftlichen Hebel so einsetzen, dass die saudische Regierung tatsächlich auf dem Kurs der Stabilität in der Region bleibt.» Omid Nouripour, der aussenpolitische Sprecher der Grünen, forderte die Bundesregierung auf, die Investorenkonferenz FII, die kommende Woche in Riad stattfindet, zu boykottieren. Während einige Manager internationaler Konzerne bekanntgaben, daran nicht teilzunehmen, hat sich etwa Siemens-Chef Joe Kaser noch nicht entschieden. Sollte er hinfahren, kündigte er an, den Fall Khashoggi anzusprechen.

Meinung & Debatte, Seite 11

Zurück zu
schmerzfreier
Freude an
Bewegung.

In einem erstklassigen Umfeld
unterstützt und begleitet Sie
unser interprofessionelles Team
zurück zu einer schmerzfreien
Bewegung. Mehr Infos unter
klinik-schloss-mammern.ch



KLINIK SCHLOSS MAMMERN
FÜHRENDE REHABILITATION AM SEE

Killer Israeli, Auftraggeber Araber

Die Vereinigten Arabischen Emirate bekämpfen die Muslimbrüder in Jemen mit allen Mitteln

ULRICH SCHMID, JERUSALEM

Am 29. Dezember 2015 versucht ein Team von Söldnern in der jemenitischen Hafenstadt Aden Anssaf Ali Mayo, den Chef der islamistischen politischen Partei al-Islah, umzubringen. Im Schutze der Nacht haben sich die Männer herangeschlichen, sie wollen vor dem Haus Mayos Bomben zur Explosion bringen. Der Mordplan wird gestört, als einer der Söldner zu schießen beginnt. Mayo scheint überlebt zu haben und soll sich heute in der jemenitischen Politik engagieren. Fazit: Auch Söldner, in kriegslüsternen Journalen oft als Helden glorifiziert, können versagen.

Der verbündete Erzfeind

Nicht alle Räuber pistolen sind Humbug, und die gut recherchierte Story, die das amerikanische Medienunternehmen BuzzFeed dieser Tage verbreitet hat, verdient Interesse. Dies weniger wegen des spektakulären Ablaufs der Aktion in Aden selber als wegen ihres diffizilen politischen Hintergrunds. Ausgeführt wurde die Operation von dafür angeheuertem amerikanischen Söldnern der Spear Operations Group mit Sitz in Delaware, gegründet von Abraham Golan, einem ungarischstämmigen Israeli. Auftraggeber waren die Vereinigten Arabischen Emirate, und abgewickelt wurde das Geschäft über den Politiker Mohammed Dahlan, einen gebürtigen Palästinenser. Ein Israeli, der im Sold von Arabern Araber umbringt: Es ist noch lange nicht das einzige Paradoxon in dieser Geschichte.

Warum wollten die Emirate Mayo und seine Gefolgsleute töten? Der grosse Feind der Emirate und Saudi Arabiens in Jemen sind die Huthi, nicht die Partei al-Islah. Ganz im Gegenteil. Die Saudi und die Emirate hatten lange Seite an Seite mit den Islamisten in Jemen gekämpft und Mitte 2015 gemeinsam mit der Islah-Partei den Hafen und die Umgebung von Aden erobert. Doch al-Islah gilt den Emiraten eben auch als der jemenitische Ableger der Muslimbrüder, und es gibt kein Land, in dem die Muslimbrüder derart verhasst sind wie in den Emiraten.

Diktatur mit schickem Design

Die Emirate geben sich zwar gerne «modern», cool und welttoffen, aber im Grunde verdeckt der Lack der schönen Konsumwelt nur die fehlende demokratische Tiefe. Und genau wie die stock-



Die Vereinigten Arabischen Emirate agieren seit Jahren in Jemen. Im Jahr 2015 waren sie an der Eroberung des Hafens und der Umgebung von Aden (Bild) beteiligt.

FAWAZ SALMAN / REUTERS

konservativen Wahhabiten fürchten auch die Herrscher in Abu Dhabi die Muslimbrüder mit ihrem «politischen Islam», der sich aufs Volk stützt und nicht das Geringste gegen eine wenig demokratische Legitimation hat. Katar hingegen unterstützt die Muslimbrüder. In Doha lebt seit 1961 Yusuf al-Karadawi, einer ihrer wichtigsten geistlichen Führer. Das entspannte Verhältnis Dohas zu den Brüdern war ein wichtiger Grund für die Isolation Katars durch Saudi Arabien und die Emirate.

Nicht minder bemerkenswert erscheint auf den ersten Blick das Mordkomplott zwischen Dahlan, dem Palästinenser, und dem skrupellosen Juden mit dem ominösen Namen Golan. Dahlan, geboren 1961, wuchs in einem Flüchtlingslager in Gaza auf und unterdrückte in den Neunzigern im Auftrag Mahmud Abbas', des Palästinenserchefs, die Hamas mit äusserster Brutalität. Später zerstritt er sich mit Abbas und setzte sich ab nach Abu Dhabi, wo er sich als Berater des Kronprinzen Mohammed bin Zayed Al Nahyan in Szene setzt. Man nennt ihn den «Pitbull».

In Abu Dhabi arbeiteten der Israeli Golan und der Palästinenser Dahlan einen Vertrag aus, der unter anderem vorsah, dass Golan und sein Team pro Monat 1,5 Millionen Dollar plus Boni für erfolgreiche Tötungen erhalten würden. Dass Dahlan wenig Mühe hatte mit Golan, erstaunt Insider nicht. Die Emirate haben keine Berührungspunkte gegenüber Israel. 2016 eröffnete Jerusalem in Abu Dhabi eine diplomatische Mission. Netanyahu ist ein Partner im Kampf gegen Iran und die Huthi, da kann man die Israeli schon einmal die Drecksarbeit machen lassen.

Riad ist gefordert

Dass die Emirate in Jemen seit Jahren mit Killerkommandos agieren, ist bekannt. Die Herren in Abu Dhabi haben den sogenannten Security Belt gegründet, einen Truppenverband, in dem strenge Salafisten den Ton angeben. Ebenso bekannt ist, dass die Amerikaner all dies achselzuckend hinnehmen. Seit der Wahl Trumps ist die Toleranz für dieses Verhalten in der muslimischen Welt

noch gewachsen, die jüngste Reaktion des Weissen Hauses im Fall Jamal Khashoggi beweist es.

Was dennoch erstaunt, ist die Bereitschaft Abu Dhabis, die Interessen Riads in diesem Fall rüde zu verletzen. Sicher, auch die Saudi hassen die Muslimbrüder. Doch zur Partei al-Islah haben die Machthaber in Riad in der 20-jährigen Herrschaftszeit Ali Abdullah Salehs stets ein gutes, ans Klientelistische grenzendes Verhältnis gepflegt, und sie wussten den Beistand der islamistischen Partei im jemenitischen Bürgerkrieg sehr zu schätzen. Zwischen al-Islah und den Security-Belt-Milizen im Dienste der Emirate hingegen kriselte es schon kurz nach der Einnahme Adens, und seither liegt man im Dauerclinch. Dass die Emirate versuchen, ihre Führer mit derartigen Mitteln auszuschalten, hat die jemenitischen Islamisten zutiefst verletzt. Es sei einfach unfassbar, dass Saudi Arabien als Führer der arabischen Allianz schweige, wenn die Emirate sich derart aufführten, sagte dieser Tage Mohammed Abdul Waddud, ein Anführer der Islah-Partei, dem Online-News-Portal «Middle East Eye».

Grosses Aufräumen in Lettland

Der baltische Staat Lettland müht sich ab mit der Bildung einer neuen Regierung. Man weiss zwar bereits, was man nicht mehr will, aber noch nicht, was man will.

RUDOLF HERMANN

In der lettischen Politik sieht es nach den Wahlen vom ersten Oktobersamstag aus wie nach einem Wirbelsturm: Von den 100 Sitzen in der Saeima, der Parlamentskammer, wird fast die Hälfte von Parteien besetzt, die es bei den Wahlen vor vier Jahren entweder noch gar nicht gegeben hatte oder die damals Wähleranteile von weniger als einem Prozent errungen hatten. Ein viel grösseres Misstrauensvotum an die Adresse der etablierten Formationen hätte das Wahlvolk kaum abgeben können. Das spiegelt sich im Übrigen auch in einer Umfrage aus dem September wider, deren Ergebnisse dieser Tage publiziert worden sind. Nur gerade 14 Prozent der Befragten waren der Ansicht, die Regierung respektiere die Meinung der Öffentlichkeit. Es handelte sich dabei um die Regierung der Dreierkoalition aus der Partei Einigkeit, der Union von Grünen und Bauern und der Nationalen Allianz, die in den jüngsten Wahlen ihre Mehrheit verloren hat.

Negative Selektion

Im neuen Parlament versuchen zurzeit fünf von sieben Parteien, eine Regierungskoalition zu schmieden. Kommt die Zusammenarbeit zustande (was noch längst nicht sicher ist), ist es eine Koalition der negativen Selektion. Denn während die Programme der einzelnen Formationen weit auseinander liegen, besteht der gemeinsame Nenner darin, wen man nicht oder nicht mehr an der Macht sehen will.

Einerseits ist das die sozialdemokratisch ausgerichtete Formation Harmonie. Wie schon vor vier Jahren erzielte sie das beste Einzelergebnis mit rund 20 Prozent der Stimmen. Das entspricht ungefähr dem Anteil der russischsprachigen Bevölkerung Lettlands, und es ist tatsächlich dieses Wählersegment, das die politische Basis der Harmonie darstellt. Von den meisten übrigen Akteuren der lettischen Politik wird die Partei deshalb als verlängerter Arm Russlands in Lettland betrachtet. Ein 2009 geschlossenes Partnerschaftsabkommen mit der kremlnahen Staatspartei Einiges Russland hat die Harmonie zwar vor rund einem Jahr aufgekündigt; dennoch begegnen ihr die übrigen lettischen Parteien nach wie vor mit Argwohn.

Nicht an einer Regierung beteiligt sehen wollen die fünf in Koalitionsgesprächen engagierten Parteien auch die Union von Grünen und Bauern. Diese gilt als Konstrukt einiger mächtiger lettischer Oligarchen, allen voran der schillernde Aivars Lembergs. Im Sommer 2017 waren Tonaufzeichnungen von Gesprächen dreier Geschäftsleute mit besten Kontakten in die Politik an die Öffentlichkeit gedrungen, die das Ausmass illustrierten, in dem einflussreiche Strippenzieher hinter den Kulissen ihre eigenen Interessen auf Kosten der Allgemeinheit verfolgten.

Da Lembergs bei der Union von Grünen und Bauern immer noch die Rolle einer grauen Eminenz spielt und gleichzeitig sowohl Ministerpräsident Kucinskis als auch Präsident Vejonis deren Umfeld entstammen, haftet der Formation nun der zweifelhafte Ruf an, ein Beispiel für die Kaperung der Staatsmacht durch private Interessen zu sein.

Cyberattacke abgewehrt

Ob einer heterogenen Koalition nun das grosse Aufräumen gelingt, bleibt abzuwarten. Einen Erfolg hingegen kann Lettland schon jetzt verbuchen: Eine Cyberattacke auf staatliche Institutionen am Wahltag konnte offenbar ohne negative Folgen abgewehrt werden. Eine genaue Quelle konnte nicht ausgemacht werden, doch hat es sich bei den Angreifern nicht um Amateure gehandelt, wie eine Staatsstelle wissen liess.

Die sehr einsame Premierministerin

Theresa Mays Verhandlungsführung in Brüssel wird zu Hause nur von wenigen verstanden

mhf. London · Falls Brüssel der britischen Premierministerin Theresa May mit dem Angebot, die Übergangsfrist nach dem Brexit zu verlängern, unter die Arme greifen wollte, dann ist der Versuch misslungen. May schlug zu Hause eine Welle der Empörung entgegen, nachdem sie beim EU-Gipfel den Vorschlag begrüsst hatte. Eine Fristerstreckung von Ende 2020 auf Ende 2021 mache Grossbritannien zum Vasallenstaat, riefen Brexit-Hardliner. Auch gemässigte Tory-Abgeordnete und Mitglieder des Kabinetts, die May unterstützen, reagierten genervt.

Auf schmalen Grat

Unabhängig vom Gipfeltreffen der EU brachte die Premierministerin auch die Opposition und wirtschaftsnahe EU-Anhänger in den eigenen Reihen gegen sich auf. Es wurde bekannt, dass sie die Mitsprache des Parlaments bei der Verabschiedung eines Brexit-Abkommens einschränken will. Laut einer Mitteilung von Brexit-Minister Dominic Raab an das Unterhaus soll dieses über einen Deal, wenn es denn einen gibt, abstimmen, ohne Abänderungen beim Verfahren

vornehmen zu können. Anhänger einer zweiten Volksabstimmung trachten danach, die Vorlage über das Abkommen entsprechend zu ergänzen.

EU-Rats-Präsident Donald Tusk bestätigte zum Abschluss des Gipfels, eine Verlängerung der Übergangsfrist über 2020 hinaus sei «wahrscheinlich». Die Begründung lautet auf beiden Seiten, man wolle die Frage der inneririschen Grenze, die ein Abkommen derzeit blockiert, sorgfältig und langfristig lösen. Das zukünftige Handelsabkommen, über das ab März verhandelt wird, soll gewährleisten, dass die EU-Aussen-grenze zwischen Irland (bleibt in der EU) und Nordirland (verlässt sie) reibungslos bleibt und die umstrittene Rückfallposition («Backstop»), die allein für Nordirland gälte, gar nicht eingesetzt werden muss. Das ist Augenwischerei: Der Streit über den Backstop offenbart einen Zielkonflikt in der britischen Position; eine Verlängerung der Gespräche schafft ihn nicht aus der Welt.

Die Idee einer Verlängerung entspringt eher der Not, dass die vorgesehene Zeitspanne für die Übergangsfrist von April 2019 bis Ende 2020 nicht

reicht, um die nächste Verhandlungsphase über die Runden zu bringen. 21 Monate seien dafür zu wenig, glaubt Simon Usherwood, stellvertretender Direktor des Think-Tanks «The UK in a Changing Europe» und Autor einer Studie über die Transitionsphase. Brexit-Anhänger behaupten gerne, das zukünftige bilaterale Verhältnis auszuhandeln, werde ein Sonntagspaziergang, weil die Briten den Acquis communautaire der EU bereits in den eigenen Gesetzbüchern stehen hätten. Aber die Logik geht nicht auf, insbesondere wenn der kleinste gemeinsame Nenner zwischen der EU und London am Ende in ein angereichertes Freihandelsabkommen («Kanada-Modell») mündet. Die Übergangsphase werde so oder so verlängert werden müssen, sagt Usherwood. Dies muss demnächst geschehen und in den Austrittsvertrag aufgenommen werden; nach dem Brexit im März fehlt dazu eine Rechtsgrundlage.

Ein Aufschub würde zahlreiche Bedenken nach sich ziehen. London müsste erhebliche finanzielle Mittel entrichten, obwohl es beim Beschluss über den nächsten Budgetplan der EU (2021 bis

2027) nicht mehr angehört wird. Unternehmen müssten mit weiteren Unsicherheiten rechnen und mit der Möglichkeit, dass die Verhandlungen scheitern. Tory-Abgeordneten ist auch nicht entgangen, dass ein Verhandlungsabschluss nur Monate vor den nächsten Parlamentswahlen, die im Mai 2022 vorgesehen sind, ihrer Wiederwahl schaden könnte.

Frustration in Brüssel

Wenn der EU-Gipfel eines gezeigt hat, dann Mays Versuch, die derzeitigen Gespräche über den Scheidungsvertrag in die Länge zu ziehen. Wäre der Brexit-Deal schon jetzt zustande gekommen, hätten ihn die Tory-Hardliner sechs Wochen lang zerzaust. Wird es Dezember, kann May hoffen, ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Der Preis ist, dass sie die Verhandlungspartner brüskiert. Die Staats- und Regierungschefs der EU machten am Donnerstag gute Miene und waren bemüht, einen Eklat wie letzten Monat in Salzburg zu vermeiden. Aber die Frustration, dass aus London keine neuen Vorschläge kommen, ist darum nicht kleiner.

Meinung & Debatte, Seite 11

Religiöse Privatschulen in Australien diskriminieren homosexuelle Schüler

Der Widerstand gegen diese Regelung wächst – die Regierung will handeln

ESTHER BLANK, SYDNEY

Die LGBT-Gemeinde Australiens jubelte, als das Stimmvolk im November letzten Jahres mit deutlicher Mehrheit der Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe zustimmte. Religiös-konservative Kreise hingegen waren entrüstet. Sie sahen sich in ihrer Religionsfreiheit beschnitten. Sie befürchteten zum Beispiel, dass ein Tortenbäcker im Namen der Gleichberechtigung gegen seinen Glauben gezwungen werden könnte, für ein schwules Paar eine Hochzeitstorte herstellen zu müssen. Die Regierungskoalition gab daraufhin eine Untersuchung in Auftrag, die aufzeigen sollte, wie es um die Religionsfreiheit in Australien steht. Denn sie hat selber einen starken religiös-konservativen Flügel, der besänftigt werden muss.

Recht zur Diskriminierung

Der konservative Premierminister Scott Morrison hat den Bericht bisher unter Verschluss gehalten. Soviel bekannt ist, kam keine grössere Beeinträchtigung der Religionsfreiheit in Australien zutage. Der Bericht zeigte hingegen auf, dass religiöse Privatschulen in einigen Teilstaaten das Recht haben, homosexuelle Schüler auszuschliessen. Die Autoren des Berichts schlugen vor, dass dieses Recht landesweit zu vereinheitlichen sei und die Privatschulen einzig sexuelle

Diskriminierung in ihren Aufnahmebedingungen und Werbematerialien deutlich machen müssten. Rund 30 Prozent der Schulen in Australien werden von einer religiösen Trägerschaft betrieben. So ist etwa die katholische Kirche in dem Bereich stark vertreten. Fast alle Privatschulen sind religiös.

Als dieser Vorschlag nun durchsickerte, kam es zu einem Aufschrei. Eltern, Schüler und Lehrer zeigten sich entsetzt – die meisten Australier waren sich nicht bewusst, dass religiöse Privatschulen homosexuelle Schüler diskriminieren dürfen. Selbst erzkonservative Kommentatoren kritisierten in den Medien die Empfehlung des Berichts.

Umfragen zeigen, dass eine überwältigende Mehrheit der Australier gegen die sexuelle Diskriminierung von Schülern an Privatschulen ist. Premierminister Scott Morrison, der evangelikaler Christ ist, versuchte zuerst, das Thema herunterzuspielen. Der Bericht sei falsch verstanden worden, meinte er, seine Regierung wolle Schüler vor Diskriminierung schützen. Das genügte Kritikern nicht. Nun hat Morrison ein Gesetz angekündigt, das die sexuelle Diskriminierung von Schülern an Privatschulen im ganzen Land ausdrücklich verbieten soll.

Die Opposition hat versprochen, das Vorhaben zu unterstützen. Labor will aber weiter gehen und fordert, dass auch die sexuelle Diskriminierung von Lehrern und anderen Angestellten an Privat-



Premierminister Scott Morrison reagiert nun doch auf den öffentlichen Druck. REUTERS

schulen verboten werden müsse. Viele Konservative im australischen Parlament sind der gleichen Meinung.

Den Trägerorganisationen religiöser Privatschulen geht dies zu weit. Angesichts des öffentlichen Drucks erklärten sich die meisten damit einverstanden, das Recht auf eine sexuelle Diskriminierung von Schülern aufzugeben. Sie wollen sich jedoch nicht vorschreiben lassen, wen sie als Lehrer einstellen sollen. Die

katholische Kirche, die anglikanische Erzdiözese in Sydney, die Vereinigung evangelikaler Schulen Australiens und andere fordern von der Regierung explizit, dass das Gesetz ihnen erlauben soll, nur die Menschen anzustellen, die «ihre Werte und Praktiken» teilen.

Was das in der Praxis bedeutet, zeigt das Beispiel von Lehrerin Mikaela L., die an einer katholischen Schule unterrichtet. Seit Jahren muss sie vor ihren

Schülern und Kollegen geheim halten, dass sie eine Lebenspartnerin hat. Auch den Wunsch nach einem Kind muss sie zurückstellen: Denn religiöse Schulen dürfen in Australien auch unverheiratete Schwangere oder alleinstehende Mütter entlassen.

Viel Geld vom Staat

Privatschulen bieten häufig kleinere Klassen, bessere Ausstattung oder ein grösseres Fächerangebot als die überlasteten öffentlichen Schulen. Die meisten Eltern schicken ihre Kinder nicht aus religiösen Gründen dorthin, sondern um ihren Kinder eine möglichst gute Ausbildung zu ermöglichen. Dafür zahlen sie bis zu 40 000 australische Dollar im Jahr, rund 28 000 Franken. Weit über die Hälfte der australischen Spitzenpolitiker hat selber Privatschulen besucht.

Der Staat bezuschusst selbst jene Privatschulen, denen es finanziell hervorragend geht, jährlich mit Milliarden von Dollar an Steuergeldern. Morrison hatte gerade noch einmal zusätzliche 4,5 Milliarden Dollar für das katholische Schulsystem bereitgestellt, um die religiöse Rechte und Eltern von Kindern an katholischen Schulen im bevorstehenden Wahlkampf auf seine Seite zu ziehen. Kritiker verlangen nun, dass Schulen, die sexuelle Minderheiten diskriminieren, von diesen staatlichen Zuschüssen ausgeschlossen werden.



Barrier Reverse Convertible Callable

5,20%* p.a.

ABB, ROCHE, ZURICH

Nennwert: CHF 1000
Barrierebeobachtung **in fine**: 69%* des Initial Fixing
Fälligkeit: 30.10.2020
Rückkaufoption (vierteljährlich; erstmals nach 1 Jahr)

In Zeichnung bei Ihrer Bank
bis zum 24.10.2018, 14.30 Uhr

Valorenr. 44 273 880

5,20%* p.a.

NESTLÉ, NOVARTIS, ROCHE

Nennwert: CHF 1000
Barrierebeobachtung **in fine**: 75%* des Initial Fixing
Fälligkeit: 30.10.2020
Rückkaufoption (vierteljährlich; erstmals nach 1 Jahr)

Valorenr. 44 273 881

Die Funktionsweise der Produkte wird auf unserer Website www.bcv.ch/de/emissionen erklärt.

Diese strukturierten Produkte stellen eine Beteiligung an einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne des Kollektivanlagegesetzes (KAG) dar. Sie unterliegen folglich weder der Bewilligung noch der Aufsicht der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA). Die Investoren sind dem Emittentenrisiko ausgesetzt. Diese Anzeige hat rein informativen Charakter und stellt weder ein Angebot noch eine Aufforderung zur Abgabe eines Angebots oder eine Empfehlung zum Kauf oder Verkauf bestimmter Produkte dar. Sie ist kein Emissionsprospekt im Sinne von Art. 652a und Art. 1156 OR und kein vereinfachter Prospekt im Sinne von Art. 5 Abs. 2 KAG. Verbindlich ist einzig der Kotierungsprospekt (bei nicht kotierten Produkten der vereinfachte Prospekt), der kostenlos bei der BCV bezogen bzw. von deren Website www.bcv.ch/de/invest heruntergeladen werden kann. Die Risiken, die mit bestimmten Anlagen, insbesondere Derivaten, einhergehen, eignen sich nicht für alle Anlegerinnen und Anleger. Vor jedem Geschäft sollten die Anlegerinnen und Anleger ihr Risikoprofil abklären und sich genau über die damit verbundenen Risiken informieren, insbesondere indem sie die SwissBanking-Broschüre «Besondere Risiken im Effektenhandel» lesen. Diese ist an den Geschäftsstellen der BCV und unter www.bcv.ch/static/pdf/de/risques_particuliers.pdf erhältlich. Die Verbreitung dieser Anzeige und/oder der Verkauf dieser Produkte können Einschränkungen unterliegen (z.B. in den USA, dem Vereinigten Königreich, der EU, Japan oder bei US- oder JP-Personen) und sind nur unter Einhaltung der anwendbaren gesetzlichen Bestimmungen gestattet. Die hier dargestellten Effekten werden von der SIX Swiss Exchange, dem Euro Stoxx 50 oder dem S&P 500 weder unterstützt, noch abgetrennt, verkauft oder erworben. Die Indexanbieter übernehmen keinerlei Haftung. Telefongespräche mit der BCV können aufgezeichnet werden. Wenn Sie uns unter der in der Anzeige angegebenen Nummer anrufen, gehen wir davon aus, dass Sie mit dieser Geschäftspraxis einverstanden sind.
*Richtangaben, die beim Initial Fixing definitiv festgelegt werden.



Tel. 044 202 75 77

Veranstaltungen

OPER THEATER KONZERTE

Eine Agenda für alles: www.kulturzuri.ch

OPERNHAUS ZÜRICH

1/2

PREIS

OPERNHAUSTAG.CH
«DIE GEZEICHNETEN»
20 Okt 19 Uhr

OPERNHAUS ZÜRICH
044 268 66 66, opernhaus.ch
Fr 19. Okt, 19.30, Macbeth. Oper von Giuseppe Verdi
Sa 20. Okt, 19.00, Die Gezeichneten. Oper von Franz Schreker. 19.30, **Kreationen.** Ballettabend des Junior Balletts, Uraufführung, Theater Winterthur
So 21. Okt, 11.15, Wien um 1900. 1. Brunchkonzert. 11.15, **Così fan tutte.** Einführungsmatinee, Bernhard Theater. 14.00, **Winterreise.** Ballett von Christian Spuck. 19.30, **Die Entführung aus dem Serail.** Oper von Wolfgang Amadeus Mozart

öffentlicher Premierenfeier
So 21. Okt, 15.00, Pfauen. Mass für Mass von William Shakespeare. Regie: Jan Bosse
15.00, Schiffbau/Foyer. **Führung**

BERNHARD THEATER
044 268 66 99, bernhard-theater.ch
Fr 19. Okt, 20.00, 8 Frauen. Eine Kriminalkomödie von Robert Thomas

MILLER'S
044 387 99 79, millers.ch
Fr 26. und Sa 27. Okt, 20.00, Gunkl - Zwischen Ist und Soll - Menschsein halt
So 28. Okt, 9.30, Familienprogramm mit Müller-Z'morgen

THEATER

SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH
044 268 77 77, schauspielhaus.ch
Fr 19. Okt, 20.00, Pfauen. Wahlverwandtschaften nach dem Roman von Johann Wolfgang von Goethe. Regie: Felicitas Brucker. Einführung 19.15
Sa 20. Okt, 20.00, Pfauen. Endstation Sehnsucht von Tennessee Williams. Regie Bastian Kraft. Premiere mit anschl.

THEATER NEUMARKT
044 267 64 64, theaterneumarkt.ch
Fr 19., Sa 20. und Mo 22. Okt, 20.00, Saal. König Ubu von Alfred Jarry
Di 23. Okt, 20.00, Saal. I Love Dick von Chris Kraus
20.30, Chorgasse. **Trump Card** nach Mike Daisey

THEATER RIGIBLICK
044 361 80 51, theater-rigiblick.ch
So 21. Okt, 18.00, Mendocino. Ein Abend mit Hits aus den 70ern mit Daniel Rohr und Dietmar Loeffler
Di 23. Okt, 20.00, Tribute to Queen
Mi 24. Okt, 20.00, Pink Floyd meets Edgar Allan Poe. Musiktheaterabend mit 50 KünstlerInnen auf der Bühne

Anton Bruckner, Sinfonie Nr. 4
Immanuel Richter, Trompete
Johannes Schlaefli, Leitung

NEUE KONZERTREIHE ZÜRICH
044 206 34 34, hochuli-konzert.ch
Mo 22. Okt, 19.30, Tonhalle Maag Klavierrezital Arcadi Volodos
Schubert, Rachmaninow, Skrjabin

JUGEND-SINFONIE-ORCHESTER
044 360 39 20, sjso.ch
Fr 26. Okt, 19.30, Tonhalle Maag Werke von Ravel und Strawinsky
unterstützt durch die Bank Cler

THEATER STOK
079 747 95 48, operimkapfloch.ch
Sa 20. bis So 28. Okt, Mi, Fr und Sa 20.00, So 17.00, Marie Stuart grand opéra von Louis Niedermeyer

KONZERT

TONHALLE-ORCHESTER ZÜRICH
044 206 34 34, tonhalle-orchester.ch
Mi 24. Okt bis Sa 3. Nov. das TOZ ist auf einer Jubiläums-Tournee durch Asien. Folgen Sie uns auf tonhalle-orchester.ch, Facebook und Instagram.

TONHALLE-ORCHESTER ZÜRICH

TOZ-Solisten-Reihe
Hier steht das Können unserer Orchestermitglieder im Zentrum

tonhalle-orchester.ch/tozsolisten



Wirben auch Sie hier für Ihre Veranstaltung: antonmuller.com

Alpha Blondy & Solar System

Special Guest: **Elijah Salomon**

Di 13.11.18 20.00 Volkshaus Zürich

MIGROS Kulturprozent, allblues

www.ticketcorner.ch www.allblues.ch

Neue Konzertreihe Zürich Kirche St. Peter
Sonntag, 28. Oktober 2018, 17.00 Uhr
- Zyklus Streichquartette -
Aris Quartett
Ab Herbst 2018 «BBC New Generation Artists»
Mendelssohn & Dvorák
Vorverkauf: info@hochuli-konzert.ch
Hochuli Konzert AG • Tel. 071 791 07 70
www.hochuli-konzert.ch

Universität Zürich UZH

Antrittsvorlesungen
Universität Zürich, Aula, Rämistr. 71

Montag, 22. Oktober, 17.00 Uhr
Dr. Nina Jakoby, Privatdozentin
Philosophische Fakultät
Gefühl & Gesellschaft.
Der soziale Kontext von Emotionen

Montag, 22. Oktober, 18.15 Uhr
Prof. Dr. Birgit Kleim, Ordentliche Professorin
Philosophische Fakultät
Psychotherapie, quo vadis?
Neue Prinzipien der Behandlung von Angststörungen

Montag, 22. Oktober, 19.30 Uhr
Dr. Klaus Preisner, Privatdozent
Philosophische Fakultät
Freude oder Frust?
Wie wirkt sich Mutterschaft auf Lebenszufriedenheit aus?

Kunsthandel

Flitz
DER UHRMACHER IN OBERRIEDEN
Spezialist für alte und antike Grossuhren

PENDULEN REGULATUREN MOREZ-, WAND- UND STANDUHRN

GRATIS ABHOL- UND BRINGDIENST
TELEFON 044-720 28 43
8942 OBERRIEDEN, FACHSTRASSE 50

Harry Hofmann
Kauf und Verkauf
Gold, Diamanten und Schmuck
Sofort Bargeld
Rämistrasse 33, 8001 Zürich
Tel. 044 221 33 93
www.harryhofmann.ch

Nachlass & Erbverwertung: Spindler
kauf: Möbel, Gemälde, Porzellan, Uhren und Armbanduhren, Altsilber-Bestecke, Münzen, Zinn, Altgold + Schmuck aller Art, Teppiche, Pelze, Tabakpfeifen, Tafelsilber, Holzfiguren uvm. Kostenlose Bewertung, Tel. 077 4660713

Argus Rettungsschule
Kurse für Nothilfe
Kurse für Firmen und Kurse angepasst für Menschen mit Handicap.
Tel. 079 844 99 98
info@argus-rettungsschule.ch
www.argus-rettungsschule.ch

Universität Zürich UZH

Antrittsvorlesungen
«100 Ways of Thinking»
Kunsthalle Zürich, Löwenbräu-Areal
Limmatstrasse 270, 3. Stock

Samstag, 20. Oktober, 10.00 Uhr
Dr. Manuel Trachsel, Privatdozent
Medizinische Fakultät
Ethik in der Psychotherapie

Samstag, 20. Oktober, 11.15 Uhr
Dr. Michael von Rhein, Privatdozent
Medizinische Fakultät
100 ways of thinking: Zusammenhang zwischen Herz und Hirn?

Samstag, 20. Oktober, 12.30 Uhr
Dr. Daniel Christoph Sürder, Privatdozent
Medizinische Fakultät
Knochenmarksstammzellen nach akutem Myokardinfarkt – Die Zukunft oder schon Vergangenheit?

LUZERNER SINFONIEORCHESTER
1805 RESIDENZORCHESTER KKL LUZERN

An American in Lucerne

Mi 14. & Do 15. November 2018
19.30 Uhr | KKL Luzern, Konzertsaal

Luzerner Sinfonieorchester
James Gaffigan, Leitung
Paul Jacobs, Orgel

Samuel Barber (1910–1981)
Toccata Festiva op. 36
Charles Ives (1874–1954)
Sinfonie Nr. 3 «The Camp Meeting»
Leonard Bernstein (1918–1990)
«Westside Story», Symphonic Dances

Ticket-Line 041 226 05 15
karten@sinfonieorchester.ch
Online: sinfonieorchester.ch | kkk-luzern.ch

Asthma – die Lungenliga hilft

Spendenkonto: 30-882-0
www.lungenliga.ch

LUNGENLIGA

36. Grosse Antik-Messe

Olten/Stadthalle
20. und 21. Oktober 2018
Sa 10–18 Uhr / So 10–17 Uhr

Totalauflösung in einer exklusiven Landhausvilla in 8852 Altendorf, Höhenstrasse 1

In einer repräsentativen Villa in idyllischer Lage von Altendorf kommen Einrichtungen aus Villenaufösungen sowie erlesene Gartenbronzen zum sofortigen Freiverkauf. Abgerundet wird das Sortiment durch die Liquidation des kompletten Bestandes des bekannten Kunstsachverständigen Dr. Rackwitz (Kunsthändler Dr. Rackwitz seit 1960). Zahlreiche hochwertige Möbel wie Vitrinenschränke, extravagantes Esszimmer, englische Schreibtische, feinste Ledergarnituren (u.a. Chesterfield), edle Sitzgarnituren, verschiedene Sessel und Stühle, Partnerdesk, Kommoden, etliche Beistelltische und viele Kleinmöbel. Interessante Bronzen für Innen und Außen, Porzellan (u.a. Meissen, KPM, Herend), herrliche Spiegel und Lampen, wertvolle Orientteppiche und Brücken (Seide und Wolle), Lithographien, teils handsigniert (Chagall, Picasso, Miro, Dali, Hundertwasser, Warhol, Braque, Penck, Matisse, Toulouse-Lautrec, Kandinsky, Fuchs u.a.), Versilbertes, feine Tiffanylampen, gehobenes modernes Interieur und vieles mehr stehen zum Verkauf.

Termine:
Freitag, 19. Oktober, 13 - 19 Uhr
Samstag, 20. Oktober, 10 - 19 Uhr
Sonntag, 21. Oktober, 10 - 19 Uhr *
Montag, 22. Oktober, 10 - 19 Uhr
(Alle Preisvorteile garantiert heute und an allen weiteren Tagen. * nur Besichtigung, keine Beratung, kein Verkauf)

Ich bin beauftragt, die Villenflächen komplett leer zu übergeben und muss deshalb in der Kürze der Zeit alles möglichst restlos verkauft haben. Entsprechend niedrig sind die angesetzten Preise.

Diese herrliche Villa mit traumhaftem See- & Bergblick wird zu einem sehr interessanten Preis zum Verkauf angeboten.

Auktionator Peter Lindenfeld, Auktionen, Villenaufösungen, Nachlässe, Schätzungen.
Galgenfeld 1, D-61389 Schmitten / Ts., Hotline während der Veranstaltung: +49 172 - 6 96 45 45.

LUCERNE FESTIVAL

PIANO FESTIVAL

Oster-Festival 2019
Vorverkaufsstart
12. November 2018

Piotr Anderszewski | Cameron Carpenter | Bertrand Chamayou | Andreas Haefliger | Nicolas Hodges | Igor Levit | Sergej Redkin | Sir Andrés Schiff | Grigory Sokolov | Varvara und viele mehr

Piano Off-Stage | 20. – 25. November 2018
Lange Jazznächte in Luzerns schönsten Bars

Info: lucernefestival.ch

17. – 25. November 2018

Die republikanische Bastion Arizona wankt

Die Spitzenkandidatinnen im Senatsrennen liefern sich einen der spannendsten Wahlkämpfe um den Einzug in den Kongress

MARIE-ASTRID LANGER, PHOENIX

Bevor die Frau der Stunde auftritt, wird erst einmal gebetet. «Vater, lass uns heute alles tun, um dir zu huldigen», sagt der Vorsitzende der Republikanischen Partei von Phoenix. Die rund 150 Männer, Frauen und Teenager, die an diesem Samstagmorgen ins Parteibüro gekommen sind, falten die Hände und senken den Blick. Dann springen alle wie auf Befehl auf, legen die rechte Hand aufs Herz und wenden sich der Flagge zu, die neben dem Rednerpult steht. «Ich schwöre Treue auf die Fahne der Vereinigten Staaten von Amerika...», beginnt die Menge den «Pledge of Allegiance» zu murmeln, das Treuegelöbnis der Nation. «Und niemand hat gekniet», ruft ein Mann und erntet Gelächter.

Doch noch reicht es dem Parteivorsitzenden nicht, das Publikum muss aufgepeitscht werden für den Auftritt von Martha McSally, der republikanischen Senatskandidatin in Arizona. «Wenn ihr das nächste Mal ein Bild von Kyrsten Sinema seht», bringt er nun die demokratische Konkurrentin ins Spiel, «dann will ich, dass ihr denkt: Sozialistin! Sagt es mir, drei Mal: Sozialistin!» Das Publikum schreit jetzt und applaudiert. «Seid Evangelisten, verbreitet diese Botschaft! Noch drei Mal: Sozialistin!»

Wichtiger Militärstützpunkt

In dem Jubel tritt McSally hinter das Mikrofon. Die zierliche, ein Meter sechzig grosse Frau ist seit vier Jahren Abgeordnete im amerikanischen Repräsentantenhaus – und sie war die erste Soldatin, die für die amerikanische Luftwaffe einen Kampfeinsatz flog, 1995 im Irak. 2002 sorgte sie landesweit für Schlagzeilen, als sie erfolgreich während ihrer Entsendung nach Saudiarabien gegen eine Richtlinie des Verteidigungsministeriums klagte, gemäss der Soldatinnen auf der Strasse die landestübliche Verschleierung tragen mussten, anders als die männlichen Kameraden.

McSallys Militärkarriere ist in einem Gliedstaat, in dem sieben Militärbasen sowie 1200 Firmen aus der Raumfahrt- und Verteidigungsindustrie ansässig sind, ein Trumpf – und sie spielt ihn geflissentlich aus. «31 Tage Wahlkampf liegen noch vor uns, das ist kürzer als das Basistraining im Militär und als jeder meiner Kriegseinsätze!», ruft sie der Menge zu. Vor allem die Männer jubeln, sie tragen T-Shirts mit McSallys Slogan «Fly, fight, win».

Das Senatsrennen in Arizona ist eines der knappsten im ganzen Land. Rund drei Wochen vor den Kongresswahlen sieht der «Cook Political Report» neun «toss ups», also Gliedstaaten, in denen der demokratische und der republikanische Kandidat für den Senat Kopf an Kopf liegen. Die Demokraten müssen zwei Sitze hinzugewinnen, wollen sie ihre derzeit 49 Stimmen im Senat zu einer Mehrheit ausbauen. Gleichzeitig haben sie von den 35 Sitzen, die dieses Jahr zur Wahl stehen, 26 zu verteidigen – 10 davon in Gliedstaaten, die Donald Trump 2016 gewonnen hatte. Der Traum von der Senatsmehrheit ist also ohnehin kaum zu erfüllen – unmöglich werden dürfte er, wenn die Demokraten nicht einmal in Arizona einen Sieg erringen, wo ihre Chancen relativ gut stehen.

In fast allen Kongressrennen setzen die Republikaner primär auf negative Botschaften und skizzieren ihre Gegner als Sozialisten. Angst und Wut motivieren Wähler bekanntlich mehr als Zufriedenheit. Wie Gewehrsalven rattert auch McSally an diesem Morgen ihre Parolen herunter: dass ihre Konkurrentin Sinema eine radikale Linke sei, finanziert von Geldgebern aus Washington, und «nicht auf Linie mit unseren Werten in Arizona». Vor allem Zuwanderung ist ein grosses Thema in dem Grenzstaat, die republikanische Basis jubelt McSally zu, als sie einen «starken Grenzschutz» und ein «starkes Militär» verlangt.

Doch auch das Erreichte betont McSally an diesem Morgen in Phoenix – vor allem mit Blick auf die Judikative. Die Regierung habe bereits zig Bundesbe-

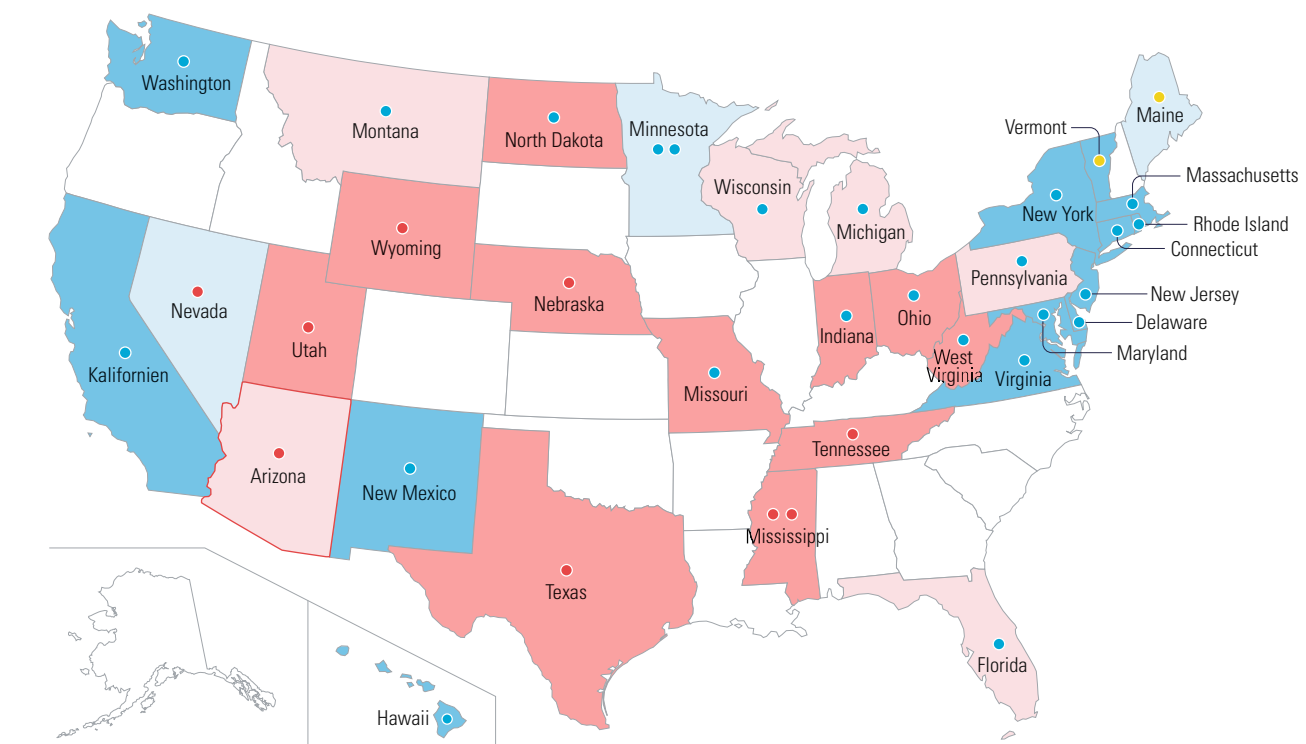


Martha McSally, republikanische Senatskandidatin in Arizona, bei einem Auftritt in Phoenix.

RICK D'ELIA / EPA

Die Demokraten müssen deutlich mehr Senatssitze verteidigen

Zur Wahl stehende Senatssitze
 ● Demokraten ● Unabhängig ● Republikaner
 Wahlergebnis 2016, Vorsprung in Prozentpunkten
 Clinton <5 ● >5 Trump <5 ● >5



QUELLE: WIKIPEDIA

NZZ-Infografik/awi.

rufungsrichter und noch dazu zwei Oberste Richter ernannt, «allen Sabotagen zum Trotz». Die Aussicht, eine langfristig konservative Mehrheit am Supreme Court zu erreichen, hatte bereits 2016 viele Republikaner dazu gebracht, für Trump zu stimmen. Das Drama um die Berufung von Brett Kavanaugh in den Supreme Court könnte die republikanische Basis erneut zusammenschweissen, wie Umfragen zeigen. Auch McSally hat jüngst ihren leichten Rückstand gegenüber Sinema aufgeholt.

Republikanische Dominanz

Dass die Demokratinnen überhaupt in Führung lag, überrascht auf den ersten Blick in einem so roten, also republikanischen Gliedstaat. Die Republikaner kontrollieren beide Kammern im Parlament von Arizona, stellen den Gouverneur, beide Senatoren sowie fünf von neun Abgeordneten im Repräsentantenhaus. Seit 1952 hat der «Grand Canyon State» nur ein Mal für einen demokratischen Präsidentschaftskandidaten gestimmt, nämlich 1995 für Bill Clinton, und zuletzt vor 30 Jahren einen Demokraten in den Senat gewählt.

Wie unter einem Vergrösserungsglas zeigt sich in Arizona die politische Spaltung Amerikas: Je ein Drittel der Wähler sind als Republikaner, Unabhängige oder

Demokraten registriert. Die Republikaner hätten bisher davon profitiert, dass ihre Basis als einzige zuverlässig wählen gehe, sagt Kim Fridkin, Politologin an der Arizona State University. Allmählich aber rücke Arizona mehr nach links: zu einem, weil viele Bürger aus dem linksliberalen Kalifornien nach Arizona umsiedelten; zum anderen, weil immer mehr Hispanics auch wahlberechtigt seien. Letztere machen inzwischen ein Drittel der Bevölkerung und ein Viertel der Wählerschaft aus – ähnlich wie in Florida, Texas oder New Mexico. Die Schlüsselfrage wird sein, ob die ausländerfeindliche Rhetorik des Präsidenten die Hispanics dieses Jahr an die Urnen treibt. Schon 2016 war sein Vorsprung in Arizona mit vier Prozentpunkten überraschend knapp.

Seit Jahren versuchen die Demokraten, Arizona zu erobern. Doch dieses Jahr ist die Konstellation günstig: Der republikanische Senator Jeff Flake tritt nach nur einer Amtszeit nicht mehr an, aus Protest gegen den Präsidenten und das vergiftete Klima in Washington, wie er sagt. Wiedergewählt würde er wohl ohnehin nicht, laut Umfragen zählt er zu den in seiner eigenen Partei unbeliebtesten Politikern; die Basis nimmt ihm die Kritik am Präsidenten übel. Damit entfällt für die Republikaner aber auch der Vorteil des Amtsinhabers; zur Wieder-

wahl antretende Kongressabgeordnete haben erfahrungsgemäss deutlich bessere Siegeschancen, weil sie von ihrer Bekanntheit und ihrem Leistungsweis profitieren. Für die Demokraten bietet sich nun die Chance, die rote Bastion Arizona zu erobern und es in einen «swing state» zu verwandeln.

Schmalere Grat für Demokraten

Kyrsten Sinema versucht die Gratwanderung zwischen den politischen Lagern. Die Demokratinnen gibt sich im Wahlkampf als Zentristin und verspricht, in Washington mit jedem zusammenzuarbeiten. Das geht so weit, dass sie derzeit mit keinem anderen Demokraten aus Arizona auftritt und laut ihre eigene Parteiführung kritisiert. Damit, dass sich Barack Obama für sie aussprach, erwies er ihr nach Einschätzung von Beobachtern einen Bärendienst.

Sinemas Biografie dürfte auf viele Wähler ansprechend wirken: In ärmlichen Verhältnissen in Arizona geboren, war sie mit ihrer Familie nach dem Tod des Vaters einige Jahre ohne festen Wohnsitz, «obdachlos», wie sie es formuliert. Mit 16 schloss sie die Highschool als Jahrgangsbeste und mit 18 das College als Sozialarbeiterin ab. Bei Auftritten betont sie gerne, dass ihr Bruder ein Kriegsveteran ist. Jeder könne den amerikanischen

Traum leben, «aber manchmal brauchen wir alle etwas Unterstützung», sagt sie mit heiserer Stimme bei einem Wahlkampfauftreten im Phoenix-Büro der Demokratischen Partei Anfang Oktober, drei Tage vor Beginn der Briefwahl in Arizona; erfahrungsgemäss stimmen 80 Prozent der Wählerinnen und Wähler bereits vor dem Wahltag ab. Sinemas Bemühungen fokussieren darauf, möglichst viele Demokraten möglichst früh an die Urnen zu bekommen; mit Selfies und Umarmungen versucht sie, die Helfer an diesem Nachmittag zu motivieren.

Worüber Sinema jedoch nicht so gerne spricht, ist ihre politische Vergangenheit – und die ist nicht ganz so moderat. Als Studentin gehörte sie der Green Party an und protestierte vehement gegen den amerikanischen Truppeneinsatz im Irak – in einem pinkfarbenen Tüllkleid, wie ihre Konkurrentin McSally betont.

Die Republikanerin bemüht sich redlich, die Unterschiede zu ihrer Konkurrentin herauszuarbeiten. Einfach ist das nicht: Beide sind Frauen, beide sitzen im Repräsentantenhaus, beide haben schon an einem Ironman-Triathlon teilgenommen. Im Repräsentantenhaus ist Sinema Mitglied der Blue Dog Coalition, eines konservativen Flügels der Demokratischen Partei. Gemäss der Datenplattform 538 stimmte Sinema in der laufenden Legislatur so häufig wie kaum ein anderes Mitglied der Demokraten mit dem Präsidenten.

Die Trump-Frage

Wirklich unterscheiden tun sich die Kandidatinnen jedoch bei Gesundheitsthemen: McSally ist gegen Abtreibungen und stimmte für die Gesundheitsreform der Republikaner, die den Versicherungsschutz für Patienten mit Vorerkrankungen stark aufgeweicht hätte. Das Gesetz scheiterte letztlich im Senat – ausgerechnet am Veto von John McCain, dem Senator von Arizona. Der jüngst verstorbene McCain ist nach wie vor extrem beliebt in Arizona, er gilt als «Maverick», als Freidenker, der gegen den Strom schwamm. McCain war



Kyrsten Sinema
 Demokratische
 Senatskandidatin
 in Arizona

jedoch, wie Senator Flake, auch einer der lautesten Kritiker von Trump.

Wie sie sich zum Präsidenten positionieren, ist für republikanische Kandidaten im diesjährigen Wahlkampf die Gretchen-Frage. Trump ist bekanntlich im Wahlvolk unbeliebt, doch an der republikanischen Basis befürworten gemäss dem Gallup-Institut 87 Prozent seinen Kurs. Auch McSally legte eine Kehrtwende ein: 2016 kritisierte sie den damaligen Kandidaten noch und liess unklar, ob sie ihn wählen würde – nun ist die 52-Jährige eine Trump-Anhängerin.

Die Konkurrenz in den republikanischen Vorwahlen habe McSally nach rechts gedrängt, sagt die Politologin Fridkin, etwa der frühere nationalistische Sheriff Joe Arpaio. Sinema hingegen habe keine ernstzunehmende Mitbewerber gehabt, die sie nach links gedrängt hätten, und habe ihren zentristischen Kurs halten können.

Selbst die Rhetorik des Präsidenten übernimmt McSally inzwischen. «Helft mir, das Land weiterhin grossartig zu machen!», verabschiedet sie sich bei ihrem Wahlkampfauftreten in Phoenix. Senator Flake befürchtet, dass seine potenzielle Nachfolgerin etwas zu nah an den Präsidenten gerückt ist. Wenn McSally die moderaten Wähler nicht vergraulen wolle, sagte er gegenüber der «New York Times», müsse sie eine Balance finden. Von der Zeitung damit konfrontiert, entgegnete McSally, sie frage Flake nicht um Rat. Am Freitag kommt der Präsident für eine Rallye mit ihr nach Arizona.

Cinema

KINOPROGRAMM Freitag, 19. Oktober 2018

Table with multiple columns listing movies, theaters, and showtimes. Includes titles like 'ABATON 1-10, A+B', 'VENOM - 3D', 'ARTHOUSE MOVIE 1+2', 'FROSC STUDIO 1+2', 'KOSMOS 1-6', etc.

Kanton St.Gallen
Departement des Innern
Amt für Handelsregister und Notariate
Erbauftrag (Art. 555 ZGB)
Am 31.05.2016 ist in St. Gallen, Schweiz, gestorben:
Hediger Andreas (vormals Satariano Giovanni Nicolo), geboren 22.08.1967 in Cleveland, USA...

Jürg Hoss • Liquidator
Kunst - Liquidation
Im Auftrag der Erben gelangt die exklusive und ausgewählte Einrichtungs im Küsnacht im Detail zum Verkauf.
Bilder und Details: www.hoss-liquidator.ch
Freie Besichtigung und Verkauf:
Samstag, 20. Okt. von 9 bis 16 Uhr und Montag, 22. Okt. von 9 bis 17 Uhr
Traubenweg 30, 8700 Küsnacht
www.hoss-liquidator.ch

Universität Zürich
Master of Advanced Studies in Applied History
Ob es Wilhelm Tell wirklich gab, wissen wir auch nicht. Aber vieles andere.
www.mas-applied-history.ch

Finanzmarkt
Suchen Sie Kapital?
Wir vermitteln Beteiligungen ideeller oder materieller Art für Ihre Geschäftsidee und Start-ups.
Bei erfolgreicher Vermittlung durch Finbedi AG bezahlen Sie eine einmalige Provision von 1% der Kreditsumme oder des Beteiligungswertes.
Finbedi AG
Brauereiweg 23, 8640 Rapperswil
Investoren gesucht für eine Druckerei-Übernahme, eine neue Luzerner Zeitung und ein neues Erotik-frauenmagazin.
Bildung für Kinder in Afrika und Asien. PC 80-444-2
COOPERAIID





MARCO ZORZANELLO

FOTO-TABLEAU

Wassernot im Heiligen Land 5/6

Mit einer Erwachsenentaufe oder einem Bad an geweihter Stätte verbindet man unweigerlich auch die Vorstellung einer Reinigung. Die Pilgerinnen und Pilger, die diesen Akt in Qasr al Yahud begehren wollen, tun dies zudem im Wissen, dass an dieser Stelle – oder, wie es eine andere Überlieferung will, am gegenüberliegenden Ufer des Jordan – Jesus selbst die Taufe empfing. Gut möglich, dass dieser Gedanke das trüb-braune Wasser des Flusses in ihren Augen gleichsam verklärt. Der Jordan ist infolge massiver Belastung verschlammte und schmal geworden; mehr noch als die Trinkwasserversorgung einer wachsenden Bevölkerung fällt dabei die Landwirtschaft ins Gewicht, deren Wasserverbrauch in jüngerer Zeit wegen des lukrativen Anbaus tropischer Früchte noch zugenommen hat. Der Fotograf Marco Zorzanello hat auch die «saubere» Alternative für Pilger besucht: die nahe beim See Genezareth gelegene Taufstätte von Jardenit, wo der Wasserlauf dank künstlicher Regulierung grün und klar ist. Aber hinsichtlich der religiösen Aura kann Jardenit mit Qasr al Yahud nicht ganz mithalten.

Japan vor einer Zeitenwende

Die Jahre, die es niemals geben wird

Gastkommentar
von FLORIAN COULMAS

Japan steht vor einer Zeitenwende. Der 84-jährige Kaiser Akihito darf nächstes Jahr Ende April abdanken. Wenn sein Sohn, Kronprinz Naruhito, ihm dann auf dem Chrysanthenen-Thron folgt, beginnt eine neue Ära.

In Japan ist der gregorianische Kalender nicht unbekannt. Im Zuge der Modernisierung ersetzte er 1873 den lunisolaren Kalender, der weniger genau und chinesischer Herkunft war. Um sich nicht bedingungslos dem christlichen Zeitregime zu unterwerfen – Gregor XIII. war ein Papst, nicht zu vergessen – und ein Quentchen Selbstachtung aufrechtzuerhalten, behielt man die an die Inthronisierung des Kaisers gebundenen Jahreszahlen daneben bei.

Dementsprechend leben wir heute im Jahr Heisei 30. Nach dem Tod seines Vaters Hirohito bestieg Akihito am 7. Januar 1989 den Thron, aus welchem Anlass der Name der neuen Ära Heisei vom Ministerpräsidenten verkündet wurde. Und wenn ihm sein Sohn folgt, bricht wieder eine neue Ära mit einem neuen Namen an.

In früheren Epochen wurden Äranamen auch geändert, wenn ein Unglück geschah, eine Naturkatastrophe, eine Hungersnot. Heute begnügt man sich damit, der Amtszeit jedes Kaisers einen Namen zu geben, vier seit Japans Eintritt in die moderne Welt, Meiji, Taisho, Showa und jetzt Heisei.

Die Jahreszahlen der Ära sind keineswegs nur folkloristisches Dekor. Zwar stehen sie oft, wie etwa auf der Frontseite der Tageszeitungen, neben dem westlichen Datum, aber nicht immer. Viele offizielle Schriftstücke, insbesondere solche, die mit dem Kaiserhaus und anderen traditionellen Einrichtungen zu tun haben, verwenden nur die Jahreszahl der Ära, was gelegentlich Verwirrung stiftet, war doch zum Beispiel 1989 sowohl das Jahr Showa 64 als auch Heisei 1, da es in keiner Ära ein Jahr 0 gibt.

Was war Heisei für eine Ära? Das ist heute ein grosses Thema, so ähnlich, wie eine Jahrhundertwende von vielen auch nicht nur als ein willkürlicher Einschnitt betrachtet wird.

Heisei ist die Ära der Mehrwertsteuer, die es davor in Japan nicht gab. Es ist die Ära der Alterung, die in den drei Jahrzehnten Heisei rapide voranschritt. Im Jahr 1 gab es im ganzen Land 3000 Hundertjährige, heute sind es 70 000. Die Ära Heisei sah die Seifenblase der japanischen Finanzwirtschaft platzen. Es ist die Ära wachsender sozialer Ungleichheit, an deren Beginn alle glaubten, in einer homogenen Mittelstandsgesellschaft zu le-

ben, während das Schlagwort heute Differenzgesellschaft heisst.

Und Heisei ist natürlich auch die Ära der Digitalisierung mit all ihren Implikationen. Es gibt Tabellen, und es gibt Software, die Heisei-Jahreszahlen in solche des westlichen Kalenders übersetzen, aber wie weit reichen sie in die Zukunft? Im Internet kann man die Wochentage beweglicher Feiertage im Jahre Heisei 40 ermitteln.

Gesetze, Baupläne, Lebensversicherungen, Kredite und viele andere Dinge mit einer Laufzeit haben in den Schriftsätzen zum Teil nur Heisei-Daten. Geld ist heutzutage billig. Eine Hypothek bis Heisei 40 braucht nicht viel mehr als 1 Prozent Zinsen zu kosten. Mein Freund Paolo hat einen Führerschein, der bis Heisei 35 gültig ist.

Die Jahre Heisei 35 und 40 wird es aber nie geben, weil 30 Jahre Heisei genug waren und man dem Kaiser seinen Ruhestand gönnen will. Nun wird daraus niemand folgern, dass Paolos Führerschein nie ungültig wird oder dass der Schuldner seine Hypothek nicht zurückzahlen muss, da wir ja auch in fünf oder zehn Jahren nicht in Heisei 35 bzw. 40 angekommen sein werden.

Bestimmte Rentenbeiträge für die 106 Monate von Mai Heisei 30 (dieses Jahr) bis Februar Heisei 39 sind angeblich bereits bezahlt.

Auf die Spitze treibt es das Staatliche Institut für Demografie, von dem wir erfahren, dass Japanerinnen sich im Jahre Heisei 77 einer Lebenserwartung von 92,48 Jahren erfreuen werden (wenn sie sich freuen), während die Gesamtbevölkerung von heute 125 Millionen bis dahin auf 88 Millionen geschrumpft sein wird. Dieses Institut veröffentlicht sogar Prognosen bis Heisei 127 (2115). 127 Jahre wären auch bei noch weiter gesteigerter Alterung einfach zu viel für die Amtsperiode eines Kaisers.

Angesichts der monatelangen Vorlaufzeit und der hochentwickelten IT-Infrastruktur Japans sind durch die Zeitenwende verursachte fatale Störungen (z. B. in Fahrplänen) nicht allzu wahrscheinlich, aber manche Kuriositäten wird es schon geben.

Unglücklich sind die Kalendermacher. Kalender aller Art sind bereits gedruckt und im Handel, aber sofern sie neben 2019 auch das japanische Jahr angeben, kann das nur Heisei 31 sein, denn der Name der neuen Ära ist noch nicht bekannt, vielleicht noch nicht einmal entschieden. Ein Heisei-Jahr wird 2019 aber nur bis April sein, das letzte. Die letzten acht Monate Heisei im nächsten Jahr wird es nie geben.

Florian Coulmas ist Professor für japanische Gesellschaft an der Universität Duisburg-Essen.

Militär- vor Zivildienst

Es gibt keine freie Wahl

Gastkommentar
von CHRISTOPH HARTMANN

In den vergangenen Jahren hat die Zahl der Zulassungen zum Zivildienst stetig zugenommen. 2017 wurden 2738 Armeeangehörige, die die Rekrutenschule bestanden hatten und als ausgebildete Soldaten in die Formationen eingeteilt waren, auf ihr Gesuch hin zum Zivildienst zugelassen. Das sind über 40 Prozent aller Zulassungen im letzten Jahr.

Sicher ist: Zum Zivildienst zu wechseln, heisst nicht, den einfachsten Weg zu gehen. Zivildienstpflichtige nehmen ihre Zivildienstpflicht in hohem Masse wahr. Seit Jahren erfüllen über 96 Prozent der Entlassenen ihre Zivildienstpflicht ohne einen einzigen Restdiensttag.

Aber: Gemäss einer Umfrage von 2015 glauben 60 Prozent, dass es eine freie Wahl zwischen Militärdienst und Zivildienst gibt. Die Realität des Vollzugs des Zivildienstes weicht offensichtlich vom Willen des Gesetzgebers ab. Dieser hat als Zulassungskriterien das Vorliegen eines Gewis-

Der Zivildienst ist ein Teil des Dienstpflichtsystems. Ihn alleine in den Blick zu nehmen, hiesse, sich der Komplexität des ganzen Systems zu verschliessen.

senskonflikts und die Bereitschaft, Zivildienst nach den Regeln des Gesetzes zu leisten, definiert. Mit der geltenden Tatbeweislösung heisst das: Zivildienstleistende müssen ihren Gewissenskonflikt explizit geltend machen und im Zivildienst 1,5-mal mehr Dienstage gegenüber den nicht geleisteten Dienstagen in der Armee leisten. Es besteht anders formuliert keine freie Wahl zwischen Militärdienst und Zivildienst. Diesem Grundsatz ist vermehrt Nachachtung zu verschaffen.

Der Bundesrat will deshalb die Anzahl Zulassungen mit sieben Massnahmen senken. Die Massnahmen setzen bei den erkannten Problemen zum Zeitpunkt des Übertritts in den Zivildienst an. Sie zielen insbesondere auf eingeteilte Angehörige der Armee, die in den Zivildienst wechseln wollen. Wer bereits viele Dienstage in der Armee geleistet hat, soll sich inskünftig gefallen lassen müssen, dass höhere Anforderungen – in Form einer Mindestanzahl von zu leistenden Zivildiensttagen – an die Erbringung des Tatbeweises gestellt werden. Denn sein Abgang trifft den Steuerzahler und den

Ausbungsbetrieb der Armee besonders empfindlich, wenn zuvor eine kosten- und zeitintensive Fach- und Kaderausstellung geleistet wurde.

Die Vernehmlassung endete am 11. Oktober. Nach Auswertung der Stellungnahmen wird die Vorlage dem Bundesrat zur Prüfung und gegebenenfalls zur Verabschiedung der Botschaft unterbreitet. Die Massnahmen sind mit Augenmass gewählt. Wer einen Gewissenskonflikt hat, behält auch künftig das Recht, jederzeit ein Gesuch um Zulassung zum Zivildienst einzureichen. Eine Korrektur der heutigen Realität im Vollzug des Zivildienstes ist aber geboten. Es wird ein Problem des Zivildienstes beim Zivildienst angegangen.

Die Vorlage bringt zum Ausdruck, dass der Bundesrat das öffentliche Interesse an einer bedarfsgerechten Alimentierung der Armee zur Sicherstellung ihres Auftrages hoch wertet – höher als das Interesse von Militärdienstpflichtigen an möglichst attraktiven Modalitäten beim Wechsel vom Militär- in den Zivildienst. Dabei berücksichtigt der Bundesrat auch, dass der Zivildienst im Gegensatz zu Armee und Zivildienst, die als Einsatzorganisationen ihre Aufträge jederzeit und vollständig erfüllen müssen, keinen definierten Bestand hat. Der Hauptauftrag des Zivildienstes ist, das Problem der Militärdienstverweigerung aus Wissensgründen zu lösen. Mit den vorgeschlagenen Massnahmen bleibt sichergestellt, dass er diesen Auftrag weiterhin und mit schlankem Vollzug erfüllt.

Die Massnahmen vermögen beim Zivildienst gezielt zu wirken. Sie sind aber nicht dazu geeignet, drängende und übergeordnete Fragen rund um die Weiterentwicklung des Dienstpflichtsystems integral zu klären, geschweige denn Entwicklungen des gesamten Systems voranzutreiben.

Die vergangenen Monate haben gezeigt, dass solche Fragen in Nachbarländern unter den spezifischen Vorzeichen des jeweiligen Systems debattiert werden. Es ist zu hoffen, dass hierzulande Antworten auf solche Fragen in einer gut informierten Debatte über die Diskussion um die Teilrevision des Zivildienstgesetzes hinaus gefunden werden. Ein Anfang ist gemacht: Der Bundesrat hat am 28. Juni 2017 entschieden, die langfristige Entwicklung der Alimentierung von Armee und Zivildienst unter Federführung des VBS bis 2020 näher zu untersuchen. Dazu gehört auch die Frage, durch welche zahlreichen Faktoren die Bestände von Armee und Zivildienst beeinflusst werden.

Der Zivildienst ist ein Teil des Dienstpflichtsystems. Ihn alleine in den Blick zu nehmen, hiesse, sich der Komplexität des ganzen Systems zu verschliessen.

Christoph Hartmann ist Leiter der Vollzugsstelle für den Zivildienst.

Amerikas Bündnis mit Saudiarabien auf dem Prüfstand

Der Kronprinz ist kein glaubwürdiger Partner mehr



ANDREAS RÜESCH

Der amerikanische Präsident Trump ist mit seiner ersten wirklichen aussenpolitischen Krise konfrontiert. Nicht dass es ihm bisher an Herausforderungen gemangelt hätte. Doch entweder konnte Trump einfach an die Politik seines Vorgängers anknüpfen, wie in Syrien, oder er war selber der Auslöser internationaler Stürme, etwa in den Konfrontationen mit Iran und Nordkorea. Im Vergleich dazu hat die Affäre um den Mord am saudischen Regimekritiker Jamal Khashoggi einen ganz anderen Charakter. Sie kommt plötzlich, erwischt die Administration Trump auf dem falschen Fuss und lässt sich auch nicht auf die lange Bank schieben. Unversehens steht Amerika vor der Frage, wie die Zukunft seines Bündnisses mit dem Königreich aussehen soll. Simple Lösungen stehen nicht zur Verfügung.

Wäre Saudiarabien ein traditioneller Gegenspieler der USA wie Russland oder Iran, so hätte man das klassische Instrumentarium von Reiseverboten bis Wirtschaftssanktionen leicht zur Hand. Doch gegenüber einem Staat, der einen Pfeiler amerika-

nischer Aussenpolitik darstellt, ist die Ausgangslage ungleich kniffliger. Die USA können es sich weder erlauben, die Sache auszusitzen, noch können sie das Bündnis einfach über Bord werfen und strategische Interessen ausser Acht lassen. Eine kunstvoll ausbalancierte Strategie ist somit gefragt.

Sicher ist, dass das Verbrechen vom 2. Oktober seine Spuren am amerikanisch-saudischen Verhältnis hinterlassen wird. Dabei gilt zu bedenken, was überhaupt den Kitt dieses Bündnisses ausmacht. Es gründete nie auf gemeinsamen Werten. Saudiarabien ist eine absolutistische Monarchie mit abscheulichen theokratischen Auswüchsen. Basis der engen Beziehungen, die 1945 mit dem historischen Treffen zwischen dem Gründerkönig Abdelaziz und Präsident Roosevelt etabliert wurden, war und ist nackte Interessenpolitik. Ging es den Amerikanern anfangs um den Zugang zum Öl, so ist die Interessenlage heute komplexer. Saudiarabien ist auch ein Partner in der Terrorbekämpfung, ein Grosskunde der Rüstungsindustrie und ein Gegengewicht zur Regionalmacht Iran. Das Öl bleibt dabei wichtig: Kein Land der Erde kann das Angebot kurzfristig so leicht erhöhen wie die Saudi; bei einer Konfrontation mit Iran wäre der saudische Stabilitätspuffer auf dem Ölmarkt für Washington Gold wert.

Frei von Moral können die USA ihre Politik jedoch nicht führen. Die Glaubwürdigkeit ihrer Be-

Die Hoffnung auf den Prinzen als «aufgeklärten Autokraten» hat sich zerschlagen. Die von Trumps Schwiegersohn propagierte Politik, Mohammeds Aufstieg an die Macht zu fördern, war ein Fehler.

kenntnisse zu Demokratie und Menschenrechten steht auf dem Spiel. Natürlich gab es dieses Spannungsfeld schon früher; so sind das Verschwindenlassen von Dissidenten in Saudiarabien oder die gnadenlose Bombardierung von Zivilisten in Jemen gewiss nicht geringere Verbrechen als der Fall Khashoggi. Aber die Berichte über die kaltblütige Liquidierung dieses Intellektuellen wirft ein sehr grelles Schlaglicht auf das Dilemma dieses Zweckbündnisses. Trump wird sich dem nicht entziehen können. Seine Strategierevision sollte mit der Frage beginnen, wie nützlich jemand wie Kronprinz Mohammed noch sein kann, falls sich erhärtet, dass er den Auftrag zu einem brutalen Mord gegeben hat. Die Hoffnung auf den Prinzen als «aufgeklärten Autokraten» hat sich zerschlagen; vielmehr steht Mohammed für Sprunghaftigkeit und hochriskante Gewaltbereitschaft. Ein solcher Mann ist gefährlich und als Partner nicht vertrauenswürdig. Die von Trumps Schwiegersohn propagierte Politik, Mohammeds Aufstieg an die Macht zu fördern, war ein Fehler.

Zwar wird Amerika auf Saudiarabien angewiesen bleiben. Aber diese Allianz hat grössere Chancen auf Bestand, wenn die USA sich aus Mohammeds Umarmung lösen und der saudischen Elite einen klaren Fingerzeig geben: nämlich dass den Interessen des Königreichs mit einem anderen Thronfolger besser gedient sein wird.

Längere Übergangsphase beim Brexit

Mehr Zeit ist für Firmen nicht automatisch besser



BENJAMIN TRIEBE

Vieles an den Brexit-Verhandlungen ist frustrierend, vor allem der Mangel an Ergebnissen. Mehr als zwei Jahre sind seit dem britischen Brexit-Referendum im Juni 2016 vergangen, gut fünf Monate verbleiben vor dem EU-Austritt Ende März 2019 noch. Doch die Fortschritte sind so klein, dass sich die Verhandlungen inzwischen auf das absolute Minimalziel konzentrieren: einen Konsens über die innerirische Grenze finden und sich in eine Übergangsphase retten, wenn Grossbritannien die EU im kommenden Frühjahr verlässt. In dieser Übergangsphase bleibt für Unternehmen und Bürger fast alles beim Alten, obwohl das Vereinigte Königreich nicht mehr EU-Mitglied ist. Während dieser Phase sollen die Details der neuen bilateralen Beziehungen ausgehandelt werden, die gelten, wenn die Übergangsperiode endet. Alle Energie gilt jetzt dem Versuch, den unregelmässigen, chaotischen Brexit abzuwenden – als käme die Gefahr aus heiterem Himmel, als hätte man nicht sehenden Auges darauf zugesteuert.

Beim EU-Gipfel ist der Vorschlag gemacht worden, die Übergangsphase nicht Ende 2020 enden zu lassen, sondern um einige Monate zu verlängern, wenn man sich bis dahin nicht geeinigt hat. Die britische Premierministerin Theresa May ist bereit, diese Möglichkeit zu diskutieren. Die Option auf eine Verlängerung soll eine Einigung vor dem Brexit auf einen Kompromiss in der Irlandfrage erleichtern und damit die Übergangsperiode überhaupt erst ermöglichen. In der britischen Innenpolitik, vor allem in Mays Konservativer Partei, stösst die Idee auf Widerstand. Aber die Politik einmal ausgeklammert: Wäre die Verlängerung, zum Beispiel bis Ende 2021, nicht ein willkommenes Geschenk für die britischen Unternehmen und für Exporteure vom Kontinent? Würden sie nicht noch etwas länger von den Vorteilen des EU-Binnenmarkts profitieren? Wäre aus wirtschaftlicher Sicht nicht sogar eine unbefristete Übergangsperiode wünschenswert, die so lange gilt, bis eine ausgereifte Lösung für die künftigen Beziehungen gefunden ist?

Leider nein, zumindest nicht per se. Natürlich ist jede Übergangsphase besser als ein «no deal», bei dem Grossbritannien über Nacht auf die Regeln der Welthandelsorganisation (WTO) zurückfällt, Zölle erhoben werden und der Aufwand für Zulassung und Abfertigung von Ausfuhren die internationalen

Eine längere Übergangsperiode birgt das Risiko, dass die Gespräche bis dahin so unfruchtbar verlaufen wie vor dem Brexit.

Lieferketten für einige Wochen ins Chaos stürzt – von anderen Problemen und Langzeitschäden ganz zu schweigen. Aber der Sinn einer Übergangsperiode ist, Firmen die Anpassung an ein neues Regime zu erleichtern. Die Unternehmen können nur verlässlich planen, wenn sie das neue Regime kennen und wissen, ab wann es gilt. Die Option auf eine Verlängerung der Übergangsperiode birgt das Risiko, dass die Gespräche bis dahin so unfruchtbar verlaufen wie vor dem Brexit. Parallel bestünde ständig Unsicherheit darüber, wann und wie die Phase tatsächlich endet. Beide Probleme werden noch grösser, wenn der Übergang von Beginn weg fristlos ist. Besonders kleine und mittlere Unternehmen können sich nicht für alle Eventualitäten rüsten.

Ein Argument gibt es allerdings für die Verlängerung der Übergangsphase: Bis Ende 2020 bleibt wenig Zeit, um ein neues Freihandelsabkommen aufzulegen. Solche Abkommen mit der EU brauchten zuletzt meist deutlich länger. Auf der anderen Seite ist der Ausgangspunkt für Verhandlungen günstig, weil das Vereinigte Königreich und die EU am selben Startpunkt beginnen: Wegen der britischen Mitgliedschaft ist die Regulierung derzeit ohnehin EU-gleichwertig. Es kommt also auf den Willen und die Kompromissbereitschaft an. Also leider genau darauf, woran es bis jetzt fehlt.

Neue Konkurrenz für städtischen Veloverleih

Zürich braucht Publibike nicht mehr



ANDRÉ MÜLLER

Also noch ein Kalifornier: Nach Lime will auch das Milliarden-Startup Bird E-Trottinette nach Zürich bringen. Das US-Unternehmen tritt mit Vorschusslorbeeren an, wird in der Limmatstadt aber einen schweren Stand haben. Eine Handvoll Anbieter kämpft schon jetzt mit Velos, E-Bikes, -Scooter und -Trottinetten um die Gunst der Zürcher Kunden. Für diese ist der Markteintritt von Bird eine gute Nachricht. Die Vielfalt an Sharing-Angeboten macht aber deutlich, dass Zürich keinen städtischen Veloverleih mehr nötig hat. Die Stadtbehörden sollten die Zusammenarbeit mit Publibike daher ersatzlos einstellen, wenn die Konzession ausläuft.

Publibike erhält in Zürich zwar (anders als in Bern) keine städtischen Finanzmittel für ihr Leihvelonetz. Die Firma profitiert aber davon, dass ihr der Platz für Stationen unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird. Das verschafft ihr einen Vorteil gegenüber der Konkurrenz. Hinzu kommt, dass Publibike selbst der Post und somit dem Staat gehört. Auch die

beiden Hauptsponsoren des Zürcher Netzes, die ZKB und das städtische Elektrizitätswerk (EWZ), sind im Besitz des Kantons bzw. der Stadt Zürich. Diese ausgreifende Staatswirtschaft ist vielleicht legal, aber unschön und unnötig.

Denn wenn die öffentliche Hand in einen funktionierenden Markt eingreift und selbst herausfinden oder festlegen will, welche Technologie sich durchsetzt, geht das oft schief. Gerade Publibike liefert reiches Anschauungsmaterial dafür: 2007 wurde im Zürcher Gemeinderat per Motion ein städtischer Veloverleih gefordert, 2018 erst realisiert. Inzwischen ist das von Publibike verfolgte Prinzip der fixen Andockstationen aus der Mode geraten. Die Konkurrenz setzt auf Bikes und Trottinette, die mit GPS überall geortet und abgestellt werden können.

Obwohl die Publibike-Verantwortlichen ihr Verleihsystem über Jahre vorbereiten konnten, fiel ihnen erst viel zu spät auf, dass sich die Schlösser kinderleicht öffnen lassen. Viele Velos wurden illegal, aber gratis benutzt. In einer Hauruck-Aktion mussten sie nachgerüstet werden, das System fiel den schönen Spätsommer über aus. Hätten nur schon ein paar Jugendliche die Velos vor der Lancierung auf Herz und Nieren testen können, wäre der Fehler sicher aufgefallen. Der private Verleiher O-Bike scheiterte an ähnlich schlechtem Projekt-

2007 wurde im Gemeinderat ein städtischer Veloverleih gefordert, 2018 erst realisiert. Inzwischen ist das von Publibike verfolgte Prinzip der fixen Andockstationen aus der Mode geraten.

management. Publibike, mit einer Konzession in der Hand und der mächtigen Post im Rücken, wird von der besser aufgestellten Konkurrenz abgeschirmt.

Zur Verteidigung des Gemeinderats, der den städtischen Veloverleih bestellt hat, muss man sagen, dass erst seit 2017 private Anbieter auf dem Markt sind. Vorher konnte Zürich mit gutem Gewissen argumentieren, dass sie mit der Konzession eine Lücke im Verkehrssystem schliessen würde. Die Verträge mit Publibike sind daher auf jeden Fall zu erfüllen: Wenn die Firma zum vereinbarten Zeitpunkt Ende Jahr die Vergabebedingungen einhält, soll sie die Konzession wahrnehmen können. Sobald diese ausläuft oder sich Publibike aus freien Stücken zurückzieht – Post-Präsident Urs Schwaller hat bis Mitte 2019 eine Überprüfung von Publibike angekündigt –, kann man den städtischen Veloverleih jedoch einstampfen. Die Stationen können dann zurückgebaut oder allen Velofahrern zur Verfügung gestellt werden.

Die Stadt soll den Sharing-Anbietern zukünftig einen verlässlichen Rahmen zur Verfügung stellen und beispielsweise festlegen, wie viele Velos und E-Trottinette die einzelnen Anbieter im Stadtgebiet abstellen dürfen und wie rasch sie falsch abgestellte Gefährte einsammeln müssen. Für alles andere können Bird, Lime oder Smide selber sorgen.



Konsumieren statt sparen, Glitzerwelten statt bodenständige Arbeit – dieses seltsame Phänomen könnte bald vergangen sein.

TOMOHIRO OHSUMI / BLOOMBERG

Die Zeit der leichten Kursgewinne ist vorbei

Die Zinswende zwingt Anleger, Konsumenten, Unternehmen und Staaten zum Umdenken. Sie können sich nicht mehr länger darauf verlassen, dass ihnen Wertzuwächse einfach so in den Schoss fallen. Von Christof Leisinger

«Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.» Dieser Satz ist zwar schön, an den Finanzmärkten jedoch gilt oft auch das Gegenteil, wie die Kursbewegungen der letzten zwei Wochen gezeigt haben. Wer sich mit verfrühten Wetten auf strukturelle Trendänderungen oder voreiligen Crash-Warnungen aus der Deckung wagt, wird von Kritikern gerne öffentlichkeitswirksam am Nasenring durch die Manege gezogen – so wie der kalifornische Vermögensverwalter Bill Gross. Der Altmeister ausgeklügelter Zinsstrategien ist in den vergangenen Jahrzehnten mit seinem Geschick an den Finanzmärkten schwerreich geworden. Umso hämischer sind die Neider nun über ihn hergefallen, weil sich der Wert der von ihm verwalteten Vermögen zuletzt überraschend enttäuschend entwickelt hat.

Strukturelle Trendänderung

Was ist passiert? Gross hatte vor einigen Monaten die Zeichen der Zeit erkannt, diese aber wohl nicht ganz richtig gedeutet. Tatsächlich scheint in diesen Tagen ein langfristiger Trend zu Ende zu gehen, der seit fast 40 Jahren für sinkende Zinsen gesorgt hat. In diesem Rahmen ist der amerikanische Leitzins von 20 Prozent auf bis zu 0,25 Prozent gefallen. Aufgrund der zunehmenden Vernetzung und Internationalisierung der Weltwirtschaft und der Finanzmärkte sind auch die Zinsen und Renditen in anderen Teilen der Welt immer weiter gefallen. Zehnjährige Staatsanleihen der Schweiz haben im Jahr 1974 noch mit gut sieben Prozent rentiert, im Jahr 1981 mit gut sechs Prozent, und ab dem Januar 2015 mussten Anleger drei Jahre lang bis zu 0,5 Prozent draufzahlen, wenn sie solche Wertpapiere in ihren Depots haben wollten. Obligationenmärkte mit negativen Renditen befinden sich in einem äusserst seltsamen, früher kaum vorstellbarer Zustand – einem Ergebnis des nationalökonomischen Zeitgeistes.

Sollten die Zinsen steigen, würden Vermögenspreise stagnieren oder vielleicht sogar fallen. Und die Haushalte hätten weniger Geld für den Konsum übrig, sobald sie mehr für den Schuldendienst aufwenden müssten.

In den vergangenen vier Jahrzehnten sind immer mehr Regierungen und Notenbanken dazu übergegangen, im Falle einer der inzwischen fast regelmässig auftretenden Wirtschafts- und Finanzkrisen lieber bloss die Geldschleusen zu öffnen, statt politisch schwer durchsetzbare, aber im Prinzip langst überfällige Strukturreformen mit langfristig positiver Wirkung entschieden anzupacken. Bisher hat das «monetäre Medikament» zwar immer wieder gewirkt und zu einer gewissen Erholung von dem Malaise geführt, allerdings musste dafür die Dosis immer weiter erhöht werden. Die Nebenwirkungen Hunderter von Leitzinssenkungen, der Geldschöpfung der grossen Notenbanken im Wert von etwa 15 000 Milliarden Franken und der extrem tiefen oder gar negativen Renditen sind enorm – von Exzessen in Ländern wie Argentinien, Venezuela oder Simbabwe gar nicht zu reden.

Immer weiter sinkende Zinsen und billiges Geld im Überfluss haben nicht nur zu einer unheimlichen Finanzialisierung der Wirtschaft, sondern auch zu einem ebenso unheimlichen Mentalitätswandel geführt. Letztgenannter zeigt sich einerseits daran, dass es in schwierigen Zeiten auf Basis einseitig ausgelegter ökonomischer Theorien meist nur noch darum geht, wie man die Kreditvergabe der Banken, die Investitionstätigkeit der Unternehmen und den Konsum stimulieren kann. Andererseits gilt ein frugales Leben inzwischen oft nicht mehr als Tugend, sondern eher als Sünde. Der Konsument ist der Held und der normale Sparer der Dumme. Das hat zur perversen Konsequenz, dass sich bodenständige Arbeit oft kaum noch lohnt im Vergleich mit dem Vermögenszuwachs, der sich auf spekulativem Weg erzielen lässt. So sind die Preise von Vermögenswerten auf Grund der überaus grosszügigen geldpolitischen Rahmenbedingungen beinahe weltweit ständig gestiegen, und die Objekte sind meist sehr teuer geworden – sei es an den Aktien- und Obligationenmärkten oder bei Immobilien.

Gerade auch in der Schweiz ist die Neigung, aus steuerlichen Gründen möglichst hohe Verbindlichkeiten aufzutürmen, um vom bisher scheinbar nicht enden wollenden Wertzuwachs beim Wohneigentum zu profitieren, eine heikle Spekulation. Die privaten Haushalte sind deswegen so stark verschuldet wie kaum in einem anderen Land – mit Ausnahme vielleicht von Dänemark. Jüngst scheint sogar eine Art Torschlusspanik entstanden zu sein, die den Preisauftrieb nach einer vorübergehenden Beruhigung auf hohem Niveau erneut beschleunigt hat. Die Immobilienkäufer wollen sich wohl die anscheinend günstigen Refinanzierungsbedingungen sichern, weil sie offenbar ähnlich denken wie Bill Gross, der nun schon einige Zeit mit dem Ende des monetären Schlaraffenlandes rechnet.

Kritisch für die Schweiz

Sollten die Zinsen tatsächlich nicht mehr weiter fallen, sondern im Trend steigen, hätte das für die Schweiz beachtliche Folgen. Denn erstens würden die Vermögens- und Immobilienpreise unter normalen Umständen auch schon wegen der nachlassenden Zuwanderung nicht mehr weiter steigen, sondern vielleicht sogar fallen. Dazu kommt, dass grundsätzlich ein umgekehrter Zusammenhang zwischen Zinsniveau und Vermögenspreisen besteht. Zweitens hätten die privaten Haushalte im Laufe der Zeit weniger Geld für den Konsum übrig, wenn sie mehr für den Schuldendienst aufwenden müssten. Drittens liesse die Nachfrage nach Immobilien nach, was die Immobilien- und Baubranche empfindlich treffen würde. Schliesslich könnte die Baubranche ihre Kapazitäten nicht mehr auslasten, und die Immobiliengesellschaften müssten im Extremfall sogar Abschreibungen auf ihre Bestände vornehmen, statt Jahr für Jahr Wertzuwächse als Gewinne auszuweisen, die ihnen ohne grosses eigenes Zutun wie Manna vom Himmel in den Schoss gefallen sind. Auch für die Banken wären höhere Zinsen ein zweischneidiges Schwert. Auf der einen Seite sollten sie ihre Zinserträge steigern können, auf der anderen liefern sie Gefahr, über den Zinsanstieg schlecht verkraftbare Anlagen in ihren Immobilienportfolios zu stolpern. Der Immobiliensektor lieferte zuletzt einen Beitrag zum Schweizer Bruttoinlandprodukt von gegen 20 Prozent. Es lässt sich also leicht ausmalen, was das für den Binnenmarkt bedeuten würde.

Die vom Erfolg der vergangenen Jahrzehnte verwöhnte Branche wiegelt natürlich ab, aber die Konstellation an den internationalen Finanzmärkten sollte ihr zu denken geben. Immerhin hat die amerikanische Zentralbank den Leitzins in den vergangenen drei Jahren in acht Schritten von 0,25 auf zuletzt 2,25 Prozent erhöht. Jüngste Äusserungen des amerikanischen Notenbankchefs Jerome Powell lassen weitere Leitzinserhöhungen nicht nur erwarten, sondern geradezu als sicher erscheinen. Hatten ihn die Anleger noch bis vor kurzem nicht so richtig ernst genommen, so hat sich das in den vergangenen Tagen geändert. Prompt sind die Renditen amerikanischer Staatsanleihen mit einer Laufzeit von zehn Jahren in kürzester Zeit auf den höchsten Stand seit sieben Jahren gestiegen, was an den Börsen zu einer Neubewertung der Chancen und Risiken und in der vergangenen Woche schliesslich an der Wall Street zu deutlichen Kursverlusten wie aus dem Nichts geführt hat.

Natürlich haben sich die Investoren in aller Welt von der aufgekommenen Nervosität an der globalen Leitbörse anstecken lassen, was auch an anderen Aktienmärkten zu beachtlichen Kursverlusten geführt hat – selbst in der Schweiz. Die Nervosität hat gute Gründe. Erfahrene Marktbeobachter machen am amerikanischen Kapitalmarkt einen strukturellen Trendwechsel hin zu höheren Zinsen aus. Die amerikanische Wirtschaft läuft im Moment heiss, und steigende Renditen liegen auf der Hand, weil der inzwischen ziemlich ausgetrocknete Arbeitsmarkt in den USA anziehende Löhne erwarten lässt und weil der Staat immer mehr Anleihen auf den Markt bringen muss, um das enorme Budgetdefizit zu finanzieren. Das zwingt die amerikanische Notenbank, die gleichzeitig ihre enormen Wertpapierbestände abbaut, an der Zinsschraube fester zu drehen, um einer inflationären Entwicklung vorzubeugen. Schliesslich wirken Zinsänderungen erst mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung.

Selbstverständlich können sich die internationalen Finanzmärkte nicht davon abkoppeln. Aufgrund der Vernetzung ist es wohl nur eine Frage der Zeit, bis Zinsen und Renditen auch in Europa anziehen werden. Die ersten Effekte sind schon sichtbar, obwohl die Europäische Zentralbank erst vage angedeutet hat, den Fuss vom geldpolitischen Gaspedal zu nehmen. Die Konsequenzen dieser Zinswende auf breiter Front werden wohl nicht nur an den Immobilienmärkten zu spüren sein, sondern ebenso an den Börsen und im Obligationenbereich. Sobald Analytiker ihre Bewertungsmodelle im Auftrag der Wertpapierhändler und Anleger mit höheren Zinsen füttern, werden Kursrückschläge wahrscheinlich, wie sie in der vergangenen Woche noch überrascht haben. Der Weg aus dem Schlaraffenland andauernder Kursgewinne ist vorgezeichnet. Wahrscheinlich erhält dann auch Bill Gross recht, der einfach zu früh auf eine abnehmende Zinsdifferenz zwischen Europa und den USA gesetzt hat.

Das Kandidatenkarussell für den Bundesrat dreht sich bei der CVP und der FDP **SEITE 14**

In der Stadt Bern regt sich Protest gegen den geplanten Hochwasserschutz **SEITE 15**

Seilziehen um die neue Rigibahn

Eine geplante Gondelbahn von Weggis nach Kaltbad stösst auf den Widerstand von Naturschützern und Anwohnern

ERICH ASCHWANDEN

Der letzte Sonntag war das, was man in der Innerschweiz als «Rigitag» bezeichnet. An einem solchen strahlend blauen Herbsttag strömen ausländische Touristen und Tagesausflügler aus der Schweiz auf die Königin der Berge. Wartezeiten gibt es in Arth-Goldau und Vitznau trotz dem Grossandrang kaum, da die beiden Zahnradbahnen laufend mit zusätzlichen Wagen bestückt werden. Viel Geduld müssen dagegen die Passagiere aufbringen, die mit der Luftseilbahn von Weggis nach Rigi Kaltbad fahren wollen. Doch diesen Engpass will die Rigi-Bahnen AG in absehbarer Zeit beseitigen.

Im kommenden Jahr läuft die Konzession der 1968 in Betrieb genommenen Luftseilbahn ab, und die Betreiberin will diese Gelegenheit für einen grossen Wurf nutzen. Die bestehende Pendelbahn mit zwei Kabinen soll durch eine moderne Gondel-Umlaufbahn mit mehr, aber kleineren Kabinen zwischen Weggis und Rigi Kaltbad ersetzt werden. Noch haben die Rigibahnen sich nicht definitiv für den Systemwechsel entschieden, die Präferenz ist jedoch klar. «Die Vorteile einer Gondel-Umlaufbahn liegen auf der Hand», sagt Jörg Lustenberger, Leiter Betrieb, Technik und Infrastruktur der Rigibahnen. «Jeder Gast hat in den geräumigen Zehner-Gondeln einen eigenen Sitzplatz und kann die Aussicht auf die einmalige Landschaft geniessen.»

Schützenswertes Gebiet

Doch einfach ist ein solches Projekt nicht zu realisieren. Der exponierte Rigi-Stüdhang liegt mitten in einem Gebiet, das zum Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler (BLN) und damit zu den wertvollsten Landschaften der Schweiz zählt. Naturschützer sind alarmiert. «Der Landschaftsschutzverband Vierwaldstättersee kommt nach Abwägung verschiedener Aspekte eindeutig zum Schluss, dass nur eine Pendelbahn, wie sie heute besteht, eine vertragliche Lösung darstellen kann», sagt Urs Steiger, der Präsident des LSVV, der von den Rigibahnen um eine Stellungnahme gebeten wurde.

«Es ist offensichtlich, dass eine Gondelbahn aufgrund der höheren Anzahl an Masten und der bodennahen Linienführung zu deutlich grösseren Landschaftseingriffen führt», betont Steiger. Statt drei Stützen wie die bisherige Luftseilbahn benötigt die projektierte Um-



Die Konzession der bestehenden Luftseilbahn läuft bald ab – eine Möglichkeit, sie zu ersetzen.

ALESSANDRO DELLA BELLA / KEYSTONE

lauf-Gondelbahn vierzehn Stützen – und eine davon ist rund 70 Meter hoch. Steiger spricht angesichts der zahlreichen Gondeln von einer hässlichen «Wöschhänki am prägnanten Rigihang».

Bei den Rigibahnen ist man sich bewusst, dass die Einbettung der Masten in die Landschaft unter Wahrung des Schutzwaldes eine Herausforderung ist. Lustenberger betont die Vorteile des neuen Systems: «Gondelbahn-Stützen sind schlanker, niedriger und weniger dominant als Pendelbahn-Stützen». In der aktuellen Planungsphase versuche man die Seilhöhe und die Standorte der Stützen so gut wie möglich zu gestalten.

Sehr kritisch eingestellt gegenüber einer neuen Gondel-Umlaufbahn ist auch der Innerschweizer Heimatschutz. Der Präsident der Kantonalsektion Luzern, Rainer Heublein, gibt zu bedenken, dass für eine solch bodennah geführte Bahn grössere Waldrodungen unabdingbar sein werden. «Wenn durch diese Abholzungen eine permanente Schneise entsteht, die sich im ganzen Vierwaldstättersee-Raum



abzeichnet, werden wir uns gegen dieses Projekt wehren.» Die heutige Pendelbahn zeige, dass es mit einem äusserst zurückhaltenden Eingriff auch gehe.

Angst vor noch mehr Touristen

Gegen eine Gondelbahn werden nicht nur Bedenken wegen des Landschafts-

schutzes ins Feld geführt. Anwohner und Naturschützer befürchten, dass vor allem an schönen Tagen noch mehr Touristen auf den Gipfel gebracht werden. Steiger vom LSVV ist überzeugt: «Die Situation auf dem Berg wird verschärft. Der zu erwartende Ansturm an Spitzentagen vermindert die Erholungsqualität.» Laut den Rigibahnen können mit Gondeln 800 Gäste pro Stunde befördert werden. Die Kapazität der Variante Pendelbahn liege bei etwa 600 Personen pro Stunde. Dies allerdings verbunden mit längeren Wartezeiten und Gedränge in den Kabinen. Die Kosten für beide Bahnsysteme liegen gemäss Schätzungen zwischen 16 und 20 Millionen Franken.

Interessiert verfolgen die Anwohner die Diskussionen um die neue Bahn. «Wichtig ist, dass die Einwohner über Vor- und Nachteile der Projektvarianten Gondelbahn und Pendelbahn unterrichtet werden», sagt René Stettler, ohne eine abschliessende Stellungnahme abzugeben. Der Kulturwissenschaftler wohnt in Rigi Kaltbad und ist als Privat-

person von der Erneuerung der Seilbahn direkt betroffen. Stettler sorgte vor einem Jahr für Aufsehen mit seiner Petition «Nein! zu Rigi-Disney-World», die von mehr als 3100 Personen unterschrieben wurde.

Inzwischen haben alle Beteiligten die «Charta Rigi 2030» erarbeitet, in der man sich auf einen schonungsvollen Umgang mit der Rigi verpflichtet. Die Vereinbarung zum Schutz des ökologischen und kulturellen Erbes soll auf den 1. Januar 2019 in Kraft treten. Die Zukunft der Luftseilbahn Weggis–Rigi Kaltbad wird ein erster Prüfstein sein, ob die Charta auch die erhoffte Wirkung entfaltet, wenn unterschiedliche Interessen aufeinanderprallen.

Ausgelegt auf mehr Gäste

Natürlich ist man sich bei den Rigibahnen bewusst, dass die Realisierung der neuen Bahn ein schwieriger Prozess ist. «Wir betreiben ein intensives Stakeholder-Management, um die Anwohner, Grundeigentümer und Umweltverbände mit ihren Bedürfnissen frühzeitig abzuholen», betont Lustenberger. Die Projektleitung pflege einen konstruktiven Austausch mit den Naturschutzverbänden und informiere sie laufend über den Fortschritt des Projekts. Für die Anwohner der Bergstation habe man eine Besichtigung einer baugleichen Gondelbahn organisiert. So hätten sie sich ein Bild der vorgesehenen Anlage machen können.

Wenig Verständnis haben die Rigibahnen für die Einwände hinsichtlich der Transportkapazität. «Es wäre unverantwortlich, eine Anlage zu erstellen, die nicht dem State of the Art entspricht und von der man schon bei der Planung weiss, dass sie weder aktuelle, geschweige denn das zukünftige Gästeaufkommen zu bewältigen vermag», hält Lustenberger fest. Konflikte scheinen also programmiert zu sein.

Bis zum Herbst 2019 sollte der nötige Detaillierungsgrad erreicht sein, um den Entscheid Gondel- oder Pendelbahn fällen zu können. Zu diesem Zeitpunkt laufen auch die Konzession und die Betriebsbewilligung der alten Bahn ab. Wie in solchen Fällen üblich, wird die Betriebsbewilligung vom Bundesamt für Verkehr für eine gewisse Zeit verlängert werden. Trotzdem drängt die Zeit. Sollte es zu Einsparungen von Umweltverbänden oder Anwohnern kommen, muss mit Verzögerungen von mehreren Monaten bis Jahren gerechnet werden.

Auch Genfer Nationalrat reist auf fremde Kosten

CVP-Mann Guillaume Barazzone liess sich nach Abu Dhabi einladen – wie Regierungsrat Pierre Maudet

SIMON HEHLI

Wenn sich Genfer Politiker auf Luxusreisen in den arabischen Raum einladen lassen, werden Politbeobachter hellhörig – die Affäre Pierre Maudet lässt grüssen. Am Mittwochabend hat der CVP-Politiker Guillaume Barazzone im Genfer Stadtparlament eingeräumt, dass auch er einen solchen Abstecher unternommen habe. Barazzone, der sowohl im Nationalrat als auch in der Genfer Stadtregierung sitzt, weilte im November 2017 in Abu Dhabi und besuchte dabei das Formel-1-Rennen. So wie der angeschlagene Staatsrat Maudet zwei Jahre zuvor.

Wie Barazzone gegenüber der «Tribune de Genève» ausführte, hat die Reise keinerlei offiziellen Charakter besessen, er habe sich am Strand erholt und den Louvre-Ableger besucht. Einzig während des Autorennens habe er mit einzelnen

Persönlichkeiten gesprochen. «Kein Mitglied des Regimes von Abu Dhabi hat zur Finanzierung dieser Privatreise beigetragen», betont Barazzone. Er selber jedoch auch nicht: Die Rechnungen für die Flüge, das Hotel und die Eintrittskarten zum Grand Prix habe ein enger Freund beglichen. Zu dieser Person verrät der 36-Jährige lediglich, dass es sich um einen spanischen Anwalt handle, der in Abu Dhabi wohne. Und dass dieser Spanier keine Beziehungen zur Regierung habe. Damit würde der Fall anders liegen als bei Maudet, der vom Kronprinzen des Emirates, Scheich Mohamed bin Zayed bin Al Nahyan, eingeladen worden war. Der FDP-Politiker hatte sich mit der Behauptung aus der Affäre zu ziehen versucht, ein Freund eines Freundes sei für die Reise aufgekommen.

Die Linkspolitikerin Maria Perez hatte von der Stadtregierung einen Posi-



Guillaume Barazzone
Genfer Nationalrat
und Mitglied
der Stadtregierung

tionsbezug verlangt, weil in Genf Gerüchte kursierten, dass sich weitere lokale Magistraten am Persischen Golf hatten hofieren lassen. Nach eigenen Angaben wollte Barazzone mit dem Eingeständnis seine Exekutivkollegen davor bewahren, unter Verdacht zu geraten. Die Parlamentarier Perez gibt sich aber noch nicht zufrieden, wie sie dem Westschweizer Radio RTS sagte. Es gebe noch offene Fragen, die Barazzone zu beantworten habe. Anders sieht das dessen Parteikollegen

Anne-Marie Arx-Vernon: Die Reise Barazzones sei kein Thema.

Der umtriebige Barazzone, der bereits mit 30 Jahren in die Genfer Exekutive gewählt wurde und als grosse Zukunftshoffnung der Westschweizer CVP gilt, hat es zu einem seiner Ziele erklärt, die Beziehungen zu den Golfstaaten zu fördern. So war er dort laut der «Tribune de Genève» wiederholt auf offizieller Mission unterwegs. Während seiner Amtszeit als Stadtpräsident reiste er 2016 mit einer Delegation in die Emirate und traf dort auch Scheich bin Zayed bin Al Nahyan. 2017 statteten Vertreter des Emirates Genf einen Gegenbesuch ab. Und im selben Jahr tauchten Barazzone und Maudet zu einem 15-minütigen «Höflichkeitsbesuch» bei einer Party der Bank Mirabaud auf, an der auch ein Sohn des Emirs von Abu Dhabi teilnahm.

Waffenexporte nehmen zu

Das Seco relativiert die Zahlen

(sda) · Die Schweiz hat in den ersten neun Monaten 2018 deutlich mehr Rüstungsgüter ausgeführt als in der entsprechenden Vorjahresperiode. Demnach exportierten Schweizer Unternehmen zwischen Januar und September für 299,2 Millionen Franken Kriegsmaterial in 61 Länder – ein Plus von 44,7 Millionen Franken oder 17,6 Prozent gegenüber dem Vorjahreszeitraum. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) warnt davor, die Zahlen überzuinterpretieren. Bei den Quartalszahlen handle es sich um reine Momentaufnahmen, die nichts über die langfristige Entwicklung der Waffenexporte aussagen, erklärte Seco-Sprecher Fabian Maienfisch auf Anfrage. Die Ausfuhren seien über Jahre gesehen rückläufig. Zudem könnten bei den Zwischenergebnissen einzelne Geschäfte sehr grosse Schwankungen auslösen.

Aufstand an der Aare

Die Berner Altstadt soll mit viel Geld vor Überschwemmungen geschützt werden – doch viele Betroffene wollen diesen Schutz gar nicht

LUCIEN SCHERRER

Die Aare, von Dürrenmatt gepriesen und von Troubadouren besungen, ist für die Berner Bevölkerung nicht irgendein Fluss. Sie ist ein fast kultisch verehrter Freizeitpark mitten in der Stadt, in dem sich die von Graffenrieds, Gerbers und Grazdanis in Badehosen und Bikinis begegnen. Neuerdings gibt es sogar eine Aare-App (aktuelle Infos: Wassertemperatur 14,4 Grad, «nume für Herti»), und während andere Städte die Badefreuden mit Schwimmverbots und subventionierten Touristenbooten verderben, erfüllt es viele Berner mit Stolz, dass auch ausländische Gäste vom Glück des «Urban Swimming» schwärmen.

6000 Unterschriften gesammelt

Wie die Aare schon manch leichtsinnigen Schwimmer bestraft hat, so droht auch jedem Ärger, der an diesem geliebten Gewässer herumdoktern will. Das weiss auch die rot-grüne Berner Stadtregierung – zumindest jetzt, da es Proteste gegen ein gutgemeintes Hochwasserschutzvorhaben hagelt. «Es ist ein heikles Projekt», sagt Stadtingenieur Reto Zurbuchen unumwunden, schliesslich müsse man teilweise in der von der Unesco zum Weltkulturerbe erhobenen Altstadt bauen, vor allem aber gehe es um die Aare, «unseren Fluss, in dem alle schwimmen gehen, zu dem alle den besten Zugang haben wollen» – kurz, es gehe um ein höchst emotionales Thema.

Tatsächlich ist die Lage speziell. Um künftige Überschwemmungen zu verhindern, will die Stadt zusammen mit Bund, Kanton und Energie Wasser Bern über 130 Millionen Franken investieren, da allein zwei Hochwasser in den Jahren 1999 und 2005 Schäden von insgesamt 90 Millionen Franken angerichtet haben. Geplant sind unter anderem Mauern und Treppen, aber auch einzelne Rodungen.

Doch im üblichen Bestreben, die Menschen vor den Gefahren der Aare zu schützen, haben sich die Verantwortlichen den Zorn der vermeintlich zu Beschützenden zugezogen. So mussten Zurbuchen und Tiefbaudirektorin



Angela Mattli und Pia Stucki (v.l.) protestieren dagegen, dass «das städtische Badezimmer eingemauert wird».

NATHALIE TAIANA / NZZ

Ursula Wyss (sp.) kürzlich eine von 6000 Personen unterschriebene Petition in Empfang nehmen, in der von «massiven Eingriffen» in die Natur und die Lebensqualität die Rede ist – das alles unter dem publikumswirksamen Titel «Save our Aare».

Und was wird aus dem Biber?

Gleichzeitig haben 47 Hausbesitzer und Anwohner Einsprache erhoben, Aareschwimmer warnen wegen der geplanten Uferverbauungen vor Badeunfällen und aufgeschürften Beinen, die Wasserfahrer sehen die Trainingsstrecke für ihre Weidlinge in Gefahr, und so mancher Tier-

freund sorgt sich um die Zukunft der Biber: Die gefräßigen, aber beliebten Tiere sind während des Hochwassers von 1999 aus dem Tierpark Dählhölzli ausgebüxt und bevölkern seither wieder die Aare.

Während sich der Widerstand in der traditionell besonders hochwassergefährdeten «Matte» in Grenzen hält – dank einem Kompromiss setzt man hier vor allem auf mobile Schutzelemente –, ist der Unmut im benachbarten Altenberg-Quartier überaus gross. Denn dessen Bewohner sollen unter anderem mit neuen, zum Teil hohen Mauern geschützt werden. Der Tenor ist klar: Was die Stadtoberen da nach 15 Jahren Planung

und einem Projektierungskredit von 11,5 Millionen Franken ausgebrütet haben, ist ein groteskes Luxusprojekt, bei dem es mehr um städtebauliche Verwaltungsräume als um Hochwasserschutz geht – die Behörden sprechen denn auch jargonrecht von einer Aufwertung der «Aufenthaltsqualität» und der «Attraktivität des Flussraums».

«Als wir gesehen haben, was die Stadt plant, hatten wir einen grossen Schock», sagt Angela Mattli, eine Mitgründerin der Interessengemeinschaft «Save our Aare», «niemand braucht diese überdimensionierten Bauten, unser Problem ist vor allem das Grundwasser.» Mattli wohnt in einem alten Haus in Flussnähe, das schon

manche Flut überstanden hat; der Altenberg ist ein idyllisches Quartier, mit Balkonen voller wild spriessender Pflanzen. Selbst das grosse Transparent «Nein zur Mauer im Altenberg!» wirkt hier beschaulich, Aareschwimmer nutzen es an diesem lauen Oktoberabend als Sichtschutz beim Umkleiden. Für Mattli und ihre Mitstreiterin Pia Stucki ist die Aare schlicht «das städtische Badezimmer», und dieses soll auf keinen Fall «eingemauert» werden. Denn wer wolle schon durch einen Kanal schwimmen?

Kampf dem Knöterich

Das Hochwasserrisiko, so argumentieren Mattli, Stucki und andere Anwohner in einer Sammeleinsprache, sei in ihrem Quartier «sehr gering». Die Stadt stellt sich derweil auf den Standpunkt, das Ufer hätte ohnehin saniert werden müssen; es droht unterspült zu werden, und dann hat sich auch noch der Japanische Knöterich eingemischt, ein Neophyt, den man loswerden will, während man aus ökologischen Gründen zugleich verpflichtet ist, Rücksicht auf Biber, Fische und allerlei Kleinstlebewesen zu nehmen. Stadtingenieur Zurbuchen gibt sich aber überzeugt, dass auch die Biber wieder ein Plätzchen fänden.

«Bauen ist immer ein Kompromiss», sagt er, «gerade in diesem Gebiet.» Die Hochwasserschutzmassnahmen findet er trotz allem Unmut verhältnismässig, auch jene im Altenberg: Das Quartier sei zwar weniger gefährdet, aber es laufe bei Hochwasser Gefahr, für Rettungsdienste unzugänglich zu sein. Die Stadt zeigt sich angesichts des Protests aber gesprächsbereit. Man wolle erst einmal mit den Leuten reden, statt selber Juristen zu mobilisieren, sagt Zurbuchen: «Es kann ja nicht sein, dass wir ein Quartier schützen, das diesen Schutz gar nicht will.»

Über den Baukredit wird frühestens in der zweiten Hälfte des nächsten Jahres abgestimmt, gebaut werden soll von 2021 bis 2026 – es sei denn, der juristische Streit eskaliert. Angela Mattli drückt es so aus: «Wir erwarten vorerst nur, dass die Stadt unsere Anliegen ernst nimmt.»

Brissagoinseln sitzen finanziell auf dem Trockenen

Die Inseln im Langensee gehören dem Kanton Tessin und drei Gemeinden – zu viele Parteien für eine Sanierung?

PETER JANKOVSKY, ASCONA

Wer seine Ferien am Lago Maggiore bringt, kommt um die beiden Brissagoinseln nicht herum. Einzigartig ist die Aussicht aufs Festland, und die besonderen Wasserströmungen sorgen für ein mildes Mikroklima. Darum gedeiht auf der grösseren Insel ein botanischer Garten mit Gewächsen, die eine exotische Atmosphäre verbreiten. Ende 1949 gingen die Inseln in öffentliche Hände über – und rasch entwickelten sie sich zu einem Touristenmagneten. Haupteigner der Isole di Brissago ist der Kanton Tessin, ihm gehören 50 Prozent. Zu einem Viertel ist sie im Besitz der Gemeinde Ascona, während sich Brissago und Ronco die restlichen 25 Prozent teilen.

Defizit von fast einer Million

Die Inselsaison, die von April bis Oktober dauert, neigt sich dem Ende zu. Für eine Bilanzierung ist es noch zu früh, doch der Kanton und die drei Mitbesitzer-Gemeinden stecken längst in Verhandlungen darüber, wie der touristische Relaunch erfolgen soll. Ein solcher ist notwendig, weil die Inseln zu selten besucht werden und zu wenig Einnahmen generieren. Laut dem «Corriere del Ticino» soll sich das Defizit auf 900 000 Franken belaufen. Diese Zahl will das zuständige Bau- und Umweltschutzdepartement des Kantons Tessin mit Verweis auf die laufenden Verhandlungen nicht kommentieren.

Noch Anfang des letzten Jahrzehnts setzten rund 100 000 Personen pro Sai-

son auf die Inseln über. Mit der Wirtschaftskrise 2008 sank die Besucherzahl aber auf rund 60 000 – und stieg nie mehr auf das alte Niveau. Nicht nur die Billiganbieter im Mittelmeerraum und der starke Franken waren daran schuld. Abschreckend wirkte eine Preiserhöhung der Navigazione Lago Maggiore (NLM): Dieser italienische Staatsbetrieb, der für den Schiffsverkehr auf dem ganzen Langensee zuständig ist, erhöhte die Billettpreise 2012 massiv, weil Rom die Subventionen um fast die Hälfte gekürzt hatte.

Vergangenes Jahr besuchten laut der Zeitung «La Regione» immerhin 69 850 Personen die Brissagoinseln. Der leichte Anstieg dürfte auf die generelle Erholung des Tessiner Tourismus zurückzuführen sein. Der im Dezember 2016 eröffnete Gotthard-Basistunnel der Neat trug sicher dazu bei. Doch dies genügt nicht, um langfristig aus der touristischen Misere herauszufinden. Laut Asconas Sindaco Luca Pissoglio sieht nicht nur die teuren Schiffsbillette als Problem. Er spricht von zu wenigen Kursen im Schweizer Becken des Langensees, dem Fehlen abendlicher Schiffsverbindungen zu den Inseln – und ungenügendem Marketing. Zudem anerkenne die «Navigazione Lago Maggiore» weder das Halbtax- noch das Generalabonnement.

Ende 2016 ist die Konzession der italienischen NLM erneuert worden. Diese hat 2018 mit der schweizerischen Società Navigazione del Lago di Lugano (SNL) ein gemeinsames Betreiberkonsortium auf dem See gegründet. Dem Konsortium schwebt mittelfristig vor, die Gül-

tigkeit von Halbtax- und Generalabonnement auf die touristischen Schiffs-kurse im Schweizer Langensee-Becken auszudehnen; die einzige Service-public-Strasse ist jene von Locarno nach Magadino. Die einzigen Vergünstigungsangebote sind derzeit sogenannte See-Tageskarten oder mehrtägige See-Abonnements. Touristen, welche dank Hotelübernachtungen über das «Ticino Ticket» verfügen, erhalten die See-Tageskarte 20 Prozent günstiger.

Schwimmender Fussgängersteg?

Klar ist, es braucht einen gemeinsamen Innovationsplan der Inselbesitzer. Vor einigen Jahren war bereits die Rede von einer Neukonzeption des Eingangsbereichs der grösseren Insel, auf der sich der botanische Garten und ein Hotel befinden. Zudem wurden die Errichtung eines Wartesaals am Hafenbecken sowie die Schaffung eines neuen Glashauses ins Auge gefasst. Und unlängst hat eine Gruppe von Tessiner Unternehmern ein Projekt ausgeschrieben, das die Errichtung eines 25 Millionen teuren, schwimmenden Fussgängerstegs von Ascona zu den Brissagoinseln vorsieht.

Doch der Relaunch kann erst beginnen, wenn die Kompetenzen zwischen den Inselbesitzern geklärt sind. Einem schnelleren Vorgehen zuliebe hatte der Kanton laut dem «Corriere» zunächst angeboten, seine 50 Prozent an die drei Anrainergemeinden abzutreten, aber den Betrieb des botanischen Gartens finanziell zur Hälfte zu unterstützen; das Jah-

resbudget des Gartens beläuft sich auf etwa 450 000 Franken samt Nebenkosten. Das Restaurant, das kleine Hotel sowie das Kongresszentrum wiederum werden von Privaten geführt. Die vorgeschlagene Lösung schien den Gemeinden finanziell jedoch nicht tragbar, und so machten sie einige Gegenvorschläge.

Im Mai 2017 schlug der Kanton den Gemeinden denn überraschend vor, ihre Besitzanteile zu übernehmen. Doch dies behagte vorab der Gemeinde Ronco wenig, sie lehnte ab. Und da alle drei Gemeinden geschlossen vorgehen wollten, machten sie einen Gegenvorschlag: Der Kanton solle ihnen seine Anteile gratis überlassen, aber seinen Teil zur Tilgung des Defizits beitragen, den botanischen Garten weiter mit 400 000 Franken finanzieren und einen Projektmanager für den Insel-Relaunch bezahlen.

Die Tessiner Medien begannen vom «Insel-Pingpong» zu sprechen, denn die Idee der Gemeinden sagte wiederum dem Kanton nicht zu. Sein jüngster Vorschlag lautet: Die Verwaltung der Insel-Gebäude sollten alle vier Besitzer gemeinsam an die Hand nehmen, während der Kanton weiter alleine den botanischen Garten betreibe – und zudem die Einnahmen aus den Insel-Eintritten erhalte, schreibt der «Corriere». Wie sich die Gemeinden zu diesem Vorschlag stellen, ist unklar. Deren Sindaci wollen Stillschweigen bewahren, solange die Verhandlungen mit dem Kanton im Gange sind. Bellinzona liess verlauten, man wolle in einem Monat die Öffentlichkeit orientieren.

Regierungsrat Beat Villiger tritt sein Amt an

«Fehler als Privatperson gemacht, aber nicht als Regierungsrat»

Die Hängepartie nach den Zuger Wahlen ist zu Ende. Nach einer mehr als zehntägigen Bedenkzeit hat sich der wiedergewählte Sicherheitsdirektor Beat Villiger jetzt entschieden, sein Amt anzutreten. Er habe als amtierender Regierungsrat das drittbeste Resultat der Regierungsratskandidaten im Kanton Zug erzielt, schreibt Villiger am Donnerstag in einer Mitteilung. «Dies darf als Vertrauensvotum der Zugerinnen und Zuger gewertet werden», hält Beat Villiger weiter fest.

Er habe in der Vergangenheit als Privatperson Fehler gemacht, nicht jedoch als Direktionsvorsteher oder Regierungsrat. «Diese Fehler bereue ich sehr, und sie tun mir für meine Familie, mein Umfeld und meine Partei leid», so Villiger. Die Vorwürfe seien von der zuständigen Staatsanwaltschaft Luzern in allen Aspekten untersucht und abschliessend beurteilt worden. Das Verfahren sei eingestell worden und damit erledigt.

Villiger war kurz vor der Wahl in die Schlagzeilen geraten. Er hatte einer Frau, mit der er ein Verhältnis hatte und eine uneheliche Tochter hat, 2017 zweimal ein Auto überlassen, das auf ihn eingelöst war. Die Frau besass keinen Führerschein und wurde von der Luzerner Polizei zweimal beim Fahren erwischt. In der Folge ermittelte die Luzerner Staatsanwaltschaft gegen Villiger – auch wegen Urkundenfälschung.

Als Gott sah, dass der Weg zu lang, der Hügel zu steil,
das Atmen zu schwer wurde,
legte er seinen Arm um dich und sprach: «Komm heim.»

Wir trauern um unseren lieben

Christian Frey

21.5.1981 – 14.10.2018

Unerwartet hat Dein junges Herz aufgehört zu schlagen. So vieles wolltest Du noch unternehmen.

Wir vermissen Dich.

Jolanda Marthaler
Rösli und Toni Frey
Doris Frey und Markus Roth
Verwandte und Freunde

Wir nehmen Abschied am Dienstag, 23. Oktober 2018 um 10.30 Uhr auf dem Friedhof Nordheim, Nordheimstrasse 28, 8057 Zürich.

Traueradresse: Rösli und Toni Frey, Flühstrasse 23, 5415 Rieden

«Erst wenn alle Arbeit getan ist, wofür wir auf die Erde kamen, dürfen wir unseren Körper ablegen. Er umschliesst die Seele wie eine Puppe den künftigen, schönen Schmetterling. Und wenn die Zeit reif ist, können wir ihn zurücklassen. Dann werden wir frei sein von Schmerzen, Angst und allem Kummer – frei wie ein freier, schöner Schmetterling – und dürfen heimkehren zu Gott.»
Elisabeth Kübler-Ross

Mit ihrer überwältigenden Herzlichkeit und ihrem unerschütterlichen Optimismus hat sie allen Schicksalsschlägen und ihren Krankheiten bis zuletzt mit viel Humor und Zuversicht getrotzt. Jetzt ist sie ihrem geliebten Gatten gefolgt. Wir sind zutiefst traurig, aber werden sie für immer in unseren Herzen tragen.

Lilo

Liselotte Frochoux-Baumgart
17. 7. 1936 – 6. 10. 2018

Danièle Frochoux und Gabor Solt
mit Noémie
Anouk und Egon Baumann-Frochoux
mit Noah und Dario
Jong Frochoux und Susanne Stettler
mit Maxine-Ellie
Thierry Frochoux
Freunde und Verwandte

Wir erweisen ihr die letzte Ehre mit einer Abdankung am Dienstag, 30. Oktober 2018 um 14.00 Uhr in der evangelisch-reformierten Kirche Dielsdorf. Die Urnenbeisetzung hat bereits im engsten Familienkreis stattgefunden.

Statt Blumen gedenke man der Alzheimervereinigung Kanton Zürich (Postkonto 80-36866-5).

Traueradresse: Anouk Baumann, Chatzenackerstrasse 5, 4514 Lommiswil

Von einer renommierten Sterbehilfe-Organisation trotz klarer Patientenverfügung im Stich gelassen, musste unsere liebe Mutter einen langsamen und unsäglich qualvollen Tod erleiden. Warum nur wurde ihr Selbstbestimmungsrecht derart missachtet? Liebes Mami, unsere Gedanken werden immer bei dir sein.



Massimina (Mina) Hieronymi

9. April 1924 bis 16. Oktober 2018

In tiefer Trauer nehmen wir Abschied:

Ingrid Hieronymi und Dr. Stephan Senn

Wir danken dem Personal des Pflegezentrums Baar für die hervorragende Pflege und liebevolle Betreuung unserer Mutter.

Die Beisetzung findet im engsten Familienkreis statt.

Gedenkfeier für **Dr. Beat Richner** «Beatocello»

Grossmünster Zürich

Mittwoch, 24. Oktober 2018, um 14 Uhr

Sie sind alle dazu herzlich eingeladen
Kollekte zugunsten der Kantha Bopha Spitäler

Stiftung Kinderspital Kantha Bopha, Dr. med. Beat Richner
www.beat-richner.ch

Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.
Joseph von Eichendorff

In tiefer Trauer und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von meinem geliebten Ehemann, unserem lieben fürsorglichen Papi, Schwiegervater und Grosspapi, unserem lieben Schwager, Götti und Freund

Roland Peter Brönnimann

Dr. Ing. Chem. ETH
27. Januar 1937 – 15. Oktober 2018

Du wirst immer in unseren Gedanken und Herzen sein.

Rosmarie Brönnimann-Engler
Christoph und Nicole Brönnimann mit Lara und Nicolas
Peter und Estelle Brönnimann mit Isabella und Christiaan
Thomas und Martina Brönnimann mit Luc und Anne
Marina und Hans Hüni-Engler mit Familien
Otto und Miriam Engler-Villiger mit Familien
Freunde

Auf Wunsch des Verstorbenen findet die Beisetzung und Abdankungsfeier im Familien- und engeren Freundeskreis statt.

Traueradresse: Rosmarie Brönnimann-Engler, Schulstrasse 20, 4132 Muttenz



Zürcher Singstudenten

Wir trauern um unseren lieben Alten Herren

Roland Brönnimann

Dr. sc. techn.
27.01.1937 – 15.10.2018

Wir werden unserem Freund und Couleurbruder ein ehrendes Andenken bewahren.

I. N. des A. H. V.:
Martin Menzi

I. N. des A. V.:
Patric Lohri, X

Die Trauerfeier findet im engen Familien- und Freundeskreis statt.

Und Liebe, darf sie nicht dem Adler gleichen?
Doch fürchtet sie; auch fürchten ist ihr selig,
Denn all ihr Glück, was ist's? – ein endlos Wagen!

Traurig nehmen wir Abschied von

Gisela Schoeck

29. Mai 1932 bis 2. Oktober 2018

Selbstbestimmt und eigenrichtig ist sie ihren Weg gegangen.
Ihre beeindruckende und herzliche Persönlichkeit wird uns in lieber Erinnerung bleiben.

Alvaro, Salome, Isabel, Judith, Wolfgang, Luzia und
Konrad Schoeck mit Familien
Christian Busslinger

Othmar Schoeck-Gesellschaft
Kuratorium Othmar Schoeck Festival, Brunnen

Die Beisetzung mit anschliessender Trauerfeier findet am Freitag, 9. November, um 14 Uhr auf dem Friedhof Manegg, Thujastrasse 60, 8038 Zürich, statt.

Statt Blumen zu spenden, bitten wir Sie, den Schweizer Tierschutz, Postkonto 40-33680-3, IBAN: CH16 0900 0000 4003 3680 3, zu unterstützen.

BESTATTUNGEN UND BEISETZUNGEN



Stadtthaus
Stadthausquai 17, 8001 Zürich
Telefon 044 412 31 78
www.stadt-zuerich.ch/bestattungsamt

Bestattungen und Beisetzungen vom Freitag, dem 19. Oktober 2018

Albornoz Turbi De Leon geb. Albornoz, Maria Graciela, Jg. 1968, von Winterthur ZH, Gattin des Turbi de Leon, Maxi Magdiel, 8003 Zürich, Meinrad-Lienert-Strasse 10. – 11.00 Uhr in der Halle II, Krematorium Nordheim Abdankungsfeier mit Sarg.

Bilotta-Scolaro, Antonio, Jg. 1946, von Italien, Gatte der Bilotta geb. Scolaro, Maria Teresa, 8047 Zürich, Letzigraben 107. – 14.00 Uhr Erdbestattung im Friedhof Eichbühl, anschliessend Abdankung in der Friedhofkapelle Eichbühl.

Erdin, Liselotte Pauline, Jg. 1955, von Gansingen AG, 8046 Zürich, Wehntalerstrasse 628. – 14.45 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Affoltern.

Etterlin Währer geb. Etterlin, Gertrud Karolina, Jg. 1924, von Zürich und Muri AG, Gattin des Währer, Dieter, 8049 Zürich, Imbisbühlstrasse 126. – 10.30 Uhr Erdbestattung im Friedhof Höngrgerberg, anschliessend Abdankung in der Friedhofkapelle Höngrgerberg.

Filli geb. Koch, Marliese, Jg. 1959, von Niederhelfenschwil SG, 8002 Zürich, Brandschenkestrasse 82. – 10.30 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Sihlfeld D, anschliessend Abdankung in der Friedhofkapelle Sihlfeld D.

Haug, Elisabeth Ida, Jg. 1943, von Zürich ZH, 8057 Zürich, Wehntalerstrasse 59. – 14.00 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Nordheim, anschliessend Abdankung in der Friedhofkapelle Nordheim.

Hauri-Stalder, Otto Alfred, Jg. 1928, von Seon AG, Gatte der Hauri geb. Stalder, Anita Irma, 8064 Zürich, Bändlistrasse 10. – 14.30 Uhr Trauerfeier in der ref. Kirche Chilehus Grünau.

Klarer, Margrit, Jg. 1926, von Zürich und Birwinken TG, 8053 Zürich, Kienastewiesweg 2. – 10.30 Uhr Trauerfeier in der Friedhofkapelle Witikon.

Kolb, Klemenz, Jg. 1919, von Zürich und Romoos LU, verwitwet von Kolb geb. Wernli, Anna Thérèse, 8055 Zürich, Burstwiesenstrasse 20. – 14.15 Uhr Trauerfeier in der Friedhofkapelle Sihlfeld D.

Mozes geb. Füllöp, Magda, Jg. 1935, von Zürich, verwitwet von Mozes-Füllöp, Balint, 8048 Zürich, Hohlstrasse 459. – 10.30 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Altstetten, anschliessend Abdankung in der Friedhofkapelle Eichbühl.

Prajczar geb. Antal, Maria, Jg. 1928, von Zürich, 8047 Zürich, Langgrütstrasse 51. – 14.45 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Sihlfeld D.

Schaller-Rohr, Kurt Werner, Jg. 1942, von Zürich und Dotzigen BE, Gatte der Schaller geb. Rohr, Liliane, 8037 Zürich, Höngrgerstrasse 131. – 14.00 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Höngrgerberg, anschliessend Abdankung in der Friedhofkapelle Höngrgerberg.

Suffa, Maria, Jg. 1925, von Genève GE, 8048 Zürich, Feldblumenstrasse 15. – 14.45 Uhr Urnenbeisetzung im Friedhof Altstetten.

Sutera geb. Korte, Rosa Regina, Jg. 1936, von Dübendorf ZH, Gattin des Sutera, Salvatore, 8051 Zürich, Roswiesenstrasse 187. – 14.00 Uhr Erdbestattung im Friedhof Schwamendingen.

Der ideale Grundriss für genossenschaftliche Wohnungen sieht immer wieder etwas anders aus **SEITE 19**

Nun soll auch der Anwalt von «Dolder»-Hotelier Schwarzenbach 2 Millionen Franken Busse bezahlen **SEITE 20**

Milliarden-Startup kommt nach Zürich

Der amerikanische Anbieter Bird will demnächst E-Trottinette in der Innenstadt verleihen

Ein US-Konzern glaubt, in der Limmatstadt Potenzial für zusätzliche Elektro-Vehikel entdeckt zu haben. Er verspricht, einiges anders zu machen als die Vorgänger.

ANDRÉ MÜLLER, JOHANNA WEDL

In den Markt des Verleihs von Fahrrädern und Trottinetten steigt ein weiteres Unternehmen ein. Der US-Konzern Bird bietet in der Zürcher Innenstadt künftig elektronische Trottinette zum Verleih an. Der Markteintritt steht kurz bevor, wie beim städtischen Tiefbauamt zu erfahren war.

Zürich ist damit nach Paris, Wien, Antwerpen und Brüssel die fünfte europäische Stadt, in der die Birds genutzt werden können, und die siebte ausserhalb der USA. Denkbar ist, dass sich das Mobilitätsunternehmen neben Zürich auch für andere Schweizer Städte interessiert. Wie viele E-Trottinette Bird in Zürich stellen wird, war nicht in Erfahrung zu bringen. Es dürften aber schätzungsweise mehrere Dutzend sein; in Wien sind etwa 100 Trottinette zu mieten. Mehr Trottinette will Bird erst zur Verfügung stellen, wenn jedes Gefährt täglich mindestens drei Mal genutzt wird. Ein Nutzer muss über 18 Jahre alt sein und das Trottinett via App entriegeln, um es zu fahren. Zehn Minuten Nutzung



Die Trottinette namens Bird aus San Francisco (Bild) fordern bereits ansässige Verleiher in Zürich heraus. DAVID PAUL MORRIS / BLOOMBERG

2017 mit gelb-grauen Billigvelos geflutet, musste aber relativ schnell wieder den Rückzug antreten. Die Räder waren von schlechter Qualität und sammelten (schlecht geschützte) Daten, was sie sehr unbeliebt und oft zum Opfer von Vandalenakten machte. O-Bike kümmerte sich zudem nur ungenügend darum, am falschen Ort abgestellte Velos aus dem Weg zu räumen, und brachte schlicht zu viele Exemplare in die Städte. Nicht nur in Zürich kam es rasch zu Konflikten mit den Behörden, welche die Velos weg-räumen liessen und nur gegen eine Busse wieder auslösten.

Unklare Zukunftsperspektiven

Auch Publibike hatte einen harzigen Start. Im Sommer sprach sich in Bern und später auch in Zürich herum, dass sich die Veloschlösser sehr leicht überlisten liessen. Immer mehr Personen nutzten diese Sicherheitslücke aus, fuhren gratis durch die Stadt und stellten die Velos abseits der Stationen ab. Publibike verordnete daraufhin einen Notstopp und zog alle Velos ein, um die Schlösser nachzurüsten.

Inzwischen sind die dunkelgrauen Velos wieder auf die Zürcher Strassen zurückgekehrt. Ende Jahr wird die Stadt die vereinbarten Vergabekriterien überprüfen – sollte Publibike den Test bestehen, kann die Postauto-Tochter ihr System wie geplant weiterführen. Das Tiefbauamt der Stadt Zürich hat keine Anhaltspunkte, dass Publibike die Konzeptionsbedingungen nicht erfüllen wird, wie die Sprecherin Sabine Mächler auf Anfrage mitteilte. Das System funktioniert nach dem Unterbruch wieder.

Ungemach droht Publibike dagegen aus der eigenen Konzernspitze: Post-Präsident Urs Schwaller hat kürzlich im Interview mit der «NZZ am Sonntag» angekündigt, dass die Post mehrere ihrer Ventures ausserhalb ihres Kerngebiets bis Mitte 2019 überprüfen werde. Explizit erwähnte er Publibike, das «auf dem Prüfstand» stehe. Die Stadt Zürich geht derzeit nicht davon aus, dass das Angebot eingestellt wird, lässt sich für den Fall der Fälle aber alle Optionen offen. «Sollte der Vertrag wider Erwarten aufgelöst werden, wäre sowohl der Rückbau der Stationen als auch die Weiterführung des Betriebs durch Dritte möglich», hält die Sprecherin fest.

In Europa ist bereits ein grosser asiatischer Anbieter am Markt gescheitert: Die Singapurere Verleihfirma O-Bike hat Zürich und andere europäische Städte

Strassenrand liegen bleiben. Bird kommt mit einigen Vorschusslorbeeren nach Zürich. Das Startup wurde 2017 im kalifornischen Santa Monica gegründet, ist schon in 70 amerikanischen Metropolen und an 18 Universitäten präsent. Unter anderem hat es diesen Sommer volle 300 Millionen Dollar an Investorengeldern eingenommen und war bereits 15 Monate nach der Firmengründung mehr als eine Milliarde Dollar wert.

Rückzug angekündigt

Bird ist damit das Unternehmen, das weltweit am schnellsten den sogenannten «Einhorn»-Status erreicht hat. Zum Vergleich: Der Zimmer- und Wohnungsvermittler Airbnb, hochgelobter Vorreiter der Sharing-Economy, hat dafür drei Jahre gebraucht. Mit seiner Offensive drängt Bird in ein umkämpftes und schwieriges Geschäftsfeld. Mehrere Firmen bieten in

Zürich Verleihsysteme für Velos und allerlei Gefährte mit elektrischem Antrieb. Der US-Anbieter Lime hat 2017 seine giftgrünen Velos und in diesem Sommer auch E-Trottinette in Zürich eingeführt. Letztere sind ziemlich beliebt, so dass das Unternehmen seine Flotte bereits deutlich aufgestockt hat. Mobility vermietet seit einigen Monaten 200 elektrische Scooter, Smide hält eine kleinere Flotte von teureren, aber guten E-Bikes; das von der Mobiliar abgespaltene Startup ist letzthin auch in Bern in den Mietvelomarkt eingestiegen und fordert dort den Platzhirsch Publibike heraus.

Die Postauto-Tochter hat sich auch in Zürich zur dominierenden Kraft entwickelt, seit sie hier im Frühling ihr Netz eröffnet hat. Publibike verfügt hier über 700 Fahrzeuge – je hälftig E-Bikes und Velos. Bis im Sommer 2019 sollen es über 2000 sein. Publibike operiert dabei als von der Stadt konzessionierter Verlei-

her und kann auf ein System von festen Dockingstationen zurückgreifen. Die Kunden der anderen Anbieter können ihre Gefährte mehr oder weniger dort abstellen, wo sie das wollen.

Trotz Vorschusslorbeeren aus Übersee: Ob Bird (und Lime) langfristig Erfolg haben werden in Zürich, ist alles andere als klar. Die kalifornischen Neulinge entwarfen ihr Geschäft zunächst mit Blick auf die weitläufigen amerikanischen Metropolen, die noch immer stark aufs Auto ausgerichtet sind. Der öffentliche Verkehr, mit dem die Gefährte indirekt auch in Konkurrenz stehen, ist dort schlecht ausgebaut bis inexistent. Wohl auch deshalb preisen Bird und Lime ihre Verleihsysteme in Kalifornien als Mobilitätsrevolution an.

In Europa ist bereits ein grosser asiatischer Anbieter am Markt gescheitert: Die Singapurere Verleihfirma O-Bike hat Zürich und andere europäische Städte

Zürich braucht Publibike nicht mehr

Kommentar auf Seite 11

kosten in Wien 2 Euro 50, für eine halbe Stunde bezahlt man 5 Euro 50.

Das Unternehmen sieht die Trottinette als alternatives Verkehrsmittel (statt Auto oder Töff) für Kurzstrecken. Anders als die einst massenhaft gestrandeten Leihvelos von O-Bike sollen die Bird-Trottinette nicht irgendwo liegen bleiben. In Wien etwa hat man angekündigt, jedes einzelne Trottinett abends wieder aufzuladen und in einem Lager zu parkieren. Defekte Geräte sollen sofort repariert werden, damit sie gleich wieder eingesetzt werden können und nicht am

BEZIRKSGERICHT ZÜRICH

Taxifahrer tauscht heimlich Bancomat- und Kreditkarten aus

Innerhalb von 16 Monaten mit 345 Bargeldbezügen und Einkäufen rund 100 000 Franken erwirtschaftet – bedingte Freiheitsstrafe von 22 Monaten

TOM FELBER

Was ein 30-jähriger selbständiger Taxifahrer ausgeheckt hatte und während rund 16 Monaten praktizierte, hat den Ruf seines Gewerbes nicht wirklich verbessert: Bezahlte ein Passagier mit einer Bancomat-, Postomat-, Kredit- oder Debitkarte, bekam er möglicherweise ein Problem. Der Fahrer nahm die Karte, führte sie in sein mobiles Kartenlesegerät ein und liess den Gast mittels Eingabe des dazugehörigen PIN-Codes die Belastung autorisieren. Dabei versuchte er, sich den PIN-Code zu merken.

Nachdem er die Karte aus dem Lesegerät herausgezogen hatte, tauschte er sie heimlich durch eine andere Karte aus, die er von einem anderen Fahrgast eingesackt hatte. Dabei achtete er darauf, dass die beiden Karten sich ähnlich sahen, damit die Opfer den Betrug nicht sofort merkten. Die Karten verwendete

der 30-Jährige dann, um Bargeldbezüge oder Online-Einkäufe zu tätigen. Die betreffenden Beträge wurden jeweils den ehemaligen Kunden belastet.

86 Seiten Anklage

Die Anklageschrift ist 86 Seiten lang. Dem in der Türkei geborenen Schweizer gelang es, zwischen Juni 2015 und Oktober 2016 insgesamt 345 Bargeldbezüge und Einkäufe zu tätigen. 148 Mal blieb es bei Versuchen. Er «erwirtschaftete» so innerhalb von 16 Monaten 100 983 Franken 33 Rappen. Im Betrag von rund 80 000 Franken blieb es bei Versuchen. Die Karten setzte er zum Teil auch im Ausland ein, und er kaufte sich Uhren. Wenn er an Bancomaten mit den fremden Karten Geld bezog, verummte er sich, um nicht erkannt zu werden.

Der Beschuldigte, der nach wie vor seinen Beruf täglich ausübt, legte ein

vollumfängliches Geständnis ab. Staatsanwältin und Verteidiger einigten sich auf einen Deal, so dass der Fall im abgekürzten Verfahren durchgeführt werden konnte. Einer der Privatkläger hatte allerdings dem Urteilsvorschlag zunächst nicht zugestimmt, weswegen der Fall ein erstes Mal an die Staatsanwältin zurückgewiesen wurde. Danach kam die Zustimmung aber doch noch zustande, so dass der Prozess am Donnerstag vor Bezirksgericht Zürich stattfinden konnte.

Der schuldenfreie Familienvater, der nach eigenen Angaben über einen Monatslohn von rund 5000 Franken verfügt, anerkannte die Vorwürfe auch im Gerichtssaal. Die Frage der Gerichtsvorsitzenden, wieso es zu den Taten gekommen sei, obwohl er ja ein gutes Einkommen gehabt habe, beantwortete er eher merkwürdig: Der Krebstod seiner Mutter habe ihn sehr belastet, es sei alles schiefgelaufen, und er

habe nicht mehr gewusst, was er tun solle. Er sei deswegen auch zweimal beim Psychiater gewesen, aber der habe ihm nicht wirklich geholfen. Auf das Insistieren der Richterin, er sei ja nicht wirklich auf Zusatzeinkünfte angewiesen gewesen, meinte er: «Ich kann es mir auch nicht mehr erklären.» Es sei für ihn nicht mehr nachvollziehbar. Er wolle alles wieder zurückzahlen. Vor dem Prozess hatte er bereits ein Bardepositem von 15 000 Franken geleistet.

«Dreist und raffiniert»

Das Gericht akzeptierte den Urteilsvorschlag und verurteilte den Taxifahrer wegen gewerbsmässigen betrügerischen Missbrauchs einer Datenverarbeitungsanlage, unrechtmässiger Aneignung, Untreue und Urkundenfälschung, alles mehrfach, zu einer bedingten Freiheitsstrafe von 22 Monaten bei einer Probe-

zeit von zwei Jahren. Der Mann muss zusätzlich 40 000 Franken als Ersatzforderung an den Staat abliefern und hat Zivilforderungen von 91 600 Franken anerkannt. Er wird also noch viele Kilometer in seinem Taxi zurücklegen müssen, bis er alles abbezahlt hat.

Das Gericht attestierte ihm ein relativ dreistes, aber auch raffiniertes Vorgehen. Er habe über lange Dauer das Vertrauen seiner Gäste missbraucht und einen hohen Deliktsbetrag erzielt. Mit einer bedingten Strafe sei er nur davongekommen, weil er von Anfang an geständig gewesen sei, die Ersatzforderung und die Zivilforderungen akzeptiert und das Bardepositem geleistet habe. Andernfalls wäre die Strafe höher als 24 Monate ausgefallen, womit kein bedingter Vollzug möglich gewesen wäre.

Urteil DG180 210 vom 18. 10. 2018, abgekürztes Verfahren.

SO WOHT ZÜRICH

Die Suche nach dem perfekten Grundriss

Peter Ess, der langjährige Direktor des Zürcher Amtes für Hochbauten, sagt, worauf es ankommt

Seit Jahrzehnten werden in Zürich für kommunale und genossenschaftliche Wohnbauten Wettbewerbe durchgeführt. Also müsste man doch mittlerweile wissen, wie der ideale Grundriss einer Wohnung aussieht. Leider ist es aber nicht ganz so einfach.

ADI KÄLIN

2012 hat der Bund Schweizer Architekten (BSA) eine Ausstellung zu seinem 100-Jahr-Jubiläum veranstaltet. «Der Architekturwettbewerb ist ein Kulturgut», hiess deren Titel. Der Berufsverband versteht sich als Hüter des Wettbewerbs, der die Qualität des Bauens fördern soll. Im Rahmen des Jubiläums wurde Peter Ess mit dem BSA-Preis ausgezeichnet. Der Architekturwettbewerb habe in den letzten 25 Jahren vor allem in der Stadt Zürich eine Blüte erlebt, hiess es in der Medienmitteilung zur Preisverleihung. Und diese Blüte sei untrennbar verbunden mit dem Namen Peter Ess. Von 1997 bis 2009 war er Direktor des Amtes für Hochbauten und hat in dieser Funktion unzählige Wettbewerbe durchgeführt. Und auch nach seiner Pensionierung machte er auf diesem Feld weiter. Fünf bis sechs Architekturwettbewerbe seien es wohl noch pro Jahr, sagt er im Gespräch.

Genossenschaften in der Pflicht

In den neunziger Jahren ging die Stadt dazu über, von jenen Genossenschaften, die städtisches Land im Baurecht wollten, qualitätsvolles Bauen zu verlangen, was in der Regel hiess: einen Architekturwettbewerb durchführen zu lassen. Das Baurecht gab es nun erst dann, wenn ein (qualitativ überzeugendes) Projekt vorlag. Vor allem den grossen Genossenschaften, die zuvor alle Projekte mit ihren Hausarchitekten durchgepeitscht hatten, behagte dies am Anfang gar nicht. «Sie reagierten, als hätten sie eine Tracht Prügel bekommen», sagt Peter Ess.

Die kleineren Genossenschaften konnten unmittelbar von den Wettbewerben profitieren und mit einer qualitativollen neuen Siedlung jeweils einen gewichtigen Entwicklungsschritt machen. Auf jeden Fall musste sich aber auch die Betrachtungsweise der Teams und Juroren ändern: Damit die Genossenschaften hinter den Ergebnissen stehen konnten, durften nicht nur Architektur und Städtebau beurteilt werden, man musste auch für qualitätsvolle Wohnungen und durchdachte Grundrisse sorgen. Mit dieser Forderung taten sich nun die Architekturbüros, vor allem die etablierteren, sehr schwer. Ess schildert Beispiele von Teams, die anfänglich fanden, die exakten Grundrisse «bringe man dann schon noch rein» in ihre groben Skizzen – oder von andern, die ihre Räume lieber nicht anschieben wollten, weil dadurch die Ästhetik der Pläne gestört würde. Jedenfalls sei nicht immer klar gewesen, was die Architekten gemeint hätten. Heute sei das ganz anders: Die Pläne für die Wettbewerbe seien unglaublich präzise, Kosten und Nachhaltigkeit würden schon in dieser Phase gebührend berücksichtigt. Die Qualität sei also ganz klar gestiegen.

SO WOHT ZÜRICH

Wer wohnt wie im Kanton Zürich? Wie viel Raum braucht man? Und wie wohnen wir in der Zukunft? Diesen Fragen geht die Zürich-Redaktion in einer Serie nach. Im ersten Teil (12. 10.) werden ungeahnte Vorteile des Lebens im Pflegeheim beschrieben, im zweiten (16. 10.) die pionierhafte Idee, dass Gewerbetreibende unter einem Dach arbeiten und wohnen. Auf die Suche nach dem idealen Grundriss folgt nächstes Mal (24. 10.) der rot-grüne Traum vom perfekten Wohnen.

NZZ nzz.ch/zuerich

So unterschiedlich wollten vier Architekturbüros am gleichen Ort Wohnungen gestalten

Beiträge aus dem Wettbewerb für die neue Genossenschaftssiedlung Weierstrasse in Rüti



QUELLE: «LAPIS»: ZACH + ZÜND ARCHITECTEN, ZÜRICH / «MITENAND»: BLÄTTLER DAFLOM ARCHITECTEN, ZÜRICH / «AVE, EVA»: MENZI BÜRGLER ARCHITECTEN, ZÜRICH / «WEIERPLATZ»: ASA ARBEITSGRUPPE FÜR SIEDLUNGSPLANUNG UND ARCHITEKTUR, RAPPERSWIL NZZ-Infografik/cke.

Und wie sieht sie denn nun aus, die ideale Wohnung? So einfach, wie es sich der Journalist erhofft hatte, macht es ihm Ess leider nicht. Den idealen Wohnungsgrundriss könne es gar nicht geben, sagt er. Dazu müsste man wissen, für welche Bewohnerschaft man plane. Sicher mache man das nicht mehr für eine Familie mit Vater, Mutter und zwei Kindern, wie das noch in den siebziger Jahren der Fall war. Ideal wäre eine Wohnung, die unterschiedlichen Haushaltsformen in unterschiedlichen Lebenszyklen Raum böte.

Räumlich spannende Wohnung

Ein konkretes Beispiel soll Anschauungsmaterial liefern. Peter Ess wählt den Wettbewerb für die Erweiterung der Siedlung Weier, die der Neuen Baugenossenschaft Rüti gehört. Er hat letzten Herbst die Jury dafür präsiert. Passend sei dieses Beispiel, weil die Teams ganz unterschiedliche Wohnungstypen gewählt hätten, die theoretisch alle funktionieren könnten, wenn sie in sich schlüssig durchdacht gewesen wären. Tatsächlich zeigten sich aber deutliche qualitative Unterschiede. Betrachtet wurden – neben der Eignung für verschiedene Haushaltsformen – beispielsweise die Wohnatmosphäre, die Möblierbarkeit, die Belichtung und Aussenraumqualitäten.

Die Wohnungen des Siegerprojekts «lapis», entworfen vom Büro Zach + Zünd, zeigten «innerhalb der sparsamen Flächenvorgaben eine überraschende Eleganz und Grosszügigkeit», heisst es

im Jurybericht. Eine «räumlich spannende Wohnung», ergänzt Peter Ess. Die 4½-Zimmer-Wohnung begnügt sich zwar mit 96 Quadratmetern Fläche, dennoch handle es sich um eine Abfolge von Räumen, die man beim Durchstreifen wie ein Theaterstück erleben könne. Es gibt vielfältige Aufenthaltsbereiche, und man erlebt alle Tageszeiten mit, weil die Wohnung gut ausgerichtet und «durchgesteckt» ist und damit Morgen- und Abendsonne bietet. Im Bericht werden noch die geschickte Ausrichtung der Balkone und die kluge Anordnung der Sanitärbereiche lobend erwähnt.

Das wär's dann also, das Musterbeispiel, das wohl viele gerne nähmen. Aber es gibt durchaus noch andere Wohnungstypen, die auch gut funktionieren. Beim Projekt «mitenand» etwa befinden sich die Sanitärräume in der Mitte als Raumteiler; beim Eintreten in die Wohnung sieht man zunächst an die Rückseite dieses Blocks. «Ein Klassiker auch dies», sagt Peter Ess, vielleicht aber «nicht ganz so raffiniert wie beim Siegerprojekt». Vor allem aber sind die Wohnungen weniger gut in der Landschaft gestaffelt worden. Beim Siegerprojekt öffnen sich alle Wohnungen gegen die Abendsonne, bei «mitenand» beschatten die vorderen die hinteren am Abend.

Wie lange ist die Wohnung gut?

Einen ganz andern Typ von Wohnungsgrundriss präsentiert das Projekt «Ave, Eva». Hier sind alle Zimmer von einem zentralen Raum her erschlossen. Dieser «Kammertyp» erinnert an herr-

schaftliche Wohnungen des 19. Jahrhunderts. Im konkreten Fall kritisierte die Jury allerdings, dass der zentrale Raum für die ihm zugedachte Funktion zu eng erscheine. Noch klarere Worte fand die Jury für das Projekt «Weierplatz». Das Team hat jeweils drei gleiche Wohnungen windmühlenartig angeordnet, womit mindestens eine von ihnen schlecht belichtet wird. Ess hat die Jurymitglieder nur gefragt, ob sie eine der drei Wohnungen eher nicht



«Die Qualität der Pläne ist ganz klar besser geworden.»

Peter Ess
Architekt

mieten würden – und der Fall war klar. Auch in sich sind die Wohnungen «eher einfach organisiert». Wenn man die Wohnung betritt, befindet man sich in einem «schwer nutzbaren, eher dunklen Korridor», wie die Jury schrieb. Alle Zimmer sind hintereinander an diesen Gang angehängt.

Für Peter Ess ist eine der zentralen Fragen bei der Beurteilung eines Wohnungsgrundrisses: Wird die Wohnung während ihrer ganzen Lebensdauer ein begehrtes Objekt sein? Ein gutes Beispiel hat er selber täglich vor Augen: Er wohnt in einer Genossenschaftswohnung im Kreis 3, die auch neunzig

Jahre nach ihrem Bau noch gut funktioniert. Altersschwächen wie die Hellhörigkeit nimmt man in Kauf, dafür ist die Wohnung gut in die Umgebung eingebettet und hat – nach der Ergänzung mit Balkonen – auch einen direkten Bezug zum grünen Innenhof.

Nicht zu kleine Zimmer!

Wichtig für die Umnutzbarkeit einer Wohnung sind einigermassen grosse Räume. Das war beispielsweise bei der Siedlung Bernerstrasse in der Grünau, die als erste städtische Siedlung einem Ersatzneubau weichen musste, nicht der Fall. Die Zimmer waren sehr klein, und es gab viele tragende Wände, was Verbesserungen des Grundrisses kaum möglich machte. Ess ist deshalb auch skeptisch gegenüber Wohnungen mit kleineren Räumen, wie es heute wieder vermehrt propagiert werde.

Es brauche im Portfolio einer Genossenschaft oder der Stadt eben auch grosszügige Familienwohnungen. Als man 1998 das Programm «10 000 Wohnungen in 10 Jahren» lancierte, sei es vor allem darum gegangen, Familien auf Wohnungssuche in der Stadt halten zu können – durchaus auch mittelständische Familien. Man habe damals festgestellt, dass die Familien oft zuerst in der Stadt gesucht und diese erst verlassen hätten, nachdem sie nichts Passendes gefunden hätten.

Der vollständige Bericht zur Wohnüberbauung Weierstrasse kann bei www.planzeit.ch heruntergeladen werden («Downloads»).

Das US-Finanzministerium kann bislang keine Währungsmanipulationen feststellen **SEITE 25**

Deutschland könnte durch die Bankenunion wichtige Befugnisse verlieren **SEITE 28**

Härtetests für die Sozialpartnerschaft

Was die wohlklingende Deklaration der Spitzenverbände der Sozialpartner wert ist, muss sich schon bald zeigen

HANSUELI SCHÖCHLI

Die Sozialpartnerschaft hat in der Schweiz einen ähnlichen Status wie die direkte Demokratie und der Föderalismus: Es klingt urhelvetisch, und quer durch das politische Spektrum gehören Glaubensbezeugungen fast zum Pflichtstoff. Auf Betreiben des Wirtschaftsdepartements haben die Spitzenverbände der Sozialpartner mit Bundesrat Johann Schneider-Ammann am Donnerstag in Bern eine «Erklärung zur Zukunft der Arbeit und der Sozialpartnerschaft in der Schweiz im Zeitalter der Digitalisierung» unterzeichnet. Die Erklärung hat Sonntagsschulcharakter – mit wohlklingenden Formeln, die allgemein genug gehalten sind, so dass kaum jemand dagegen sein kann.

So soll laut der Erklärung zum Beispiel die Digitalisierung den Arbeitnehmern wie den Arbeitgebern Nutzen bringen, die Sozialpartnerschaft ein Erfolgsfaktor bleiben und ein konstruktiver Dialog nachhaltig zum Wohlstand beitragen. Einige Formulierungen klingen wie typische Kompromisse. So soll etwa die kontinuierliche Aus- und Weiterbildung «einerseits» in der Verantwortung der Arbeitnehmer liegen und «andererseits» auch vom Arbeitgeber «begünstigt» werden. Weiter sollen sich die Sozialpartner um Lösungen «bemühen», die eine «bessere» Vereinbarkeit von Beruf und Familie sowie von Freizeit und Arbeitszeit «fördern». Und das System der Gesamtarbeitsverträge soll mit seiner «Flexibilität» zu einer «aktiv gelebten Sozialpartnerschaft» gehören.

Die EU als Elefant im Raum

Solche Erklärungen werden nicht schaden. Ob sie nützen, ist eine andere Frage. Entscheidend ist das Tagesgeschäft, und dort ist zuweilen von «aktiv gelebter Sozialpartnerschaft» nicht viel zu sehen. Der Elefant im Raum bei der Unterzeichnungszereemonie am Donnerstag im Bundeshaus war der Konflikt über ein mögliches Rahmenabkommen der Schweiz mit der EU. Die EU fordert von der Schweiz unter anderem eine Anpassung ihrer Lohnschutzmassnahmen im Kontext der Personenfreizügigkeit; im Visier ist die Voranmeldefrist von acht Tagen für Selbständige und entsandte



Beim Streit der Sozialpartner im Bausektor wird die Erklärung der Sozialpartnerschaft wohl nicht weiterhelfen.

GORAN BASIC / NZZ

Arbeitnehmer aus dem EU-Raum; eine Vier-Tages-Frist wäre für Brüssel dem Vernehmen nach eher akzeptabel. Auch die Kautionspflicht für gewisse EU-Firmen sowie die Dichte der Lohnkontrollen sind Streitpunkte.

Der Wirtschaftsminister und die Arbeitgeber hatten den Gewerkschaften diesen Sommer beim Thema Lohnschutzmassnahmen Gesprächsverweigerung vorgeworfen. Die Gewerkschaften wollen keinen Millimeter preisgeben und bilden lieber zusammen mit der SVP eine unheilige Allianz zur Blockierung eines Rahmenabkommens. Die Lohnschutzmassnahmen sind allerdings nicht das einzige Hindernis bei den Verhandlungen Schweiz - EU. Auch die EU-Forderungen in Sachen Staatsbeihilfen (Probleme für die Kantonalbanken) sowie zur Unionsbürgerrichtlinie (Ausdehnung der Rechte zum Aufenthalt und

zum Zugang zum Schweizer Sozialsystem) sind gemäss jüngsten Einschätzungen noch Kröten, die innenpolitisch kaum verdaubar wären.

Es muss wohl zuerst weh tun

Folgt in den nächsten Wochen nicht noch ein überraschender Durchbruch, ist nach verbreiteter Einschätzung angesichts der Wahlen 2019 in der EU und in der Schweiz der Abschluss eines Rahmenabkommens wohl für eine Weile vom Tisch. Das würde die Schweizer Gewerkschaften beruhigen, und auch manche Arbeitgeber erachten ein Abkommen offenbar nicht als sehr dringlich. Doch Wirtschaftsvertreter wollen früher oder später ein abgesichertes Verhältnis zur EU. Dieses läge im Prinzip auch im Interesse der Arbeitnehmer. Innenpolitisch lässt sich aber «Rechtssicherheit»

nur schlecht verkaufen, weil dies abstrakt klingt.

Konkret sind dagegen mögliche Nadelstiche der EU bei Absenz eines Rahmenvertrags – wie die fortgesetzte Verweigerung des Abschlusses eines Stromabkommens, die definitive Verweigerung der Anerkennung der Schweizer Börsenrichtlinien, Hindernisse in der Forschungszusammenarbeit und vieles mehr. Wenn es weh tut, kann die Stimmung in der Schweiz rasch kippen, wie die Vergangenheit gezeigt hat. Der Preis für einen Rahmenvertrag mit der EU ist bei einem solchen Szenario in einigen Jahren im Vergleich zu heute vielleicht eher höher als tiefer; dies könnte die Sozialpartnerschaft in der Schweiz einem Härtetest aussetzen.

Was die hehre Deklaration vom Donnerstag zur Sozialpartnerschaft wert ist, kann sich schon viel früher zeigen. Bei

einem weiteren grossen Konfliktthema – der Altersvorsorge – müssen die Sozialpartner dem Bundesrat bis nächstes Frühjahr Lösungsvorschläge für die zweite Säule liefern. Die Differenzen sind anscheinend noch gross, doch die Beteiligten haben noch etwas Zeit.

Konflikt um Arbeitszeiten

Schützengrabenrhetorik ist auch beim Konflikt über die Arbeitszeiten zu vernehmen. Vorstösse im Parlament fordern eine Lockerung der Regeln, doch die Gewerkschaften kämpfen dagegen. Auch in diesem Konflikt kann die Deklaration vom Donnerstag wohl nicht wirklich weiterhelfen. Ähnliches mag für den Streit der Sozialpartner im Bausektor gelten. Doch hier ist die gute Nachricht: Unterhalb der Spitzenverbände funktioniert die Sozialpartnerschaft allem Anschein nach weiterhin befriedigend. Das gilt typischerweise auch für die jährlichen Lohnverhandlungen.

Und auf der abstrakten Ebene gibt es kaum Differenzen: Sozialpartnerschaft ist eine gute Sache. Das sagen nicht nur die Sozialpartner selbst, sondern auch Studienverfasser wie der globale Länderverein OECD. Auch Gesamtarbeitsverträge können demnach eine gute Sache sein, obwohl sie Kartellabsprachen darstellen. Auf Produktmärkten tönt «Kartellabsprache» fürchterlich, doch auf dem Arbeitsmarkt können Kollektivverträge Vorteile haben. Sie schaffen einen Ausgleich zur potenziell schwachen Verhandlungsposition des einzelnen Arbeitnehmers, verhindern Konflikte, lösen Koordinationsprobleme und nehmen Rücksicht auf die wirtschaftliche Entwicklung.

Die fortschreitende Dienstleistungsgesellschaft und der sich verstärkende Trend zu hochqualifizierten Arbeitskräften schwächt die Attraktivität der Gewerkschaften. Informatiker fühlen sich von Klassenkampf weniger angesprochen als Bau- oder Fabrikarbeiter. Der Anteil der gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmer ist seit 1985 im Durchschnitt der OECD-Länder von rund 45% auf 35% gesunken und in der Schweiz von 25% auf etwa 16%. Kollektivverträge decken aber noch weit mehr Angestellte ab – in der Schweiz rund 50% der Arbeitnehmer. Damit kann das Land gut leben.

Swiss Re schultert schwere Schäden

Naturkatastrophen und der Brückeneinsturz in Genua belasten das dritte Quartal

Der Schweizer Rückversicherer meldet Grossschäden in Höhe von mehr als 1 Mrd. \$. Das lässt sich dank der soliden Kapitalbasis ohne Probleme verkraften.

WERNER ENZ

Zwei Wochen vor der Präsentation der Quartalszahlen hat Swiss Re eine Bestandesaufnahme gemacht, um den Aktionären früh reinen Wein einzuschenken. Für das dritte Quartal wird als Folge mehrerer Naturkatastrophen mit Belastungen von 1,1 Mrd. \$ nach Retrozession und vor Steuern gerechnet. Dazu kommen von Menschenhand verursachte Schäden von ungefähr 300 Mio. \$.

Weniger dramatisch als 2017

Der Einsturz der Autobahnbrücke in Genua, ein Grossbrand in einer deutschen Schiffswerft und vor allem Überschwemmungen beim Staudamm Itu-

ango in Kolumbien führten zu dieser Belastung. Die Konzerneinheiten Reinsurance und Corporate Solutions werden sie etwa hälftig schultern müssen.

Im langfristigen Vergleich liegen die kumulierten Schäden für die ersten neun Monate im Rahmen der Erwartungen. Im Vorjahr war im dritten Quartal ein viel grösserer Schaden, nämlich einer von 3,6 Mrd. \$ infolge der drei Hurrikane «Harvey», «Irma» und «Maria» sowie aufgrund von Erdbeben in Mexiko, angefallen. Daraufhin war in den ersten neun Monaten von 2017 ein Konzernverlust von 468 Mio. \$ verbucht worden.

Obschon es für die ersten neun Monate von 2018 wenig dramatisch aussieht, bleibt abzuwarten, wie stark der Hurrikan «Michael» das vierte Quartal belasten wird. Dieser Hurrikan hat in Florida und Georgia eine breite Spur der Zerstörung hinterlassen.

Was das dritte Quartal angeht, sprechen zwar viele vom Hurrikan «Florence», aber für Swiss Re war der Taifun «Jebi» in Japan mit anteiligen Schäden

von rund 500 Mio. \$ gut viermal grösser. Dieser Taifun traf die Insel Shikoku und die Region Kansai mit der Millionenstadt Osaka, wobei der internationale Flughafen unter Wasser gesetzt wurde.

Gesalzene Rechnung in Japan

Den gesamten versicherten Schaden von «Jebi» für alle Versicherer zusammen schätzt Swiss Re auf 6 Mrd. \$. Der Rückversicherer hält in Japan hohe Marktanteile. Im Falle des Hurrikans «Florence», der Sturmfluten in North und South Carolina verursachte, wird der gesamte versicherte Schaden auf 4 Mrd. \$ geschätzt; davon wird der Schweizer Rückversicherer zirka 120 Mio. \$ tragen.

Es gab im dritten Quartal noch weitere Naturkatastrophen, und auch diese ereigneten sich vorwiegend in Japan. Sintflutartige Regenfälle und der Taifun «Trami» sowie Waldbrände in Kalifornien führten für Swiss Re zu Schäden von addiert nochmals 500 Mio. \$.

ANZEIGE

FREIES GYMNASIUM ZÜRICH 
gegründet 1888

Info-Anlass / Information Event

Zweisprachige Ausbildung

Dienstag, 30. Oktober 2018, 18.30 Uhr, Bibliothek

Bilingual Education Programme

Tuesday, 30 October 2018, 6.30 pm, Library

Weitere Info-Anlässe / Further events: www.fgz.ch

The monolingual and bilingual way at FGZ

HERAUSGEGRIFFEN

Deutsche Chefs verdienen mehr als die Schweizer

Natalie Gratwohl · Eine neue Studie zu den Managersalären dürfte den Schweizer Konzernchefs wohl zu denken geben. Hierzulande haben Geschäftsleitungsmitglieder nämlich im vergangenen Jahr laut PwC Schweiz tendenziell weniger verdient als Manager in Deutschland. Das Salär eines Konzernchefs in einem SMI-Unternehmen mit Medianeinkommen lag laut der Studie 2014 noch 14% über demjenigen eines DAX-Konzern-Chefs. Drei Jahre später verdiente ein SMI-Chef mit Medianeinkommen einen Fünftel weniger. Denn zwischen 2014 und 2017 sind die Gehälter in Deutschlands Chefetagen gestiegen, während die Vergütung in der Schweiz stabil geblieben oder gesunken ist.

Im letzten Jahr betrug der Verdienst der Konzernchefs der 20 im SMI kotierten Unternehmen im Median 5,5 Mio. Fr., was einem Rückgang von knapp 30% gegenüber dem Vorjahr entspricht. Die gleiche Entwicklung wie bei den SMI-Firmen zeigte sich auch bei kleineren Unternehmen. So verdiente bei den Schweizer Small-Caps ein Geschäftsführer im Median 1,4 Mio. Fr., was 87% des Gehalts der deutschen Kollegen entspricht. Anders sah es jedoch bei den mittelgrossen Unternehmen aus. Schweizer Chefs von SMIM-Firmen verdienten 3,3 Mio. Fr. und damit rund ein Zehntel mehr als die deutschen Geschäftsführer.

Dass die deutschen Konzernchefs nun tendenziell mehr verdienen als die Schweizer, ist laut PwC auf verschiedene Faktoren zurückzuführen. Eine Ursache ist, dass es 2017 einige Wechsel an der Spitze von SMI-Firmen gab und die neuen Konzernchefs weniger in der Lohntüte haben als ihre Vorgänger. Ein weiterer Grund ist die unterschiedliche Indexzusammensetzung. Auch die «Abzocker»-Initiative dürfte einen Einfluss gehabt haben, ebenso wie der wachsende Druck der Gewerkschaften. Da die Entlohnung der Manager viel genauer unter die Lupe genommen wird, sind die Firmen in der Schweiz vorsichtiger geworden. In Deutschland dürfte die gute Wirtschaftsentwicklung derweil zu steigenden Gehältern beigetragen haben. Die Interpretation ist schwierig. Zudem ist unklar, ob sich der Trend im nächsten Jahr fortsetzen wird.

IN KÜRZE

Adria Airways fliegt in Turbulenzen

nz · Die slowenische Fluggesellschaft Adria distanziert sich wortreich von Pressemeldungen, die von der Gefahr eines Groundings berichten. Es sei ein übliches Prozedere, dass die slowenische Aufsichtsbehörde von ihr einen Finanznachweis auf Ende Jahr verlange. Der wichtigste Grund für die im Vergleich mit dem Vorjahr gestiegenen Annullationen sei die Überlastung des EU-Luftverkehrs. Lufthansa habe jüngst gesagt, dass sie deswegen dieses Jahr schon 18 000 Flüge absagen müssen. Adria Airways räumt weiter ein, dass es dieses Jahr nicht möglich gewesen sei, den Personalbestand im Gleichschritt mit dem Mehrangebot von Flügen auszubauen. Wenn ein Pilot oder Kabinenpersonal krankheitsbedingt ausgefallen sei, habe es Probleme gegeben.

Unilever legt in allen Sparten zu

(Reuters) · Preiserhöhungen haben dem Konsumgüterkonzern Unilever im dritten Quartal zu einem stärkeren Umsatzwachstum verholfen. Das um Sondereffekte bereinigte Wachstum lag bei 3,8%, wie der Hersteller von Magnum-Eiscreme, Rexona-Deo und Seifen wie Dove am Donnerstag mitteilte. Davon wurde ein Grossteil aber von negativen Währungseffekten und dem Verkauf des Brotaufstrich-Geschäfts an den Investor KKR aufgezehrt, so dass die Erlöse um 4,8% auf 12,5 Mrd. € sanken. Konzernchef Paul Polman zeigte sich dennoch zuversichtlich: «Das Wachstum hat sich im dritten Quartal in allen Sparten be-

schleunigt.» Für das Gesamtjahr bekräftigte der Nestlé-Konkurrent die Prognose, die einen bereinigten Umsatzanstieg von 3 bis 5% sowie eine Verbesserung der operativen Rendite vorsieht.

Takeda wächst zum globalen Pharmariesen heran

(Reuters) · Der japanische Pharmakonzern Takeda hat in seinem Heimatmarkt grünes Licht für die 62 Mrd. \$ schwere Übernahme des irischen Arzneimittelherstellers Shire erhalten. Neben der nun erfolgten Zustimmung in Japan hatte Takeda bereits die nötigen Freigaben für den Deal aus den USA, Brasilien und China bekommen. Der Zukauf wäre der grösste eines japanischen Unternehmens im Ausland. Takeda wird damit zu einem der weltweit führenden Pharmariesen.

EU-Kommission stellt Verfahren gegen Irland ein

(dpa) · Im Streit um illegale Steuervergünstigungen für den iPhone-Hersteller Apple hat die EU-Kommission ihr Verfahren gegen Irland eingestellt. Zuvor hatte der Technologiekonzern mehr als 14 Mrd. € auf einem Treuhandkonto hinterlegt. Diese Zahlung gleiche die Wettbewerbsverzerrung aus, teilte die Kommission mit. Die EU-Wettbewerbsbehörden waren 2016 zu dem Ergebnis gekommen, dass Irland Apple illegale Steuervorteile in Milliardenhöhe gewährt hatte. Wegen der Weigerung Irlands, das zu wenig gezahlte Geld plus Zinsen nachzufordern, leitete die EU-Kommission 2017 juristische Schritte vor dem Europäischen Gerichtshof ein. Das nun von Apple auf ein Treuhandkonto überwiesene Geld soll ausgezahlt werden, wenn EU-Gerichte über noch laufende Einsprüche von Apple und Irland entschieden haben.

Philip Morris ist optimistisch

Stefan Paravicini, New York · Der Zigarettenhersteller Philip Morris hat im dritten Quartal die Erwartungen übertroffen und hält nach zwei Prognosesenkungen jetzt an seinem Ausblick für den laufenden Turnus fest. Umsatz und Gewinn des Herstellers von Marken wie Marlboro, Chesterfield und L&M lagen über den durchschnittlichen Schätzungen von Analysten. Im Geschäft mit dem Tabakstift Iqos, mit dem der Tabak nur erhitzt wird, statt ihn zu verbrennen, spürte Philip Morris die anstehende Einführung der nächsten Produktversion Iqos 3. In Japan, dem wichtigsten Markt für die Zigarettenalternative, hätten Händler ihre Lagerbestände abgebaut, teilte Philip Morris mit. Insgesamt fielen die Verkäufe von Iqos um 11% auf knapp 8,7 Mrd. Einheiten. An der Prognose für die weltweiten Verkäufe des Tabakstiftes, die im Gesamtjahr auf 41 bis 42 Mrd. Einheiten verdoppelt werden sollen, hält der Konzern dennoch fest. Die Aktie kletterte im frühen Handel in New York mehr als 5%.

Unter dem Strich verdiente Philip Morris im dritten Quartal 1,44 \$ je Aktie, während Analysten durchschnittlich 1,27 \$ auf dem Zettel stehen hatten. Im Vergleich zum Vorjahr stieg der Gewinn damit um gut 13%. Für das Gesamtjahr hält der Konzern an einem Ziel von 4,97 \$ bis 5,02 \$ Gewinn je Aktie fest, was einem Plus von 8 bis 9% gegenüber dem Vorjahr entspricht. Der Umsatz im dritten Quartal trat bei 7,5 Mrd. \$ auf der Stelle, während Marktbeobachter dem Konzern im Schnitt nur 7,2 Mrd. \$ zugezählt hatten. Insgesamt verkaufte Philip Morris im dritten Quartal fast 204 Mrd. Zigaretten und Tabakstifte, während es im Vergleichszeitraum noch gut 208 Mrd. Glimmstengel waren.

Teilhabe an nachhaltiger Performance.

100% Swiss
Made Asset
Management

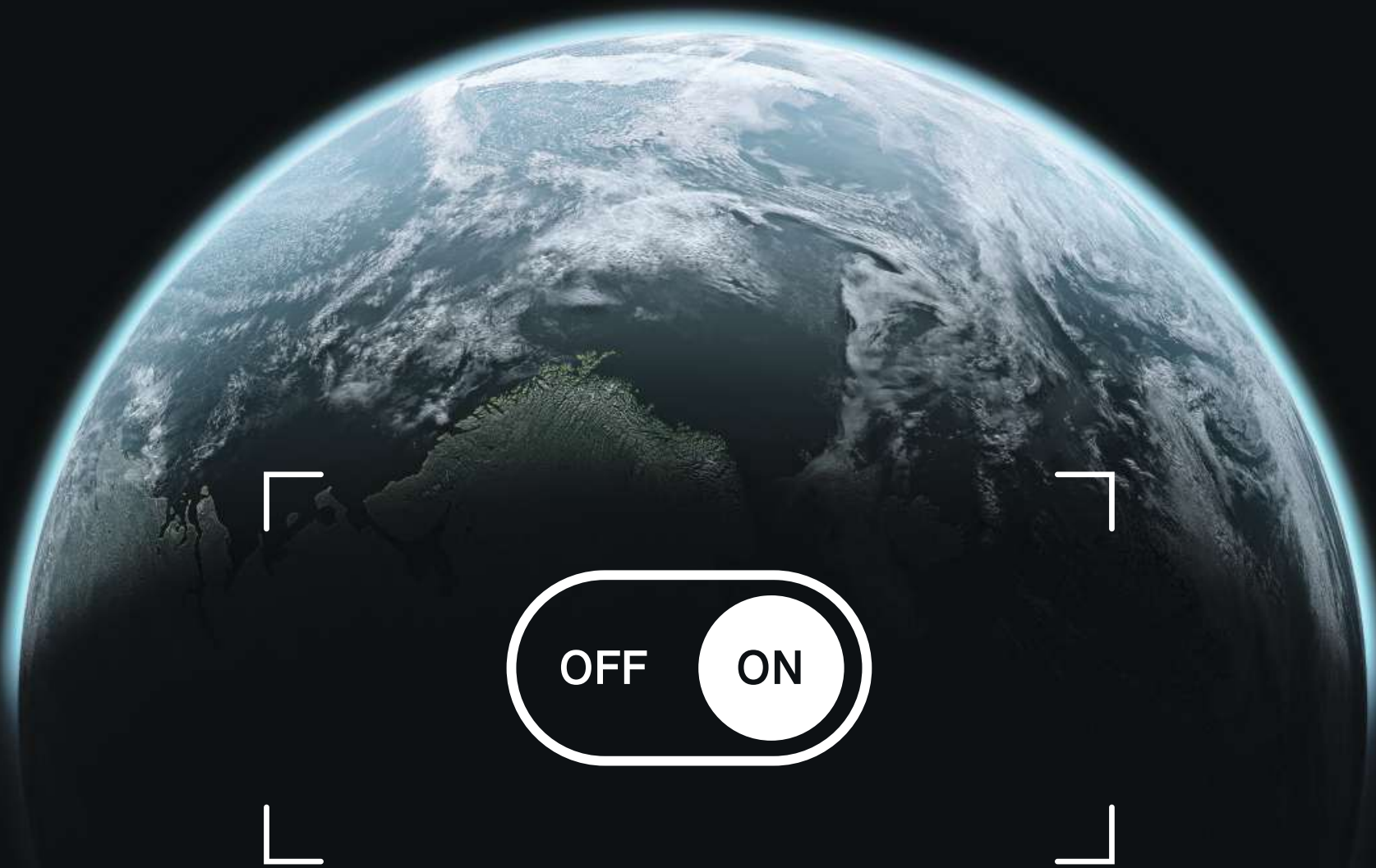
Jetzt einsteigen unter [swisscanto.ch/nachhaltigkeit](https://www.swisscanto.ch/nachhaltigkeit)

So geht doppelte Rendite: Investieren Sie in einen unserer bewährten Nachhaltigkeitsfonds und leisten Sie gleichzeitig einen sinnvollen Beitrag für künftige Generationen. Unsere Fonds erschliessen für Sie das Potenzial nachhaltiger Entwicklung.



**Swisscanto
Invest**

by Zürcher Kantonalbank



Eine rasch wachsende Weltbevölkerung, soziale Ungleichheit und endliche Ressourcen erfordern einen neuen Anlageansatz. Wir sind überzeugt, dass nachhaltigere Finanzmodelle die positive Entwicklung unserer Kapitalanlagen und unseres Planeten sicherstellen können.

Nachhaltigkeit neu gedacht – unter [LombardOdier.com](https://www.lombardodier.com)

rethink everything.



LOMBARD ODIER
LOMBARD ODIER DARIER HENTSCH

PRIVATKUNDEN
ASSET MANAGEMENT
TECHNOLOGIE

Novartis entledigt sich der Altlasten

Umbau des Portfolios trägt bei der Pharmafirma zusehends Früchte

SERGIO AIOLFI

Novartis kommt zusehends in die Gänge. Nach einer Umsatzerhöhung von 4% im ersten Quartal und 5% im zweiten haben die Verkäufe im neusten Berichtsabschnitt währungsbereinigt um 6% zugelegt. Per Ende September kam der Nettoumsatz so auf 12,78 (i. V. 12,41) Mrd. \$ zu stehen. Die treibende Kraft war wie gewohnt die unter dem Namen Innovative Medicines geführte Pharmasperte, die ihre Erlöse um 9% ausweitete; dabei hat der Bereich vor allem von der steigenden Nachfrage nach zwei Schlüsselprodukten profitiert: dem Herzmittel Entresto, dessen Umsatz im dritten Quartal auf 271 Mio. \$ (+113%) gestiegen ist, sowie dem Schuppenflechte-Präparat Cosentyx (+37% auf 750 Mio. \$). Die am Markt gehegten Hoffnungen und Erwartungen sind damit vollumfänglich erfüllt worden.

Alcon wächst – Sandoz lahmt

Die Leistung von Alcon war mit einer Avance von 5% bescheidener als jene von Pharma. Wichtiger bei der Augensparte ist jedoch, dass sich das Wachstum, das zwischen 2015 und 2016 negativ gewesen war, inzwischen stabilisiert hat. Seit nunmehr sieben Quartalen weist die Division positive Zuwachsraten auf; im Hinblick auf den Plan von Novartis, Alcon dereinst abzuspalten und als separate Einheit an die Börse zu bringen, ist diese Verstetigung nicht unwichtig.

Dem dritten Segment, Sandoz, steht die Wende zum Besseren noch bevor. Der Generikahersteller musste im Quar-



Vasant Narasimhan schaut in seinem ersten Jahr als CEO von Novartis auf ein weiteres erfolgreiches Quartal zurück. M. LIMINA / BLOOMBERG

tal ein Umsatzminus um 4% hinnehmen, was auf den anhaltenden Preisdruck in den USA zurückzuführen war. Als Reaktion auf diesen chronisch gewordenen Abwärtstrend hat man sich für eine Anpassung des Geschäftsmodells entschieden; Sandoz wird sich aus der Herstellung einfacher (und den Preispressionen stärker ausgesetzter) Produkte zurückziehen und vermehrt auf Biosimilars und komplexe Generika setzen.

Bei dem Versuch, die Gewinnlage von Novartis zu beurteilen, steht man vor der Wahl, ob man die vom Unternehmen dargebotenen Kern-Kennzahlen als Basis nimmt oder die Angaben gemäss International Financial Reporting Standards (IFRS). Im ersten Fall hat der Betriebsertrag im Quartal um 9% zugenommen, im zweiten Fall ist er 13% eingebrochen, und der Nettogewinn hat gar um 18% nachgelassen.

Wesentlicher Grund für den Gewinnschwund gemäss IFRS ist ein Vorkommnis bei Alcon. Ende August beschloss die Augensparte, ein Produkt namens Cypass Micro-Stent zurückzurufen, ein Implantat zur Behandlung des grünen Stars. Eine nach der Marktzulassung durchgeführte klinische Studie hatte ergeben, dass Patienten, bei denen das Produkt eingesetzt worden war, unter einer Verschlechterung der Hornhaut-Zellen litten. Der daraufhin global angeordnete Rückruf kostete den Konzern, wie sich jetzt zeigt, 300 Mio. \$. Und für Alcon resultierte daraus im dritten Quartal ein Verlust von 297 Mio. \$. Spuren der Cypass-Rückrufaktion sind auch noch im 9-Monate-Ergebnis von Alcon (-142 Mio. \$) zu erkennen. Dass der Reingewinn des Gesamtkonzerns in den ersten drei Quartalen trotz diesem Rückschlag eine Verdoppelung auf 11,4 Mrd. \$

erfuhr, ist dem Betrag von 5,7 Mrd. \$ zuzuschreiben, die Einnahmen aus dem Verkauf der Beteiligung am GSK-Consumer-Healthcare-Joint-Venture.

Mittel gegen Prostatakrebs

Ganz im Zeichen des Gesamtumbaus von Novartis steht die am Donnerstag angekündigte Akquisition der Pharmafirma Endocyte, für welche die Basler 2,1 Mrd. \$ bezahlen. Das Unternehmen ist im Bereich der sogenannten Radioliganden-Therapie tätig, die etwa in der Behandlung von Prostatakrebs zum Einsatz kommt. Novartis hatte bereits vor einem Jahr für 3,9 Mrd. \$ die Firma Advanced Accelerator Applications (AAA) erworben, die sich ebenfalls mit Radioliganden-Therapie beschäftigt. AAA und Endocyte bilden die Basis einer neuen Onkologie-Plattform.

Schneider geht Nestlés Schwächen an

Die Handschrift des CEO ist beim Nahrungsmittelhersteller erkennbar

imr. · Nestlé-Chef Mark Schneider steht unter genauer Beobachtung der Aktionäre. Vor mehr als eineinhalb Jahren hat er beim Nahrungsmittelhersteller den Chefposten mit dem Anspruch übernommen, dem träge gewordenen Riesen neues Leben einzuhauchen. In den ersten neun Monaten des Jahres sind Nestlés Verkäufe nun organisch um 2,8% gestiegen, was die Investoren einigermaßen zufriedenstellte. Sie nehmen Schneider auch die Ankündigung ab, den Umsatz über 12 Monate um 3% erhöhen zu können.

Manche jüngst bei Nestlé getroffenen Massnahmen tragen Schneiders Handschrift, etwa die noch stärkere Ausrichtung auf die margen- und wachstumsstarken Kaffeeaktivitäten. In Europa herrscht zwar in diesem Bereich ein harter Konkurrenzkampf, weil die Kapselsysteme bei den Konsumenten schon weit verbreitet sind. In Amerika sowie in Asien ist das Verkaufsvolumen aber noch geringer, und Nestlé nutzt laut eigenen Angaben diese Wachstumsmöglichkeit. Schneider legt ferner Wert darauf, dass neue Produkte rascher als bisher von den Labors in die Regale gelangen. Dieser Prozess nahm bei Nestlé zu viel Zeit in Anspruch. Mittelgrossen Anbietern mit viel kleineren Forschungsbudgets gelang es in der Folge, dem Giganten Marktanteile abzunehmen. Damit will sich Schneider nicht mehr abfinden.

Nestlé ist so global aufgestellt, dass es immer wieder Geschäfte und Regionen gibt, wo es harzt, und solche, die



Wan Ling Martello

Béatrice Guillaume-Grabisch

nach einer Durststrecke wieder Fahrt aufnehmen. Grundsätzlich ist es den Nahrungsmittelherstellern wahrscheinlich schon lange nicht mehr so schwergefallen wie jüngst, die Preise zu erhöhen. Anspruchsvoll ist die Lage derzeit in Westeuropa. Detailhändler übten im Frühjahr grossen Druck auf Nestlé und andere Produzenten aus, die Preise zu senken. In den Neun-Monate-Zahlen hat sich das niedergeschlagen. Die in der Region getätigten Verkäufe sind geringer ausgefallen als im Vorjahr. Auch punkto Organisation ist bei Nestlé in Westeuropa nicht alles zum Besten bestellt. Schneider tönte an, dass die Abteilungen zu sehr Silos bilden würden. Er hat veranlasst, dass diese aufgebrochen werden.

Behoben sind dagegen die Probleme, die Nestlé bis vor kurzem in Asien geplagt hatten. In Indien enthielten Nudeln des Herstellers angeblich zu viel Blei, und in China stockten die Geschäfte mit Babynahrungsmitteln. Nun sticht die Region Asien, Ozeanien und südliches Afrika (AOA) mit einer Wachstumsrate von 4,4% im Konzernvergleich wieder hervor. Die Chefin der Zone, Wan Ling Martello, sieht ihre Mission damit erfüllt und verlässt Nestlé nach sieben Jahren. Ihre Stelle übernimmt Chris Johnson, der schon 35 Jahre für die Firma tätig ist und somit eine typische Nestlé-Karriere absolviert hat. Seine Nachfolgerin ist Béatrice Guillaume-Grabisch, derzeit Chefin von Nestlé Deutschland.

Nestlé in Zahlen

Geldwerte in Mrd. Fr.

Januar bis September	2017	2018	+/- %
Umsatz Gruppe	65,1	66,4	2,0
Nord-/Südamerika	22,6	21,9	-2,9
Europa/Nahost/Nordafrika	13,2	13,7	3,7
Asien/Ozeanien/südl. Afrika	15,3	15,8	3,1
Nestlé Waters	6,1	6,1	0,6
Übrige Geschäfte	7,9	8,9	12,1

Keine Ermüdung bei Kühne + Nagel

Der Logistikkonzern ist weiterhin auf Wachstumskurs

WERNER ENZ

Der Logistikkonzern Kühne + Nagel (KN) hat im dritten Quartal den Reingewinn um gut 3% auf 190 Mio. Fr. gesteigert, worauf die Aktie am Donnerstag im Tagesverlauf um mehr als 5% zurückgestuft wurde. Für die ersten neun Monate fällt die Bilanz solide aus. Ein um 12% auf 5,7 Mrd. Fr. gesteigerter Rohertrag und ein um 7% auf 580 Mio. Fr. erhöhter Reingewinn spiegeln die starke Entwicklung.

Mit Argusaugen wird zurzeit die Seefracht beobachtet, denn viele Anbieter bekunden in diesem von Überkapazitäten und hoher Volatilität der Frachtraten gekennzeichneten Geschäft grosse Mühe.

Kühne + Nagel in Zahlen

Geldwerte in Mio. Fr. (IFRS)

Januar bis September	2017	2018	±%
Nettoumsatz	13 525	15 361	14
Rohertrag	5 136	5 736	12
in % des Umsatzes	38,0	37,3	-
Betriebsergebnis	685	745	9
Seefracht	308	324	5
Luftfracht	227	271	19
Landverkehr	36	57	58
Kontraktlogistik	114	93	-18
Reingewinn	540	580	7

KN liess in den Monaten Januar bis September 3,52 Mio. Standardcontainer befördern, womit der bereits starke Vorjahreswert um 8,8% übertroffen wurde. Der Einsatz digitaler Plattformen brachte neuen Schwung.

Mit einer Zunahme von 16% auf 1,3 Mio. t expandierte die Luftfracht fast doppelt so schnell wie die Seefracht. In den letzten Quartalen ist viel investiert worden, etwa in den Transport von leicht verderblichen Nahrungsmitteln und Blumen. Hierbei stimmten auch die Margen, was sich in den ersten neun Monaten an der Erhöhung des Betriebsergebnisses um 19,4% auf 271 Mio. Fr. ablesen lässt.

Weitere Fortschritte erzielte die strategisch wichtige Einheit Landverkehr. KN hat seine Positionen im amerikanischen Geschäft verstärkt und hierbei von einer Erholung der Erdölindustrie profitiert. Einen ertragsmässigen Dämpfer musste einzig die Einheit Kontraktlogistik hinnehmen. KN sagt dazu, es sei zulasten der Ertragsrechnung in die Digitalisierung der Lagerhaus-Managementsysteme investiert worden. Mit dem Kauf eines chinesischen Logistikere für die Autobranche sowie dem Erwerb eines indonesischen Unternehmens wird die globale Präsenz weiter verstärkt.

«Reflexe», Seite 34

Unbehagen über lockere Geldpolitik

Die Wirtschaft ist in einem ständigen Ausnahmezustand

NICOLE RÜTTI, BASEL

Wie fragil die derzeitige Lage an den Finanzmärkten ist, haben die jüngsten Kursrückschläge an den Aktienmärkten vor Augen geführt. Innert kürzester Frist wich die euphorische Börsenstimmung, während sich unter den Anlegern Furcht vor schwelenden Handelskonflikten und steigenden Zinsen ausbreitete. Derweil hat die geldpolitische Straffung in den USA eben erst begonnen.

Es erstaunt denn auch nicht, dass das Unbehagen über die ultralockere Geldpolitik weit verbreitet ist. Nicht wenige Ökonomen stellen sich die bange Frage, ob die Rückkehr zu einer normalen Geldpolitik ohne grössere Verwerfungen zu bewerkstelligen ist. Die Ansicht, dass die grosszügige Geldversorgung zu einem schwer kontrollierbaren Inflationsschub oder einbrechenden Immobilienmärkten führen könnte, ist jedenfalls weit verbreitet, wie eine Befragung der Teilnehmer der Herbstprognosestagung von BAK Economics ergab.

Differenziert fielen die Voten an der Veranstaltung des Forschungsinstitutes aus. So bietet die derzeitige Situation laut Mathias Binswanger, Professor an der Fachhochschule Nordwestschweiz und der Universität St. Gallen, unmittel-

bar keinen Grund zu grosser Sorge. Doch zu glauben, dass die Inflation einfach verschwunden sei, wäre ein Trugschluss. Die Inflation habe sich nämlich verlagert – und zwar in Richtung Immobilienmarkt. Damit erkläre sich, weshalb trotz ultralockerer Geldpolitik kein allgemeiner Preisdruck zu verspüren sei, während die Preise von Immobilien in die Höhe kletterten.

Auch der BAK-Chefökonom Martin Eichler glaubt nicht, dass es an den Finanz- oder Immobilienmärkten kurzfristig zu einem abrupten Einbruch kommen wird. Gleichwohl zeigten sich die Ökonomen besorgt, dass den Nationalbanken in Anbetracht der niedrigen Zinsen der Spielraum fehlen könnte, um in einer erneuten Krise geldpolitisch Gegensteuer zu geben.

Auf der Hand liegt auch, dass die ultralockere Geldpolitik Gewinner und Verlierer hervorgebracht hat: Nicht zuletzt in den Sparbüchern habe sie Spuren hinterlassen, erklärte Felix Brill von der VP Bank. Rentner befänden sich trotz gewissen Abstrichen bei der Pensionskasse in einer guten Situation, relativierte Binswanger. Profitiert hätten nicht zuletzt die Hausbesitzer, was sich aber ändern dürfte, sobald die Zinsen denn einmal steigen würden.

Die Europäische Bankenunion kommt vor das deutsche Verfassungsgericht

Kläger fürchten die Entkoppelung von Herrschaft und Haftung sowie eine potenziell unbegrenzte Haftung der Steuerzahler

Deutschland könnte durch die Bankenunion wichtige Befugnisse verlieren und zugleich mehr Risiken tragen müssen. Vor allem der Backstop durch den Rettungsschirm berge grosse Gefahren, klagen Kritiker.

MICHAEL RASCH, FRANKFURT

In Karlsruhe bahnt sich der nächste juristische Showdown im Kampf gegen wirtschaftspolitische Entscheidungen von Institutionen der Euro-Zone an. Nach der Europäischen Zentralbank (EZB) mit ihrer Geldpolitik steht demnächst die Europäische Bankenunion vor dem höchsten deutschen Richter. Ende November findet vor dem Bundesverfassungsgericht (BVerfG) die mündliche Verhandlung über eine seit 2014 hängige Verfassungsbeschwerde mehrerer Kläger gegen die Bankenunion statt.

Als Verfahrensbevollmächtigter tritt Markus C. Kerber, Professor für öffentliche Finanzwirtschaft und Wirtschaftspolitik an der TU Berlin sowie Gründer der Denkfabrik Europolis, vor die Richter mit den roten Roben. Angesichts des Klumpenrisikos im italienischen Bankensektor hoffen die Kläger laut Kerber darauf, dass die deutsche Öffentlichkeit durch den Prozess endlich «den Ernst der Lage erkennen werde». Der Professor erhofft sich zudem, dass «die deutsche Regierung von einer Beteiligung an den Haftungserweiterungen und der Vergemeinschaftung von Risiken Abstand nehmen werde».

Unbegrenzte Haftungsrisiken

Letztlich müsse Karlsruhe die Zustimmung der Regierung zur Bankenunion für unwirksam erklären, weil sie gegen die Verfassung verstosse, meinen die sieben Initiatoren der Beschwerde. Zu ihnen gehören auch der emeritierte Professor für Betriebswirtschaftslehre Johann Heinrich von Stein und der Bundesdisziplinaranwalt a. D. Norbert von Nieding. Die Bankenunion soll nach den Ideen der Brüsseler Verwaltung auf insgesamt drei Säulen stehen. Die erste ist die einheitliche Aufsicht über die Grossbanken in der Euro-Zone durch die

Besonders umstritten ist die geplante dritte Säule, die gemeinsame Einlagensicherung (Edis).

EZB (Single Supervisory Mechanism, SSM). Die zweite ist die einheitliche Abwicklung von taumelnden systemrelevanten Instituten (Single Resolution Mechanism, SRM) durch eine zentrale Behörde, das sogenannte Single Resolution Board (SRB). Diese beiden Pfeiler hat Brüssel bereits errichtet.

Das Single Resolution Board wiederum kann unter bestimmten Bedingungen auf Gelder eines Anfang 2016 gegründeten Fonds (Single Resolution Funds, SRF) zurückgreifen, um die Abwicklung zu finanzieren. Der Fonds muss allerdings noch gefüllt werden. Bis zum Ende der achtjährigen Aufbauphase sollen sich die Mittel des SRF auf 1% der gedeckelten Einlagen der gut 3500 beitragspflichtigen Institute in den 19 Mitgliedsstaaten der Bankenunion belaufen, das sind schätzungsweise 55 Mrd. €. Als sogenannter Backstop fungiert der Europäische Rettungsschirm (European Stability Mechanism, ESM), falls die Gelder des Fonds nicht ausreichen sollten. Für



Nach der EZB steht demnächst die Europäische Bankenunion vor den höchsten deutschen Richtern.

KRISZTIAN BOCSI / BLOOMBERG

den ESM haften allerdings die Nationalstaaten. Darin erkennt der Kläger von Stein eine grosse Gefahr, denn hier würden letztlich unbegrenzte Haftungsrisiken für Deutschland lauern.

Besonders umstritten ist die geplante dritte Säule, die gemeinsame Einlagensicherung (Edis), weil die Abwicklung eines Instituts und die Einlagensicherung eng miteinander verzahnt sind. Edis ist aber noch Zukunftsmusik und daher nicht Teil der Klage. Ohnehin wehren sich verschiedene Euro-Staaten, besonders Deutschland, gegen die gemeinsame Einlagensicherung. Zumindest solange die Risiken in den Büchern von Banken vor allem in Griechenland, Zypern, Italien und anderen primär süd- oder südosteuropäischen Ländern nicht massiv reduziert worden sind. Dort haben Banken nämlich noch immer eine grosse Zahl von faulen Krediten in ihren Büchern, die ihnen irgendwann zum Verhängnis werden könnten. Bei einer gemeinsamen Einlagensicherung kann es letztlich, so auch die Befürchtung der Kläger, zu einer automatischen Vergemeinschaftung der Verluste kommen.

Warnung von Weidmann

Der Präsident der Deutschen Bundesbank, Jens Weidmann, hatte eine vorläufige Einführung der gemeinsamen Einlagensicherung bereits mehrfach damit verglichen, dass manche Länder durch sie im Nachhinein eine Versicherung für einen Schaden abschliessen könnten, der bereits entstanden sei. So etwas ist im Versicherungswesen wegen der abwegigen Anreize völlig undenkbar – und so sollte es auch in der Bankenwelt sein. Der Deutsche Sparkassen- und Giroverband (DSGV) sowie die Volks- und Raiffeisenbanken lehnen die Vergemeinschaftung ebenfalls ab. Die Sparkassen-Gruppe hat wie auch die Volks- und Raiffeisenbanken einen eigenen Haftungsverbund. Zwar zahlen dort die Kunden jeweils nichts direkt ein, denn der Sicherungsfonds wird durch die Gewinne der Institute gefüllt. Doch laut Befragungen des DSGV würden ihre Kunden einem europäischen System weniger vertrauen als dem gruppeneigenen Fonds.

Die Kläger befürchten zudem, dass Deutschland bereits durch die ersten beiden Säulen der Bankenunion wichtige Befugnisse verliert, dafür aber mehr Risiken tragen muss. Herrschaft und Haftung würden entkoppelt. Sie zielen

daher mit ihrer Verfassungsbeschwerde darauf, dass die Bundesregierung ihrer Integrationsverantwortung bei der Schaffung der Bankenunion nicht gerecht geworden sei. Im Rahmen der Bankenunion habe die Regierung nämlich Kompetenzen ohne Ermächtigung und ohne Not nach Brüssel verlagert, sagt Kerber. Dazu wäre aber eine Änderung der europäischen Verträge nötig gewesen. Deutsche Behörden wie die Bundesbank und die Finanzaufsicht (Bafin) würden so weniger Zugriff auf die Banken erhalten. Im Gegenzug würden aber für die deutschen Bürger die Risiken durch die bei den südeuropäischen Banken schlummernden Gefah-

für ganze Länder ohne Konditionalität zur Verfügung gestellt. Zudem hafte der jeweilige Mitgliedstaat gegenüber dem ESM nicht. Hier drohten den nationalen Steuerzahlern unabsehbar hohe Kosten für die Abwicklung von Banken aus anderen Mitgliedsstaaten.

Sehr ähnliche Kritik hatte bereits früher die Bundesbank am Backstop durch den ESM geübt. Eine gemeinschaftliche Haftung von Banken oder Staaten für die Kosten einer Bankenabwicklung könne nationale Regierungen zu einer riskanteren Wirtschafts- und Finanzpolitik verleiten, warnte die Bundesbank 2014. Dies vor allem, wenn deren Vorteile auf der nationalen Ebene anfallen, die potenziellen Kosten jedoch teilweise von der Gemeinschaft getragen würden. Zudem gelten die in der Verordnung über den ESM vorgesehenen Entscheidungsprozesse als komplex und schwerfällig, was die Glaubwürdigkeit des Mechanismus von Anfang an beeinträchtigt hat.

Haushaltsrecht des Parlaments

Nach Ansicht von Bettina Stark-Watzinger (FDP), der Vorsitzenden des Finanzausschusses im Deutschen Bundestag, tangiert der ESM-Backstop das Haushaltsrecht des Parlaments. Laut einem von der FDP in Auftrag gegebenen Gutachten von Frank Schorkopf, Rechtsprofessor an der Universität Göttingen, benötigt die Zustimmung Deutschlands zur Backstop-Regel daher eine Zweidrittelmehrheit im Bundestag. Selbst unter Einbezug der Grünen erreicht die Regierung diese nicht. Ohnehin könne ein falsch konstruierter Backstop den falschen Anreiz setzen, höhere Risiken einzugehen. Das sieht Jan Pieter Krahen ähnlich. Für den Finanzprofessor des Forschungszentrums Safe an der Goethe-Universität Frankfurt wäre eine dauerhafte, marktbasiertere Rückversicherungslösung, wie sie in Deutschland diskutiert wird, der bessere Ansatz. Dieser würde nämlich für einzelne Staaten über deren Erstversicherung sinnvollere Anreize erzeugen, die heimischen Banken zu kontrollieren.

Grundsätzlich sieht Krahen die Bankenunion jedoch als ein Mittel, um ordnungspolitische Vorstellungen der Deutschen auf die Euro-Zone zu übertragen und wieder marktwirtschaftliche Verhältnisse zu implementieren. In Deutschland sei während der Finanz-



Bettina Stark-Watzinger
Vorsitzende

Markus C. Kerber
Professor TU Berlin

ren erheblich steigen. Doch gerade in Finanzkrisen sei es enorm wichtig, dass man schnell handeln könne, wie die Erfahrungen im Jahr 2008 gezeigt hätten. Von Stein sieht durch die Addition der Probleme bei der Bankenunion und die unterschiedlichen Anreize für die Nationalstaaten die Entwicklung in der Euro-Zone sowie die europäische Einigung insgesamt gefährdet.

Gescheiterter Praxistest

Zudem habe sich in der Praxis bereits gezeigt, dass die Bankenunion nicht funktioniere, da Regeln wie das Bail-in im Zweifelsfall aus politischen Gründen nicht angewendet würden, argumentiert Kerber, der sich als Verfechter des nationalen Selbstbestimmungsrechts sieht. Ein Beispiel dafür ist Italien. Aufgrund der in diesem Fall sichtbar gewordenen Dysfunktionalität der Bankenunion sei sie für die gewünschte Zielerreichung nicht geeignet.

Darüber hinaus echauffieren sich die Kläger über die Backstop-Funktion des ESM. Dessen Gelder würden Banken im Gegensatz zu Rettungsprogrammen

besonders viel staatliches Geld in angeschlagene Institute geflossen, und es bestehe bis heute eine implizite Staatsgarantie. Banken müssten jedoch abwickelbar werden, und dafür sei die Bankenunion ein gutes Mittel, wenn gleich es in der Praxis noch einige Fragezeichen gebe.

Erstens stehe nämlich die Feuerprobe noch aus, da die Regeln vollständig erst seit Anfang dieses Jahres gälten. Zweitens würden Politiker immer dazu neigen, sich in grosse Insolvenzen einzumischen. Deshalb müsse gewährleistet werden, dass diejenigen Fremdkapitalbestandteile von Banken, die zur Haftung herangezogen würden, in den Händen von geeigneten Investoren lägen. Das sind nach Ansicht von Krahen Pensionskassen und Lebensversicherungen, aber sicherlich nicht Privatanleger.

Teilentwöhnung der Bankkunden

Für die Kläger geht es aber auch um die Finanzstabilität. Diese sei letztlich ein öffentliches Gut und damit Teil der Eigentumsgarantie durch das Grundgesetz, sagt Kerber. Er ist auch Autor des neuen Buchs «Die Draghi-Krise», in dem er Draghi als Sprössling des italienischen Systems vorwirft, immer noch Teil desselben zu sein und die EZB in eine Banca d'Italia verwandeln zu wollen. Für die Eigentumsgarantie müsse die Regierung bürgen können. Das sei künftig aber nicht mehr möglich, da die Kompetenzen auf nicht weisungsabhängige europäische Behörden übertragen worden seien. Dies obwohl sich die Risi-

Für die Kläger geht es aber auch um die Finanzstabilität. Diese sei letztlich ein öffentliches Gut.

ken für Deutschland angesichts der grossen Zahl notleidender Kredite in Bankensystemen anderer europäischer Länder zugleich massiv erhöht hätten. Durch die Vergemeinschaftung der Einlagensicherung käme es zu einer Teilenteignung der Bankkunden als Zwangsversicherungnehmer. Ähnlich sieht das Stark-Watzinger, die auch auf mittlere Sicht – nach dem Motto «Wehret den Anfängen» – keine Notwendigkeit für einen Einstieg in die Vergemeinschaftung der Einlagensicherung sieht. Rolle der Zug erst einmal, sei er erfahrungsgemäss nicht mehr aufzuhalten.

Angst vor der Regierung?

Eigentlich müssten laut Beobachtern die Sparkassen sowie die Volks- und Raiffeisenbanken gegen die Bankenunion in Karlsruhe klagen, vor allem angesichts der geplanten Vergemeinschaftung der Einlagensicherung. Doch das scheint für keine der beiden Bankengruppen ein Thema zu sein. Wie hinter den Kulissen zu hören ist, haben die Institute zu viel Respekt vor dem Zorn der Politik, wenn sie die Brüsseler Pläne torpedieren. Aus Berlin kam offenbar die unverhohlene Ansage, dass die Regierung sich entsprechend weniger für die Anliegen der beiden Bankenverbände in Deutschland und andernorts einsetzen werde, wenn diese mit ihrer Kritik an der gemeinsamen Einlagensicherung überzögen und in Karlsruhe vorstellig würden. Ob die privaten Kläger nun mit ihrer Verfassungsbeschwerde mehr Erfolg haben werden als die Kläger gegen die Geldpolitik der EZB, ist offen. Doch immerhin wird das Thema einer breiteren Öffentlichkeit bekannt.

Logistikkonzerne unter Druck
Im Seefracht-Geschäft lauern viele Gefahren

Werner Enz · Der Logistikkonzern Kühne + Nagel (KN) hat am Donnerstag solide Quartalszahlen vorgelegt, aber die Aktie verlor trotzdem mehr als 5%.

Überhaupt bietet es sich hinsichtlich Grösse und Ertragskraft eher an, KN mit der dänischen Logistikgruppe DSV zu vergleichen.

Das DSV-Kaufgebot für Ceva mag ein Vorbote für eine Runde der Konsolidierung sein.

Reflexe

Kommentare zum Wirtschaftsgeschehen

Zur Rose expandiert in Deutschland
Ein Zwerg muss wachsen

Werner Grundlehner · Die grösste europäische Online-Apotheke, Zur Rose aus Frauenfeld, übernimmt die Versandaktivitäten der deutschen Konkurrentin Medpex.

Der Zukauf von Zur Rose überrascht nicht – es ist nicht die erste und wird auch nicht die letzte Akquisition der Thurgauer sein.

Über der Branche schwebt als Damoklesschwert der Einstieg eines Grosskonzerns in den Online-Medikamente-Handel.

Cum-ex-Geschäfte in der Schweiz
Beherzte Beamte ersetzen neue Gesetze

Stefan Häberli · Steuerbeamte stehen nicht im Ruf, besonders mutig zu sein.

Mit Cum-ex-Geschäften machten sich Investoren in verschiedenen europäischen Staaten eine Gesetzeslücke zunutze.

In der Schweiz war das indessen gar nicht nötig. Als sich bei der EStV im Jahr 2006 verdächtig hohe Rückforderungen der Verrechnungssteuer türmten,

ANLAGEFONDS

Swiss Fund Data AG in Zusammenarbeit mit der SIX Financial Information AG sowie mit NZZ Media Solutions AG

Reihenfolge Fondsinformationen: Fondsname, Rechnungswährung, Konditionen Ausgabe / Rücknahme, Kursbesonderheiten, Inventarwert, Ausgabepreis oder Börsenschlusskurs (Werte vom Donnerstag, 18.10.2018, Abweichungen siehe Besonderheiten), Performance 2018 in %

ANZEIGE

Table of various investment funds including Solvalor Fund Management, SPARX Funds Plc, St. Galler Kantonalbank, and Schweizerische Mobiliar.

Table of investment funds including Swiss Rock Asset Management, Valiant Bank, Vontobel Funds Services AG, and Pensiemo.

Table of investment funds including VP Fund Solutions (Liechtenstein) AG, Wydler Asset Management AG, and Wyss & Partner AG.

Die Holocaust-Überlebende Ruth Westheimer erklärt den Amerikanern seit vierzig Jahren den Sex **SEITE 36**

Die Schauspielerin Rebekka Burckhardt übt sich mit einem Soloprogramm im heiteren Scheitern **SEITE 39**



Das leuchtende Rot des Klatschmohns wird in Alberto Nessis Gedicht zum Menetekel für die Verletzlichkeit, aber auch zu einem Zeichen der inneren Unbeugsamkeit. DPA

Mit einem Grashalm schreiben

Der Tessiner Alberto Nessi zaubert mit der Sprache. Musikalisch virtuos hat ihn Christoph Ferber übersetzt

ROMAN BUCHELI

Kann man ein Gedicht auf so Unscheinbares wie einen Sauerampfer schreiben? Oder auf den exzentrisch leuchtenden Mohn? Oh, ja, dies gewiss, viele taten es. Paul Fleming und Albrecht von Haller zum Beispiel, oder Adam Zagajewski und Czeslaw Milosz, Paul Celan hatte seinen zweiten Gedichtband von 1952 gar «Mohn und Gedächtnis» überschrieben. Darin steht der rätselhafte Vers: «wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis». Und denkt man also bei «Mohn» an Schlaf oder Vergessen, wofür die opiathaltige Pflanze sinnbildlich steht, dann sieht man, wie Celan die Gegensätze nicht zur Deckung, aber in eine innige Vertrautheit bringt.

So ruft darum der Tessiner Dichter Alberto Nessi eine lange Tradition herauf, wenn er eines seiner jüngeren Gedichte «An einen Klatschmohn» überschreibt. Und zugleich steht dieses Gedicht ganz eigenständig in einem Werk, das über viele Jahrzehnte gewachsen ist und dabei in schlichter Selbstverständlichkeit ein Herbarium buchstabiert. Nichts Exotisches steht in diesem Pflanzenbuch, nur lauter Gräser, Weiden oder Linden, Hafer oder Farne, und eben Sauerampfer und Mohn.

Die zerbrechliche Kraft

Nicht anders hält es der Dichter mit den Tieren. Sein Bestiarium kennt viele Vögel: Tauben, Elstern und Buchfinken, Sperber, Lerchen und Schwalben. Das Nächste ist ihm stets das Teuerste. Und so wie diese dezidierte Hinwendung zum Alltäglichen in Flora und Fauna eine Aufmerksamkeit für das Unscheinbare bezeugt, so geht es Alberto Nessi auch mit den Leiden und Freuden des Daseins. Die Sensationen findet er immer in den verborgenen Winkeln des Lebens. Seine Sprache entflammt an der Sinn-

lichkeit der Erscheinungen. Das exzentrisch leuchtende Rot eines Klatschmohns ist da schon fast die Ausnahme.

Man muss ein wenig genauer in dieses Gedicht hineinhorchen, um verstehen zu können, wie Alberto Nessi die Dinge verwandelt, die er unter die Lupe seiner poetischen Sprache nimmt. Das Gedicht beginnt mit einer Art Frage, die ihre Antwort bereits enthält: «Ich weiss nicht, was mich an deine rote / Korolla, die ein Windhauch verwehen kann, / bindet, Klatschmohn». Es ist natürlich gerade die Verletzlichkeit und Hinfälligkeit, zu der sich der Dichter hingezogen fühlt. Weil er darin nicht nur ein Sinnbild

LESEZEICHEN

Alberto Nessi: Blätter und Blässhühner / Foglie e folaghe. Gedichte 1990–2017. Italienisch und deutsch. Ausgewählt und übersetzt von Christoph Ferber. Nachwort von Pietro De Marchi. Limmat-Verlag, Zürich 2018. 176 S., Fr. 39.90.

seiner Verse sieht, die ja auch «ein Windhauch verwehen kann», er findet darin vielmehr die Condition humane schlechthin beschrieben.

Nun gibt sich Alberto Nessi nicht zufrieden mit solch sentimentaler Betrachtung einer hinfälligen Anmut. Er verwandelt die Schwäche des Mohns in eine «zerbrechliche Kraft», die der Dichter auch sich und seinesgleichen wünscht: «Könnten / wir ein wenig von deiner Glückseligkeit / trinken», mehr noch: «Könnten wir / eines deiner Blütenblätter sein». Um der Schönheit willen etwa? Um des röttesten Rots willen? Von wegen! Nein, um Erschütterndes ertragen zu können wie etwa diese Zeitungsmeldung, die in der Mitte des Gedichtes steht: «Wiederum hat sich ein Mädchen / aus dem Staat Uttar Pradesh an einem Baum erhängt».

So wird denn das leuchtende Rot zum Menetekel für vieles. Der Mohn ist ein Epitaph für eine junge Frau und zugleich ein Sinnbild für die Stärke alles Schwachen. Und vielleicht lässt sich nun die Frage der ersten Verse noch einmal anders beantworten: Es ist nicht ihre Vergänglichkeit, die den Dichter zur Blume hinzieht, es ist ihre Gelassenheit in der Vergänglichkeit.

Aber damit stösst man mitten in das Epizentrum vor von Alberto Nessis poetischem Schaffen, das sein Übersetzer Christoph Ferber hier in einer klug komponierten Auswahl aus den vergangenen fast dreissig Jahren präsentiert. Ja, die Hinfälligkeit des Daseins hat vielleicht in jüngsten Jahren auch altersbedingt – Nessi hat Jahrgang 1940 – an Dringlichkeit gewonnen. Aber zugleich auch diese Gegenbewegung, wie er sie dem Mohn abgesehen hat: die kraftvolle, bestimmte, aber nicht etwa trotzige Hinwendung zum Augenblick, zum Leben im Jetzt. Die freilich stets eingedenk bleibt der Menschen, denen das Privileg eines solchen Daseins in Wohlstand und Sicherheit nicht geschenkt wurde. In solch doppelter Weltzugewandtheit – weder Flucht in die melancholische Anmut noch Blindheit gegenüber dem Leiden anderer – erweist sich die politische Emphase dieser Gedichte.

Alberto Nessi beherrscht viele Register. Er ist ein Magier der Sprache und ein Klangkünstler, und er versteht sich auf den grossen Bogen erzählerischer Gedichte, wie er zugleich musikalische Kleinode von emblematischer Schönheit hintupft. «Grashalm» heisst eines, das zugleich das Verfahren dieses Schreibens beleuchtet: «Du fragst mich, warum ich nicht / mit einem Grashalm schreibe. Oh, / die Leichtigkeit des im Winde / sich regenden Hafers haben». Das klingt, als hätte es der Wind selber geschrieben.

Oder auch dieses federleichte Gedicht, «Domenica» (Sonntag) ist es über-

schrieben. Um das Zwiegespräch der Vokale «i» und «o» zu hören, muss man es im Original lesen (was dieser grossartig gestaltete zweisprachige Band erlaubt): «I gioielli che ornano / gli esili fili d'erba // goccioline che s'accendono / nella nostra domenica». Gelingt es dem ingeniosen Nachdichter Christoph Ferber hier, die Verse in Klang und Knappheit ebenbürtig zu übersetzen, so muss er anderswo weite Umwege gehen, die aus kurzen Versen lange, auch umständliche Gebilde machen.

Vor letzten Dingen

Einmal verbietet sich Ferber aus rhythmischen Gründen einen wohlfeilen Stabreim, auf den vielleicht mancher Dilettant sich freudig gestürzt hätte: «Im Grashalm findest du, verborgen, die Anmut.» «La Grazia» heisst das Schlusswort im Original. Da hätte Ferber also auch «Grazie» statt «Anmut» übersetzen und «Grashalm» noch einmal im Stabreim nachklingen lassen können. Auch an solchem Verzicht erweist sich die Kunst des Übersetzens.

Die hingetupften Kleinodien sind das eine, das andere aber die ausholenden Balladen, in denen der Bänkelsänger Nessi von der Liebe und vom Sterben erzählt. Etwa in diesem hinreissenden Gedicht über «Die Frau aus dem Tal», die sich in einen stummen Geiger verliebt, ihn heiratet, mit ihm «schweigend» vier Kinder bekommt. Alle Jahre zieht der Geiger aus und durchs Land, so dass Frau und Kinder weinen «wie die Saiten seiner Geige, / auch die Kuh im Stall», und kommt eines Tages nicht wieder, nurmehr nachts besucht er die Frau: «aus der anderen Welt». Nun verstummt auch sie und wagt nichts zu sagen von ihrem Sohn, «den / jene Krankheit heimgeholt hat». Und so verharrt auch das Gedicht still vor dieser schweigenden Pietà-Figur und stumm vor letzten Dingen.

Ewiger Sommer?

Aber die Zeitumstellung ist doch der schönste Nervenkitzel im Jahr

PAUL JANDL

Es wird jetzt wieder früher spät. Der Herbst zieht den Menschen wattierte Jacken an, und «Nebel schleichen in die Höh», wie Goethe sagt. «Alles schwankt ins Ungewisse.» Auch die EU. Das Plebiszit zur Abschaffung der Zeitumstellung hat ein klares Ergebnis dafür gebracht, dass nicht mehr zwischen Sommer- und Winterzeit gewechselt wird. Es könnte ewiger Winter oder ewiger Sommer werden. Schon ab 2019! Aber für beide Varianten finden sich Experten, die keine solchen wären, wenn sie nicht warnen würden. Davor, dass die Sonne in Madrid bei Sommerzeit im Winter erst um 9 Uhr 30 aufgeht. Vor einem Zeitchaos im Zugverkehr, weil zu den schon vorhandenen drei europäischen Zeitzonen noch feinteilere Unterscheidungen kämen. Belgien schwankt noch, Polen will Sommer. Dänemark und die Niederlande wollen Winter. Auch die Finnen wären froh, wenn sie morgens den Weg in ihre Saunas nicht im Stockfinstern suchen müssten.

Schorle gegen Grog

Über die Zeit kann man sagen, was man will, aber dass sie eine feste Grösse ist, ist nicht ganz richtig. Zeit ist ein Gefühl wie die Jahreszeiten, die den Norden in milde Mitternachtssonne tauchen und dem sommerlichen Süden wenigstens ein paar Stunden dunkle Nacht vergönnen. Bis März hätte die EU noch Luft, weitere Schritte zur Abschaffung der Zeitumstellung zu setzen, aber dafür müssten am Verhandlungstisch wohl noch einige Hürden genommen werden. Man stellt sich die europäischen Völker gerne vor, wie sie ihre Nationalkultur um Bekenntnisse zur Winter- oder Sommerzeit bereichern. Die Sommer-Polen gegen die Winter-Niederländer, die Frohen gegen die Melancholiker, Schorle gegen Grog. Man würde in den Verhandlungen im Hawaii-Hemd oder im Mantel antreten.

Aber man kann sich das vielleicht auch sparen. Nicht einmal 5 Millionen von 500 Millionen EU-Bürgern haben sich zur Zeitumstellung geäussert. Das klingt nicht nach grossem Handlungsbedarf. Der eingefleischte Fan hält ja viel von der Beibehaltung von Sommer- und Winterzeit. Die Sommerzeit sorgt dafür, dass die Vögel nicht schon um zwei Uhr morgens lospoltern und dass man abends im Biergarten sein dunkles Laster wenigstens bei zivilem Licht ausleben kann. Im Winter gibt es morgens ohnehin nicht viel zu sehen. Da will man auch nicht früher raus als nötig. Nachmittags kann dann die Weihnachtsstimmungsindustrie ihre Lichter aufdrehen. Es würde wohl für empfindliche Einbussen sorgen, wenn sie das bei Dauer-Sommerzeit erst Ende November tun könnten.

Der Imperativ der Freizeit

Ausserdem bringt die Zeitumstellung zweimal jährlich Nervenkitzel. Die Uhr vor- oder nachstellen? An welchem Tag? Symptomatisch bei der Abstimmung ist wohl, dass von den 4,6 Millionen Teilnehmern mehr als 3 Millionen aus Deutschland kommen. Die Deutschen haben ein sehr spezielles Verhältnis zur Zeit. Die getaktete Zeit ist das Rückgrat ihrer Volkswirtschaft und der Trennstab zwischen Arbeit und Vergnügen. Die Freizeit ist für die Deutschen ein touristischer Imperativ. Und dann schwärmen sie aus. In die Zeitzonen Europas. In den ewigen Sommer Mallorcas oder noch viel weiter weg. Dorthin, wo es lau ist und schön. Wo Zeit keine Rolle spielt. Aber irgendwann ist es auch einmal gut mit dem Prachtwetter, der Wärme und dem Fliegengesumm. Dann steht wieder der arbeitsreiche Winter vor der Tür und Goethe vor dem Fenster: «Und durchs Auge schleicht die Kühle / Sänftigend ins Herz hinein.»

Sie lehrt Amerika die Lust an der Lust

Ruth Westheimer wirkt wie die nette Dame aus dem Tea-Room. Aber sie ist eine Autorität für Sex und Erotik

SARAH PINES

Amerika, Land der Prüderie? Vielleicht. Aber auch: Amerika, Land von «Playboy», Porn Valley und Madonna. Und Land von Ruth Westheimer, der Grand Old Lady amerikanischer Sexberatung. Westheimers Stimme gleicht denen, die im Restaurant «Mamaia» in Tel Aviv zu hören sind, vielleicht noch denen der hochbetagten deutsch-jüdischen Einwanderer im New Yorker Quartier Washington Heights: Sie hat den sanften deutsch-hebräischen Akzent einer anderen Zeit.

Im «Mamaia» sprechen die meisten der Gäste jiddisch oder deutsch, auch rumänisch. Es gehört einem rumänisch-jüdischen Paar, seit Ewigkeiten schon. Die Möbel sind aus dunklem, glänzendem Holz, es gibt Tischdecken aus dickem, weissem Stoff, und in den Wassergläsern stecken rote Stoffservietten in Tulpenform; ganz hinten am letzten Tisch sitzt der Inhaber und macht alle Abrechnungen in Handschrift.

Eine Kultfigur

Ruth Westheimer ist genauso aktuell-obsolet wie das halb vergessene Kulturrestaurant: Die Welt draussen ist modern und vegan, aber drinnen gibt es toupierte Frisuren, Fleischbälle und Fischrogensalat. Ähnlich mit Westheimer: Nie war die Toleranz gegenüber allen Formen der Sexualität grösser als heute: Warum also noch Gespräche über heimliche Selbstbefriedigung und ungewollte Schwangerschaften führen? Hören Menschen einer 90-jährigen, die über Sex spricht, überhaupt noch ernsthaft zu?

Die älteren Generationen sicherlich – 2005 erschien Westheimers Bestseller «Sex after 50»; die jüngeren vielleicht mit einem Hauch amüsierten Befremdens. Westheimer ist eine Art Pop-Kultfigur, eine der wundersamsten und bekanntesten Persönlichkeiten in den USA. Der «Playboy» führte sie als eine der weltweit wichtigsten Instanzen in Sexfragen an. Kommt sie in New York City irgendwo um die Ecke, jubeln alle, Jung und Alt, und schiessen Selfies mit ihr.

In den frühen 1980er Jahren begann Ruth Westheimer, nachdem sie sich einen Ruf für ihre gute Arbeit bei Planned Parenthood erworben hatte, beim New Yorker Lokalradio die Sendung «Sexually Speaking» zu moderieren. Sonntags um Mitternacht trat sie als Dr. Ruth auf, sprach mit Abertausenden Anrufern zum ersten Mal öffentlich über erektile Dysfunktion und Vaginalsekrete, über das Zustandekommen von gutem Sex, besserem Sex und dem besten Sex. Vier Jahre später wurden daraus zwei Stunden, die der Sender NBC landesweit ausstrahlte, auch Fernsehsendungen kamen 1984 dazu.

Von den gegen vierzig Büchern, die sie publiziert hat, wurden viele ins Deutsche übersetzt – meist sind es Hybride aus Autobiografie und Sex-Ratgeber, wie «Sprechen wir mal drüber. Sexualität und Erotik» (1983), «Ab jetzt wird alles anders. Vom Erwachsenwerden, von Liebe und von Sex» (1994), oder «Leben mit Lust und Liebe» (2015). Neben ihren Sendungen absolvierte Westheimer Hunderte von Auftritten und Vorlesungen zum Thema Sex – auch an Ivy-League-Universitäten wie Harvard und Princeton. Es gab Dokumentationen, Biografien und am Broadway aufgeführte Theaterstücke zu ihrem Schaffen.

Ein Leben mit Brüchen

Seit je trägt Westheimer Weinrot und Orange, umständlich beblümete Blusen und hat denselben Bouffant-Haarschnitt. Sie war dreimal verheiratet, mit ihrem letzten und verstorbenen Mann 38 Jahre lang; sie liebt Mozarts «Kleine Nachtmusik» und hessische Porzellanpuppen aus ihrer Kindheit. Inzwischen ist sie zerbrechlich geworden – im Juni feierte sie ihren 90. Geburtstag –, aber Ruhe kennt sie nicht, sagt Dr. Ruth, höchstens morgens, wenn sie bis 10 Uhr schläft. Jeden Abend aber geht sie aus. Derzeit ist eine neue Fernsehsendung in Planung, zusammen mit einem 30-jährigen Modera-



Sie hat gut strahlen – Ruth Westheimer ist weit über Amerikas Grenzen hinaus bekannt und beliebt.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

tor wird Westheimer erneut über Sexfragen diskutieren. Dennoch: Trotz ihren wachen Lebensgeistern kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es eines ihrer letzten Projekte werden wird.

Geboren wurde sie 1928 in Wiesensfeld als Karola Siegel, ihre Eltern waren orthodoxe Juden. Ende 1938 wurde ihr Vater deportiert, die kleine Karola verbrachte die Jahre bis zum Kriegsende in einem Appenzeller Internat in Heiden, wohin sie mit einem Kindertransport geschickt worden war. Im Internat waren die jüdisch-deutschen Kinder die Zuarbeiter der sich in der Sozialhierarchie weiter oben befindenden jüdisch-schweizerischen Kinder. Westheimer durfte zudem als Mädchen nur das Fach Hausarbeit lernen. Frau Riesensfeld, erinnert sie sich, stahl nachts die Schokolade aus ihrem Koffer, die ihr die Grossmutter zum Abschied eingepackt hatte. Westheimer war 10 Jahre alt, sie sollte ihre Mutter und Grossmutter, die vermutlich in Auschwitz starben, nie wiedersehen.

Nach Kriegsende kam sie als Staatenlose nach Palästina, wo sie auch den Namen Ruth Westheimer annahm. Sie schloss sich der zionistischen Untergrundorganisation Haganah an und wurde Scharfschützin. Im israelischen Unabhängigkeitskrieg von 1948 wurde sie schwer verwundet, es war lange un-

klar, ob sie je wieder würde laufen können. Westheimer wurde Kindergärtnerin, ging dann mit ihrem ersten Mann nach Paris, wo sie sich für eine jüdische Organisation um Kinder kümmerte, deren Eltern im Holocaust umgekommen waren. Nach der Scheidung setzte sie auf dem Dampfer «Liberté» mit ihrem Geliebten (und späteren zweiten Ehemann) nach New York über.

Das verbotene Buch

An der Sorbonne und der Columbia University studierte Westheimer Psychologie und Soziologie und promovierte im Fach Erziehungswissenschaften über jüdische Heimkinder in der Schweiz zu Zeiten des Holocaust. Die eigentliche Geburtsstunde von «Dr. Ruth» aber war der Moment gewesen, in dem sie als Achtjährige im Frankfurter Schlafzimmer ihrer Eltern heimlich in das Ehepartner-Buch schaute, das ihre Mutter ganz oben im Regal versteckt hatte.

Westheimer stand für diskreten und geschlechtsneutralen Rat, niemand musste sich preisgeben, jedes Anliegen war für Mann und Frau gleichermaßen legitim. Anders wäre ihre Popularität nicht möglich gewesen, befördert wurde sie allerdings noch durch ihre Persönlichkeit: Eine kleine, ältere Dame mit deut-

schem Akzent berät unsichere Männer ganz ohne Schüpfrikheit bei intimen Fragen, wer möchte da nicht zuhören?

Erst in den neunziger Jahren begannen auch Frauen, Schuldgefühle gegenüber der Sexualität abzubauen. «Es gibt keine falsche Phantasie», riet Westheimer 1995 und meinte das völlig gender-neutral. «Wenn dein Mann aufhört, anderen Frauen nachzuschauen, heisst das wahrscheinlich, dass er dich auch nicht mehr anschaut. Es könnte bedeuten, dass er das Interesse an Sex verloren hat, was sicherlich kein Bonus wäre.»

In New York tanzt Westheimer auf allen Bällen. An Freitagen ist sie in verschiedenen Synagogen zu sehen, Vertreter der deutschen Gemeinde laden sie ein, sie hält kleine Reden in hessischem Akzent. Kaufhäuser fordern sie zum Schmücken des Christbaums mit anschliessender Tombola auf, die Schweizer Gesellschaft in New York lädt sie zum Ball. Für Westheimer ist es manchmal eine Gratwanderung: Sie möchte die Teile der jüdischen Gemeinde, die noch immer unter den Erinnerungen an den Holocaust leiden, nicht durch einen zu engen Kontakt mit der deutschen Kultur verprellen. Sie selbst aber habe, so Westheimer, den Deutschen vergeben, denn sie habe ja gesiegt – sie sei noch am Leben.

NACHRUF

Das Auge Istanbuls

Ara Güler mit 90 Jahren gestorben



Als Magnum-Fotograf ist der 1928 in Istanbul geborene Ara Güler in der Welt herumgekommen. In den USA porträtierte er Mitte der siebziger Jahre Berühmtheiten wie den Autor John Updike,

den Regisseur Elia Kazan sowie auch Alfred Hitchcock, dessen suggestiv ausgestreckte Hand den Betrachter ins Bild zu ziehen scheint. Gülers ursprüngliches Ziel, Filmregisseur zu werden, kommt in den Bildkompositionen des Autodidakten zum Ausdruck.

Bereits 1950 entschied er sich für den Journalismus, arbeitete für die Zeitung «Yeni Istanbul» und später als Nahost-Korrespondent für «Time Life», «Paris Match» und den «Stern». Unter anderem führte seine Bekanntschaft mit Cartier-Bresson, den er 1962 beim Fotografieren in Istanbul und 1964 beim Kaffeetrinken in Paris aufnahm, zur Mitgliedschaft in der Fotoagentur «Magnum», schon 1961 wurde er im «British Journal of Photography Annual» auf die Liste der sieben besten Fotografen der Welt gesetzt.

Gülers Istanbul

Bei aller Weltläufigkeit hatte Güler auch starkes Interesse am ländlichen Anatolien; seine Reportage über die vergessene antike Stadt Aphrodisias war Anlass für ihre Wiederentdeckung. Berühmt wurde er allerdings als «Das Auge Istanbuls», wie der Photograph sich selbst mit Stolz nannte. Mit seinen im Laufe von mehr als sechzig Jahren entstandenen Bildern der Stadt auf zwei Kontinenten identifizieren sich ihre Bewohner noch immer. Aber auch die meisten anderen Betrachter werden sehnsüchtig, denn die atmosphärisch dichten Aufnahmen erzählen von vergangener Schönheit.

Nicht zu Unrecht werden Gülers Fotos mit den Aufnahmen verglichen, die Eugène Atget um 1900 in Paris machte. Wie der französische Chronist legte auch Güler keinen Wert darauf, Künstler genannt zu werden. Anders als bei Atget stehen in seinem Œuvre allerdings die Menschen im Mittelpunkt. «Ein guter Fotograf muss die Menschen lieben», hat er einmal gesagt. Orhan Pamuk, in dessen Romanen das Istanbul Gülers lebendig wird, benennt das Grundgefühl der Stadt: Hüzün, eine Art kollektive Melancholie. Pamuk beschreibt die Momente, in denen sie zum Ausdruck kommt, als wären es Fotografien von Güler.

«Diese Szenerie, das sind früh hereinbrechende Abende, Familienväter, die in einem Vorort mit einer Tüte in der Hand an einer Strassenlaternen vorbei ihrem Heim entgegenstreben, alte Buchhändler, die während einer der zahlreichen Wirtschaftskrisen in ihrem Lädlein frieren und den lieben langen Tag vergeblich auf Kunden warten, (...) durch den Nebel tönende Dampfschiffsirenen, zerfallende byzantinische Stadtmauern, sich abends leerende Marktplätze, Männer, die von der Galata-Brücke aus angeln, Strassen, auf denen nach Sonnenuntergang keine Frau mehr zu sehen ist.»

Ein Fotomuseum

Für Pamuk war es eine Art Ritterschlag, als Güler ihn 1994 porträtierte. Seit den sechziger Jahren war der Fotograf, der 1999 in der Türkei zum «Fotografen des Jahrhunderts» ernannt wurde, eine Legende. Ungezählte junge Kollegen haben Güler in seinem Café aufgesucht, und sein Haus in der Nähe vom Galatasaray-Platz im Stadtteil Beyoglu, wo er als Sohn eines armenischen Apothekers aufwuchs, ist ein so reichhaltiges Archiv geworden, dass aus seinen Beständen in diesem August in einem ehemaligen Fabrikgebäude in Bomontiada ein nach Güler benanntes Fotomuseum und ein Forschungszentrum eröffnet werden konnten. Güler konnte seine Distanz zu den Mächtigen weitgehend aufrecht erhalten, er hat Glück gehabt. Ara Güler ist am 17. Oktober in Istanbul im Alter von neunzig Jahren gestorben.

Kerstin Stremmel

Ein Turm als Denkmal zu Lebzeiten

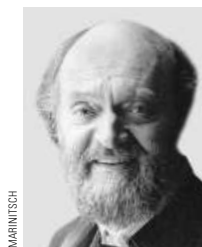
Mit viel Holz integriert sich die Architektur des neueröffneten Arvo Pärt Centre in die umgebende Natur

MICHAEL STALLKNECHT, LAULASMAA

Der Bus fährt 35 Kilometer hinaus aus Tallinn durch die estnischen Kiefernwälder, die letzten Meter führt ein Fussweg zu dem Gebäude, das fast schon versteckt unter den hohen Baumkronen steht. Doch steigt man auf den danebenstehenden Turm, dann hat man plötzlich einen phantastischen Ausblick über die Halbinsel vor Laulasmaa hinaus aufs Meer. Arvo Pärt selbst hat sich diesen Turm gewünscht, als Symbol auch für das Streben zum Himmel, in die Transzendenz, die sein Werk prägt. 83 Jahre alt ist der estnische Komponist im September geworden, sein künstlerisches Erbe weiss er spätestens seit dieser Woche in sicheren Händen.

Dass prominente Komponisten ihre Manuskripte und alles, was sonst so in einem schöpferischen Leben anfällt, als Vorlass an eine öffentliche Institution geben, ist nicht ungewöhnlich. Ungewöhnlich ist aber durchaus, dass für diesen Vorlass ein eigenes Gebäude errichtet wird, das gleichzeitig ein Monument für das Werk eines lebenden Komponisten ist. 8,3 Millionen Euro hat sich der estnische Staat das Arvo Pärt Centre kosten lassen, eine gewaltige Investition für ein Land von gerade einmal 1,3 Millionen Einwohnern. Doch Pärt ist nicht nur der prominenteste estnische Komponist, er wird regelmässig auch als der weltweit meistgespielte unter den Zeitgenossen gehandelt.

Sein auf das Nötigste reduzierter, von einer tiefen Spiritualität geprägter Musikstil zieht Hörer aller möglichen Genres und aller möglichen Konfessionen an. Von der härteren zeitgenössischen Avantgarde deshalb lange kritisch beäugt, findet er inzwischen auch hier zunehmend Eingang in die Konzertpro-



Arvo Pärt
Komponist

gramme. Dem Vernehmen nach war auch die Akademie der Künste in Berlin an dem Vorlass interessiert, wo Pärt seit seiner erzwungenen Emigration aus der Sowjetunion im Jahr 1979 dreissig Jahre lang gelebt hatte. 2010 ist er in sein Heimatland zurückgekehrt, das 1991 auch kollektiv dem Sowjetkommunismus entkommen ist. Er wollte sein Erbe an dem Ort wissen, wo er schon als junger Kompositionsstudent seinen Lehrer Heino Eller besucht hatte und wo er selbst seit seiner Rückkehr wohnt.

Sichtbarkeit und Verborgenheit

Nicht von ungefähr fällt die Eröffnung des Zentrums nun mit den offiziellen Hundert-Jahr-Feierlichkeiten zur Unabhängigkeit der baltischen Staaten in diesem Jahr zusammen. Musik ist im Baltikum, in dem die Quote erfolgreicher Musiker im Verhältnis zur Einwohnerzahl grösser ist als in jeder anderen Region der Erde, ein wesentlicher Bestandteil, wenn es um die eigene Identität geht. Beim Eröffnungskonzert geben sich die Spitzen des estnischen Staats die Klinke in die Hand. In ihren Reden sprechen sie aus einer intimen Kenntnis von Musik und Pärts Werk, nach der man unter westlichen Politikern wahrscheinlich ziemlich lange suchen müsste.

In den kommenden Jahren sollen ihnen die Forscher nach Laulasmaa folgen, die ausübenden Musiker, die sich mit den Quellen beschäftigen wollen, aber auch allgemein an Pärts Werk interessiert sind. Einziges Zugangsvoraussetzung ist, den Weg hinaus nach Laulasmaa auf sich zu nehmen. Man hätte das Arvo Pärt Centre auch in der Hauptstadt errichten können, sagt Michael Pärt, Sohn des Komponisten und Vorstandsvorsitzender der Stiftung des Zentrums. Doch wer hierherkommen wolle, solle erst einmal



Nur der Turm des Arvo Pärt Centre überragt die Baumkronen auf der Halbinsel Laulasmaa westlich von Tallinn.



Die dreiflügelig abgerundete Gebäudeform fügt sich gut in die umgebende Natur ein.

BILDER ARVO PÄRT CENTRE

das Tempo herausnehmen müssen, sich einlassen auf die Ruhe der Natur.

Das Spiel mit Sichtbarkeit und Verborgenheit passt zu Arvo Pärts Musik, die ihren ganz eigenen Gestus ebenfalls aus einer Mischung von Rückzug und Offenheit, Verinnerlichung und Freigebigkeit, abwartender Geduld und werbender Freundlichkeit schöpft. Es ist auch der Gegensatz zwischen dem weithin sichtbaren Turm und der verborgenen Lage unter den Bäumen, zwischen dem Monument und dem Archiv. Die spanischen Architekten Enrique Sobejano und Fuensanta Nieto haben nach grafischen Inspirationen durch Pärts Partituren eine dreiflügelig abgerundete Gebäudeform entworfen, die Innenhöfe als Zonen der Stille ausspart. In einem von ihnen findet sich, ebenfalls auf Wunsch von Pärt, eine kleine Kapelle nach griechisch-orthodoxen Vorbildern. Sie soll wirken, als sei das Gebäude um einen schon vorgefundenen geistlichen Ort herum entstanden, wie auch Pärt selbst seinen Komposi-

tionsstil nicht als Erfindung, sondern als Entdeckung eines quasinatürlichen Tonsystems begreift.

Kraftzentrum im Wald am Meer

Mit viel Holz, transparenten Glaswänden und den die Baumstämme aufgreifenden Metallsäulen integriert sich die Architektur in die umgebende Natur, wobei die Materialauswahl fast schon wieder etwas zu trendig wirkt. Herzstücke im Inneren bilden ein Konzertsaal für 150 Zuhörer, eine Bibliothek und die nicht öffentlich zugänglichen Archivräume, in denen Pärts Manuskripte, Skizzenbücher, Tagebücher und Briefwechsel lagern, dazu in eigens gekühlten Räumen Filme, Tonbänder und Fotos. Wand an Wand mit dem Urheber haben die fünfzehn festen Mitarbeiter mit der Digitalisierung begonnen, in der Bibliothek kann man die gedruckten Partituren auf Papier einsehen oder auch an speziell programmierten Rechnern, die beispielsweise Aufschluss geben können, in wel-

chen Filmen Pärts Musik Verwendung gefunden hat. Für Neulinge stehen ein Film über den Komponisten und ein Audioguide zur Verfügung, ab dem kommenden Jahr soll eine Dauerausstellung installiert werden.

Tatsächlich werden die Macher eine Brücke finden müssen zwischen den Ansprüchen eines Archivs und denen eines Monuments, wenn das Arvo Pärt Centre in eine breite Öffentlichkeit ausstrahlen soll. Geplant sind dafür Meisterklassen, Symposien zu Pärt, aber auch zu allgemeineren Themen aus dem Umkreis seines Werks, dazu Programme für estnische Schulklassen und Studenten. Im hauseigenen Konzertsaal soll keineswegs nur Pärts Musik erklingen, aber das Zentrum will auf Dauer auch stilbildend wirken für den interpretatorischen Umgang damit. Es gehe darum, sagt Michael Pärt, «das Erbe in der richtigen Tonart weiter zu entfalten». Auch für die Macher bleibt es ein Abenteuer, wer in den kommenden Jahren den Weg in das Kraftzentrum im Wald am Meer finden wird.

Graue Maus wird Racheengel

Ungewohnt: Iris Berben in der TV-Serie «Die Protokollantin»

CLAUDIA SCHWARTZ

So betont verweilt wie hier hat man Iris Berben noch nie gesehen. Am Serienfestival in Cannes, wo «Die Protokollantin» im Frühjahr präsentiert wurde, sorgte die Grande Dame unter den deutschen TV-Schauspielerinnen prompt für einen umso glamouröseren Premieren-Auftritt, als wollte sie kurz zeigen: «Seht her, ich bin's doch». Die Filmemacherin Nina Grosse verschafft der Schauspielerin hier eine tiefer greifende weibliche Rolle, als es das deutsche Fernsehspiel normalerweise vorsieht. Dass jemand dem Guten zugewandt ist und sich das dann ins Böse verkehrt – solch charakterliche Ambivalenz war fernschmässig bis anhin eher Männerdomäne. Grosse hatte deshalb bei der Entwicklung der Figur nach eigenen Angaben dunkle, vielschichtige Kino-Protagonistinnen wie Isabelle Huppert («Elle») vor dem inneren Auge.

Die Berben setzt das glaubwürdig um: Tagsüber bringt ihre Antiheldin im Kriminalkommissariat stillschweigend die Verhöre zu Protokoll, dank denen Verbrechen am Menschen aufgeklärt werden sollen, um nachts ein bizarres Doppelleben als Racheengel zu entfalten.

Verbrechen und Strafe

Einen Drive wie bei «4 Blocks» oder «Babylon Berlin» sollte hier keiner erwarten. Nicht alltägliche Unterhaltung bietet aber dieser (in weiteren Rollen mit Peter Kurth und Moritz Bleibtreu hervorragend besetzter) Fünfstünder, weil sich das Krimigenre auf interessante Weise mit der Frage verbindet, welche Wirkung Verbrechen auf jene haben, die sie aufklären müssen. Täglich hört sich Freya Becker die Geschichten von Kindsmisbrauch, Mord oder schwerer Körperverletzung an. Die Protokollantin kennt all die miesen Ausflüchte, die bodenlosen Selbstrechtfertigungen, die billigen Lügen; sie haben diese Frau über Jahrzehnte von innen her aufgefressen.

Wie lange kann man so etwas ertragen? Zumal Freyas Tochter seit zehn Jahren verschwunden ist und die Mutter eine seltsame Art der Realitätsverweigerung pflegt, wo sie die Wohnung ihrer Tochter weiter instand hält, als käme diese schon morgen zurück. Iris Berben verkörpert überzeugend diese Figur, der die Gerechtigkeit in der Welt fehlt – ein Gefühl, das einsam macht. «Ich gehöre nicht mehr dazu», sagt sie einmal zu ihrer Katze, mit der sie überhaupt viel redet.

Das Biedere, harmlos Graumäusige, das diese Frau nach aussen trägt, steht bald im grellen Kontrast zur inneren Überzeugung Freyas, dass sie das Gleichgewicht in dieser Welt, die «gerechte Strafe», notfalls selber herstellen muss. Der Neue (Peter Kurth), der das Kommissariat übernimmt, führte im Fall von Freyas Tochter damals die Ermittlungen und kennt Freya deshalb gut, die beiden kommen sich näher, was dieses existenzielle Drama am Ende mit grösstmöglicher Tragik versieht.

Ein langer ruhiger Fluss

Die noble Distanz, welche die Serie über vier Folgen auszeichnet, rafft der platte Showdown dann allerdings dahin. Am Ende sieht alles doch wieder mehr nach Öffentlichrechtlichem aus, als dass es französische Melancholie atmet, die man der «Protokollantin» im langen ruhigen Erzählfluss offensichtlich einzuhauchen versuchte. Das ZDF will den Spagat: die ergrauten Stammzuschauer vor dem Bildschirm halten und gleichzeitig ein jüngeres Serienpublikum ansprechen. Kann man gut finden, dass die Generationen wieder am TV-Lagerfeuer vereint werden sollen. Ist aber auch Selbstverpflichtung auf die übliche Konvention. Im düster bräunlichen Mief des Berliner Kommissariats, in dem es keine Fenster zu geben scheint, wirken denn die Ermittler bald einmal wie lebendig begraben.

«Die Protokollantin», 5 Episoden, ab 20. Oktober jeweils samstags um 21 Uhr 45 im ZDF. Ab Freitag, 19. Oktober, um 10 Uhr auch in der ZDF-Mediathek.

Ein Menetekel des griechischen Parallelstaats

Vor fünfzig Jahren erschien Vassilis Vassilikos' Roman «Z» über die Ermordung eines linken Politikers – er wurde zum Weltbestseller

STEFAN BERKHOLZ

Im vergangenen Mai wurde der Oberbürgermeister von Thessaloniki, Jannis Boutaris, auf offener Strasse überfallen und brutal verprügelt. Boutaris bezeichnete die Schlägertypen als organisierte Faschisten. Eine griechische Tageszeitung titelte: «Nur ein Dreirad-Fahrzeug und ein Knüppel fehlten.» Denn unter diesen Umständen wurde 55 Jahre zuvor, im Mai 1963, der sozialistische Abgeordnete und Pazifist Grigoris Lambrakis überfallen und zu Tode gebracht.

Es war ein politischer Mord, ein Attentat, das ganz Griechenland erschütterte – so ähnlich wie der Fall Dreyfus in Frankreich, siebzig Jahre vorher. Eine Affäre, in die höchste staatliche Stellen verwickelt waren: die Sicherheitspolizei, die Staatsanwaltschaft, die Generalität, Mitglieder der Regierung.

Der griechische Schriftsteller Vassilis Vassilikos schuf aus diesem Fall seinen Roman «Z», der schliesslich, durch die Verfilmung von Costa-Gavras, zum Weltbestseller wurde.

Vorgeschichte der Junta

Im Gespräch erläutert der 83-jährige Vassilikos in Athen, wie viel Skepsis ihm anfangs entgegenschlagen sei: «Warum hast du dieses Buch geschrieben?», fragten mich Freunde. – Ich sagte: «Was meint ihr?» – «Aber das ist doch das, was wir jeden Tag in den Zeitungen gelesen haben!» – «Schaut», sagte ich, «ihr wisst es, ich weiss es, jeder kennt die Geschichte aus den Zeitungen. Aber in fünfzig Jahren? Wer wird es dann noch wissen?» Im Oktober 1968 erschien Vassilikos' Roman in deutscher Übersetzung. Diese Fassung ist heute nur noch antiquarisch zu erhalten. In den USA hingegen erschien vor einem Jahr eine sogenannte 50th Anniversary Edition von «Z» in Englisch. Doch in Deutschland hat sich kein Verlag an eine Neuauflage gewagt.

Der griechische Kriminalromanautor Petros Markaris bedauert das. In seinem Stammcafé unterhalb der Akropolis sagt er, dass der Roman «grossartig» sei, «sehr gut geschrieben, auch wahrheitsgetreu, an der realen Geschichte orientiert». Und überraschend, auch das, denn Vassilikos sei zuvor als politischer Autor nicht hervorgetreten.

Vassilikos schüttelt noch heute ungläubig den Kopf. «Es geschah 200 Meter von meinem Elternhaus entfernt», sagt er aufgebracht. Die Ermordung von Grigoris Lambrakis, dem sozialistischen Abgeordneten und Pazifisten, war so etwas wie die Vorgeschichte zur griechischen Junta. «Es gab in Griechenland den *paracratos*, den Schattenstaat», erläutert Petros Markaris. «Dieser Parallelstaat hat in Griechenland ganz tiefe Wurzeln. Schon seit der Zeit der deutschen NS-



Gegen Oppositionelle gehen griechische Sicherheitskräfte unzimperlich vor. Filmstill aus «Z» von Constantin Costa-Gavras. ALAMY

Besetzung. Denn viele dieser Leute waren Kollaborateure.»

Lambrakis wurde zum Opfer dieses Parallelstaats. Denn er war nicht nur ein linker, sozialistischer Abgeordneter, er war auch Pazifist. Als Lambrakis im Mai 1963 ermordet wurde, war die Kubakrise gerade überstanden. Lambrakis warb für Abrüstung, er forderte ein selbstbestimmtes Griechenland. Der Pazifist wurde zur Symbolfigur, für königstreue, antikommunistische Kreise zum Schreckgespenst.

Vassilikos gelang es in seinem Roman, die politische und gesellschaftliche Stimmung am Vorabend der Militärdiktatur einzufangen. Bei seinen Recherchen

hatte der Schriftsteller grosses Glück. Ein Informant spielte ihm einen Stapel brisanter Papiere aus dem Justizapparat zu – rund fünftausend Seiten aus den Ermittlungsakten. Damit konnte er seinen nichtfiktionalen Roman beginnen.

In fünf Teile hat Vassilikos seinen Roman «Z» gegliedert: das Attentat auf Lambrakis wird beschrieben, dann der Transport des Leichnams von Thessaloniki nach Athen, die Ermittlungen, die das Komplott aufdecken, die Machenschaften, es zu vertuschen, sowie der allgemeine politische Hintergrund und die Verschleppung des Falles bis zu seiner endgültigen Verschleierung. Der Name Lambrakis taucht im Roman an keiner

Stelle auf. Doch jeder politisch interessierte Leser (und jeder Grieche ohnehin) wusste natürlich, wer mit dem Buchstaben Z gemeint war. Z, also Zita, ist der erste Buchstabe des griechischen Verbs *zei*, im Deutschen: «Er lebt.» Ein Zeichen des Protests, das nach der Ermordung Lambrakis' auf Strassen, Bürgersteigen und auf Fassaden gemalt wurde.

In Griechenland erschien «Z» im November 1966. Fünf Monate später putschten die Obristen. Vassilikos' Schicksal unter der Junta wäre als ihr erklärter Gegner besiegelt gewesen. Aber der Schriftsteller hatte Glück. Er befand sich auf einer Lesetour im Ausland, wollte von Schweden über Deutschland

nach Italien und dann erst zurück nach Griechenland reisen. So blieb er sieben Jahre im Exil, in Rom und Paris und Westberlin.

In Deutschland erschien der Roman im Herbst 1968, in einer politisch aufgeheizten Zeit. Doch die Buchrezensionen in der deutschen Presse waren nicht allzu hymnisch. Man bescheinigte dem Autor zwar wohlwollend, der griechischen Provinzialität mit seiner literarischen Form entkommen zu sein. Doch seine Figuren seien «schablonenhaft», urteilte «Der Spiegel». Und in der «Zeit» hiess es, dass «das Buch bisweilen peinlich ins Kitschig-Sentimentale» abrutsche, nämlich dann, wenn Vassilikos lyrische Töne für seine Erzählung gewählt habe.

Eigentlich ein Krimi

War die Resonanz auf das Buch anfangs verhalten, änderte sich dies ein Jahr später. Costa-Gavras verfilmte den Roman, der Film wurde ein Welterfolg. Vassilikos' Vorlage ein Bestseller. In einem Interview erinnerte sich der Filmemacher kürzlich auf Arte: «Es war ja eigentlich ein Krimi. Ich musste einen Rhythmus, einen Stil finden, der dem Inhalt entsprach. Dieser Inhalt war ein klassischer Suspense: Wer ist der Mörder? Also die uralte Frage des Krimis.»

Vassilikos' literarisches Werk ist in Deutschland kaum bekannt und wenig übersetzt. Mehr als einhundert Bücher hat der griechische Schriftsteller veröffentlicht, ins Deutsche übertragen wurden nur vier Titel. Über seine Vorbilder verrät Vassilikos: «Es hing immer davon ab, was ich gerade las, wer mein Vorbild für eine gewisse Zeit war. Zu Beginn war es André Gide. Dann Camus und Kafka plus Ionesco. Dann kam die dokumentarische Periode, nicht wie in «Z», sondern wirkliche Dokumentationen. Darauf folgte die Nabokov-Periode. Verschiedene literarische Schulen also, kann man sagen. Aber ich konnte nie Kriminalromane mit einem Plot schreiben, dazu war ich nicht in der Lage.»

Petros Markaris ist heute sehr besorgt wegen der politischen Situation in Griechenland. Er fürchtet die Unberechenbarkeit enttäuschter Griechen bei den nächsten Wahlen. Die Goldene Morgenröte, die Partei der griechischen Nazis, hat es mit über sechs Prozent der Stimmen bei den letzten Wahlen ins griechische Parlament geschafft. Markaris befürchtet, dass die Nazis bei den nächsten Wahlen noch mehr Zustimmung bekommen. Allerdings sieht der Kriminalromanautor auch einen grossen Unterschied zu der Zeit von vor fünfzig Jahren. «Lambrakis wurde vom Parallelstaat ermordet. Den gibt es heute nicht mehr. Es gibt Aggressivität und Brutalität auf den Strassen und eine zutiefst verunsicherte Wählerschaft. Aber ein organisierter Parallelstaat existiert nicht mehr. Der wurde nach 1975 abgeschafft.»

Jetzt sind die Männer dran – der Widerspenstigen Zähmung

Generationen von Leserinnen haben nach ihnen geschmachtet. Nun aber spüren Mr. Darcy und Heathcliff den heissen Atem von #MeToo im Nacken

MARION LÖHNDORF

Jetzt geht es den letzten romantischen Helden an den Kragen. Zwei der grössten, berühmtesten Liebhaber der Weltliteratur – sie sind angezählt. Time's up für Mister Darcy und Heathcliff. Sie wurden auf dem englischen Literaturfestival in Cheltenham verrissen, ausgebuht, moralisch vernichtet.

Man sollte ja meinen, das interessiert heute keinen mehr. Emily Brontë, Jane Austen und ihre Männer – ist das nicht reichlich abgewetzt? Offenbar nicht. Die Zeitung «The Guardian» griff den Fall auf, und 17 500 Leserinnen und Leser teilten den Artikel in sozialen Netzwerken. 17 500! Nach derzeitiger Zählung. Das muss man sich mal vorstellen.

Vor allem Mr. Darcy, der in Jane Austens «Stolz und Vorurteil» Miss Bennet

in Liebesqualen versetzt, musste in Cheltenham dran glauben. Es gebe keine Entschuldigung für sein Benehmen der Heldin gegenüber, hiess es da. Er sei «ein verlogener, sturer und unhöflicher Snob» fand die Podcasterin und «Times»-Kolumnistin Dolly Alderton, die als Verfasserin eines Buches mit dem Titel «Everything I Know About Love» als Expertin in diesen Dingen angetreten war. Zwar könnte man «Stolz und Vorurteil» als eine Story betrachten, in der Miss Bennet Darcy «knackt». Doch sei von dieser Lesart abzuraten, so Alderton. Der Gedanke, dass eine Frau einen Mann mühsam gewinnen müsse, «ist sehr, sehr schädlich». (Was bedeutet das im Umkehrschluss für, sagen wir mal, Shakespeares «Der Widerspenstigen Zähmung»?)

Das Heathcliff- und Darcy-Bashing am Literaturfestival war vielleicht «nicht

ganz ernst gemeint», doch schipperte es lustig im Fahrwasser der #MeToo-Debatte. Rückendeckung erhielt Alderton von ihrem Kollegen Sebastian Faulks. Der britische Autor nannte Miss Bennets Verehrer einen «manipulativen heuchlerischen, selbstbezogenen Depressiven». Vermutlich, und da wurde es richtig gemeint, sei er nicht einmal schön gewesen: «grau gepudertes Haar, rosa Gesicht und kurze, fette Schenkel». Armer, alter Darcy.

Niederlage – oder Triumph?

Emily Brontës Heathcliff traf es im Verlauf der Diskussion nicht minder hart. Kleine Hunde töten, Frauen malträtiert, das geht gar nicht, schlimme Kindheit hin oder her, befanden die Menschen in Cheltenham. Die ans Publikum

gerichtete Frage, ob er oder Darcy der böse Bube sei («Heathcliff versus Darcy: Who is the Bigger Shit?»), entschied Heathcliff klar für sich.

Das klingt nach einer eindeutigen Niederlage für die Bad Boys der Literatur. Doch in Wirklichkeit war es natürlich ein Triumph. Erstens, weil Schriftstellerinnen und Schriftsteller ebenso wie die Leserschaft immer noch bestens mit ihnen vertraut sind und starke Meinungen zu ihren Schandtaten haben. Dabei fühlen sie sich nicht nur Heathcliff und Darcy moralisch überlegen, sondern auch Generationen von Leserinnen, die den romantischen Problembären auf den Leim gingen.

Zweitens bestätigt das Ganze noch einmal, dass Darcy und Heathcliff im Lauf der Jahrhunderte die Sphäre der Literatur längst verlassen haben. Sie werden wie echte Menschen behandelt,

an deren Verfehlungen man hemmungslos herummaulen und die man regelmässig durch das Sieb zeitgenössischer Standards pressen kann.

Die wahre Verführerin

Dabei wird grosszügig vergessen, dass das Genie der Romane in ihrer erzählerischen Verführungskraft liegt: Wenn man endlich bemerkt, was für ein Monster Heathcliff ist, liebt man ihn schon für seine Leidenschaft, und der Missbrauch, den er als Kind erlebte, griff einem längst ans Herz.

Und schliesslich sind Heathcliff und Darcy keine Männerfindungen, sondern reine Frauenphantasien, erdacht und beatmet von zwei der grössten Autorinnen der englischen Literatur. Die sicher wussten, was sie taten.

Mondänität trifft auf Lokalkolorit

In «Tumulte Blonde» glänzt die Schauspielerin Rebekka Burckhardt mit Causerien aus dem Nähkästchen

JÜRIG ZBINDEN

Was begünstigt die Entstehung eines Tumults? In der Causa Burckhardt zuerst ein nicht zur Gänze abgebrühtes Publikum, ferner eine Blondine mit langen Beinen und das Champagnerprogramm «Tumulte Blonde». Das klingt nach Herren- oder Blondinenwitzen, was auf ein und dasselbe hinausläuft, aber zum Glück nicht hinausläuft. Wenn schon, eher stöckelt. In einem schulterfreien Kleid aus schwarzem Tüll. Mehr dazu später.

Kein «Seelchen»

Das Gesicht – auch die blondesten Frauen haben eins – dürfte manchen Zuschauern irgendwie bekannt vorkommen, bloss woher? Höchstwahrscheinlich aus dem Fernsehen. 2011 spielte Rebekka Burckhardt im Schweizer «Tatort» «Wunschdenken» (Regie: Markus Imboden) eine ausgebuffte Barschlampe, ebenfalls war sie in der Erfolgsserie «Der Bestatter» zu sehen. In einer gewiss lukrativeren Rosamunde-Pilcher-Schmonzette sieht sie sich absolut nicht. Dem stünden die eigenen Ambitionen im Weg, lieber macht sie sich nämlich unattraktiv oder gar hässlich, als dass sie sich zum «Seelchen» à la Maria Schell verbiegen lässt.

Rebekka ist der mittlere dreier Vornamen, ihr Taufname lautet Claudia Rebekka Elisabeth. Sie hat drei Schwestern, von denen jede einen Namen der vier Urgrossmütter erbt. Vier Urenkelinnen, vier Urgrossmütter, eine runde Sache. Geboren wurde Rebekka Burckhardt in Boston, Massachusetts, womit automatisch die amerikanische Staatsbürgerschaft einherging. Aus dieser entliess sie sich später selbst, aus doppelten Steuergründen.

Rebekka statt Claudia

Als die Familie zurück in die Schweiz kam, war Claudia eine unter Tausenden Claudias. Und als sie mit zwanzig nach Hamburg fortging, um an der Hochschule für Theater und Musik zu studieren, stellten ihr Kollegen immer wieder dieselbe ehrfürchtige Frage: ob sie womöglich wandert sei mit der renommierten Claudia Burckhardt, die mit Claus Peymann gearbeitet habe. Was die Schweizerin wahrheitsgetreu bejahte, nicht ohne «sehr weit entfernt» hinzuzufügen. Man riet zu einer Namensänderung, zwei theatralische Claudias wären eine zu viel. So rückte Rebekka einen Platz vor.



Ihr Gesicht kennt man aus Serien wie «Tatort» und «Der Bestatter». Derzeit steht Rebekka Burckhardt auf der Bühne. KARIN HOFER / NZ

Seit 2001 hat die Schweiz sie wieder, sie lebt mit ihrer elfjährigen Tochter und dem Lebenspartner, einem Architekten, in Zürich. Für ihr Soloprogramm «Tumulte Blonde» – der rührige Patrick Frey schlug dazu den Untertitel «Ein fast klassischer Diseusenabend» vor – brauchten keine Bühnenarbeiter zu

schaften, das Antiquitäten- und Kuriositätengeschäft mit dem sprechenden Namen «Rost und Gold» stellt einfach seinen Verkaufsraum zur Verfügung für «Plaudereien und ein paar Lieder auf ex» mit der Solokünstlerin am Mikrofon und dem Alleinorchester Myria Poffet am Piano. Das rostgoldene Laden-

geschäft beim Manesseplatz bietet der Blondine und ihrer dunkelhaarigen Begleiterin den intimen Idealrahmen, wahlweise Barock oder Jugendstil, für Causerien aus dem Nähkästchen. Diese entstammen mütterlicherseits allesamt dem Land, dem wir Pasta, Pizza und den Traum vom Dolcefar niente verdanken.

Einzig und allein um die Affiche «ein paar Lieder auf ex» zu erfüllen, zwingt sich die Künstlerin hin und wieder zu einem Schluck. Nicht irgendeiner Plörre oder eines ordinären Champans, sondern eines Champagners des 1834 gegründeten Traditionshauses Boizel, der Marke, die ihr Grossonkel in der Schweiz einführte.

Anekdoten zum Tüllkleid

Halt, das Kleid, das tüllene! Noch zu Lebzeiten vermachte die Nonna der Enkelin die auf Grossmutter Leib massgeschneiderte Kreation aus Basel, die genauso gut in Paris entstanden sein könnte. Naheliegender ist der legendäre Couturier Fred Spillmann. Hüftabwärts bauscht sich die Robe zur duftigen Wolke, oben ist sie strenge Corsage, die Rebekka Burckhardt während der Familiengeschichten mehrmals zurechtrückt – weil die grossmütterliche Oberweite einige Zentimeter grösser ausfiel.

Noch eine schöne Anekdote zum schönen Kleid: Anlässlich der Eröffnung des Fotomuseums Winterthur, dessen Raumgestaltung Hannes Wettstein (der 2008 verstorbene Ehemann und Vater ihrer Tochter) konzipiert hatte, stand sie völlig perplex vor einem riesigen Bild des Fotografen Jakob Tuggener, das ihre Nonna in besagtem Kleid zeigte. Die Enkelin schenkte dieser das Buch kommentarlos, und als die Greisin beim Durchblättern auf das Bild stiess, sagte sie: «non ero mica male» (ich war nicht schlecht).

Neue Herausforderung

Die Mondänität hat Rebekka Burckhardt ebenso drauf wie das Lokalkolorit, sie ist viersprachig und schüttelt den Basler, den Berner, den Zürcher Dialekt nur so aus dem nicht vorhandenen Ärmel. Eines der gesanglichen Highlights ist ihre zwerchfellerschütternde Version eines populären Schlagers von Daliah Lavi. Aus «Wär ich ein Buch» (1971) wird «Wär ich ein Flasch zum Trinken» mit herrlich überkandideltem Accent.

Das Amüsement kommt und geht, wie das Glück und das Unglück. Als Nächstes wird sich die Schauspielerin im Stück «Schlaf!» (Regie: Johanna Zielinski) am Theater an der Winkelwiese auf die Abgründe von Müttern einlassen müssen, die ihr Kind töten. Eine Herausforderung, die Angst macht.

Rost und Gold: «Tumulte Blonde», Zürich, Üetlibergstr. 15, 20. Okt., 10. Nov., 9. Dezember und 2019 am 12. Jan., jeweils 20 Uhr.

«An der Volksbühne lebt der Mythos Castorf weiter»

Interimsintendant Klaus Dörr hat Ruhe in das Theater gebracht. Bereits werden Namen gehandelt für die zukünftige Besetzung des Postens

BERND NOACK

Da ist sie nochmals, die alte Volksbühnen-Anarchie: aufmüpfig, sinnstürzend, respektlos und hirnwindend. Bunt wie bei Fritsch, sprachwürrig wie bei Pollesch, und an Castorf erinnert das Videobild eines ewig plappernden Frauenmundes in Grossaufnahme. Aus denen, die da eine zwischen Klassiker-Bewunderung und Nonsens changierende Opern-Collage auf die Bühne stemmen, hätte durchwegs später einmal Personal für dieses Theater, das es so nicht mehr gibt, werden können. Es sind die Mitglieder des hochmotivierten «Kindergartens» vom Rosa-Luxemburg-Platz in Berlin: «P 14» heisst das von Frank Castorf, Matthias Lilienthal und Bert Neumann initiierte Jugendtheater der Volksbühne, das sich über den spektakulären Wechsel an dem Haus hinüberzuretten wusste und heute Produktionen auf die Beine stellt, die jedem Nostalgiker Wehmutstränen in die Augen treiben.

Chris Dercon, der glücklose und geschasste Castorf-Nachfolger, konnte oder wollte «P 14» nicht die Existenz streitig machen, und so geht der Anstoss

zur Produktion von «Drei Milliarden Schwestern» noch auf seine Kappe. Klaus Dörr, umsichtiger Interimsleiter der Bühne, hat sie in sein Programm aufgenommen – und knüpft so tatsächlich ein wenig an alte Zeiten an, auch wenn er selber sagt, dass die passé sind: «Das Erbe Castorfs schwebt immer noch wie ein Damoklesschwert über dem Haus; das lässt sich nicht ausschalten. Der Mythos lebt, aber der Ruf nach Restauration ist verhallt.»

Aus drei werden drei Milliarden

Autor und Regisseur Bonn Park und Komponist Ben Roessler haben ihm auf jeden Fall eine knallige, zum Niederknien komische, mit enormem Sprachwitz aufgepeppte musikalische Revue sehr frei nach Tschechow serviert, die sich wunderbar sehen und hören lassen kann. Nicht «nach Moskau» zieht es die Schwestern, aus deren drei gleich drei Milliarden geworden sind, sondern zu einem Kometen, der Erde und Spass bedroht. Weltenschmerz und Leidensüberdross werden besungen und verkalauert und eine, die sich Mascha nennt – und

wie alle herrlich poppig kostümiert ist –, versteigt sich sogar zum Ausruf: «Gebt mir die Volksbühne, den Bundestag, das Universum!»

Das eine dieser Ziele hat Klaus Dörr unterdessen erreicht: Er «hat» die Volksbühne, wenn auch nur für eine beschränkte Zeit, und es ist ihm etwas gelungen, was vor ein paar Monaten noch kaum jemand für möglich hielt. Damals, als Dercon schon dabei war, den Karren in den Sand zu fahren mit seinem wenig überzeugenden Programm – «Er hatte nur eine Minimalchance, da ihn hier keiner wollte», meint Dörr –, erhob sich ein ungemein lautstarker, zum Teil emotionsbeladen überdrehter Protest, und man meinte eine Zeitlang, in Deutschland gäbe es kein anderes Theater(-Problem) als die Volksbühne nach Castorf. Dörr hat erstaunlich geduldig Ruhe in den aufgebracht Laden gebracht und kann heute sagen: «Die Diskussion ist abgeebbt.»

Das liegt vor allem an der besonnenen Art, die den 57-Jährigen, der zuvor in Stuttgart als Stellvertreter von Armin Petras am Schauspiel tätig war, auszeichnet, und seinem Blick fürs momentan

Machbare. Kultursenator Klaus Lederer bewies in seinem Fall Weitsicht und holte sich einen Retter ins brodelnde Berlin, der über vielfältige Erfahrungen in der Stadt verfügt und vor allem Kontakte zu so ziemlich allen bekannten Theater-schaffenden vorweisen kann.

Das mag Dörrs Einstand hier enorm erleichtert haben. Wenn er derzeit seinen Spielplan mit hochkarätigen Gastspielen, Edgar Selge mit «Unterwerfung» etwa, bestücken kann, dann liegt das auch daran, dass er gute Bekannte anruft, die ihre Solidarität bekunden: «Ich könnte das Dreifache an Gastspielen anbieten, will hier aber auch keine Leistungsschau, also etwa sieben Monate Theatertreffen, machen.»

Entscheide im Frühling 2019

In kürzester Zeit, drei Monate Vorbereitung mussten reichen, hat er so einen Spielplan auf die Beine gestellt und kalkuliert bis zum Jahr 2020; im Frühjahr 2019 will der Senat über die neue Intendanz entschieden haben. Zwei Spielzeiten sind das: «eine aus der Hüfte, eine mit unserer Vorplanung und mit drei

Produktionen aus der Dercon-Zeit.» Auf Dörrs Liste stehen Regisseure wie Kay Voges, Claudia Bauer, Susanne Kennedy und Sasha Waltz – alles Namen, die in Berlin Zugkraft haben. Die alten Volksbühnen-Heroen sind woanders untergekommen, und Dörr will ja auch gar kein Remake der Castorf-Zeit. Was ihm wichtig ist: «Ich muss natürlich wissen, in welchem Haus und mit welcher Tradition ich hier arbeite. Die ästhetische und politische Ausrichtung muss etwas mit der Tradition zu tun haben; es geht um inhaltliche Ideen für die nächste Zeit, die auch sehr viel mit einem Geschichtsbewusstsein zu tun haben.»

Derweil werden, vielleicht weil man sonst nichts zu reden hat, in Berlin schon mögliche neue Intendanten gehandelt. Lederer würde den Posten gerne jünger, weiblicher, diverser besetzen – aber wo gibt es diesen Wunder-Menschen? So tauchen Namen wie Ersan Mondtag, Thomas Oberender, Kay Voges oder Constanza Marcos auf. Vielleicht aber liegt das Gute doch sehr viel näher. Klaus Dörr, der Ruhige, sitzt in seinem kargen Büro in der Volksbühne und sagt nichts dazu. Wie es seine kluge Art ist.

Master Forum Business & Economics

Triff Business Schools und Unternehmen
im persönlichen Gespräch

Agenda

- Vortrag: „Wie finde ich den besten Wirtschafts-Master?“
- Vortrag: „Wie erreiche ich eine hohe Punktzahl im GMAT?“
- Tischgespräche mit Hochschulen und Unternehmen – mit kulinarischer Verpflegung
- Get-together mit Feierabend-Bier

Stipendien exklusiv für Event-Teilnehmer

Aussteller

- Bocconi University
- Detecon Consulting
- Hult International Business School
- IE Business School
- Regent's University
- UBS
- Universität St.Gallen

Wann und wo?

15. November 2018, 15:30 bis 19:30 Uhr
Zürich, Hotel Krone, Nähe Universität

Anmelden unter:

www.master-day.ch

15. November
Zürich



e-fellows.net

Medienpartner:



CARITAS Schweiz
Suisse
Svizzera
Svizra



Sofort per SMS 50 Franken spenden:
«SULAWESI 50» an 227

Das Richtige tun



Luxus pur:
Hotel The Fontenay,
Gourmetrestaurants
und fantastisches
Musikprogramm

NEU

Reiseprogramm 2019

HÖRERLEBNIS Die Elbphilharmonie in Hamburg

Das «Tor zur Welt» – wie die Hafenstadt auch genannt wird – bietet ein einmaliges Erlebnis aus Geschichte, Kultur, Natur und Shopping. Der Höhepunkt Ihrer Reise ist ein Konzert des Philharmonischen Staatsorchesters in der Elbphilharmonie Hamburg. Die renommierte Staatsoper Hamburg bildet mit ihrer bewegten Geschichte das Gegenstück zur modernen Elbphilharmonie.

Termin: 08.02 – 12.02.2019
Preis: Fr. 2725.– (Einzelzimmerzuschlag Fr. 675.–)
Teilnehmer/innen: Min. 15, max. 30 Personen

Tag 1: Schweiz – Hamburg
Direktflug mit Swiss von Zürich nach Hamburg. Stadtrundfahrt, auf der Sie die wichtigsten Sehenswürdigkeiten wie den Fischmarkt, den Michel, die Reeperbahn sowie die zum Unesco-Welterbe zählende Speicherstadt kennenlernen. Abendessen im Restaurant Deck 7 mit Aussicht auf die Elbe.

Tag 2: Hafensrundfahrt und Staatsoper
Hafensrundfahrt durch den zweitgrössten Seehafen in Europa. Mittagessen im Restaurant Rive, direkt an der Elbe. Freier Nachmittag für eigene Entdeckungen. Am Abend steht die Oper «Orphée et Eurydice» von Christoph Willibald Gluck in der Staatsoper Hamburg auf dem Programm.

Tag 3: Elbphilharmonie und fakultativer Besuch Staatsoper
Heute erwartet Sie der Höhepunkt Ihrer Reise: Das «Konzert des Philharmonischen Staatsorchesters Hamburg». Unter der Leitung des Dirigenten Bertrand de Billy werden Werke von Franz Liszt, Maurice Ravel und Josef Suk im Jahrhundertbauwerk Elbphilharmonie gespielt. Der Nachmittag steht zur freien Verfügung. Freier Abend oder Möglichkeit, die Oper «Carmen» von Georges Bizet in der Staatsoper Hamburg zu besuchen.

Tag 4: Ausflug Lübeck
Der heutige Ausflug führt Sie nach Lübeck. Mächtige Backsteinkirchen, geschichtsträchtige Bürgerhäuser und malerische Höfe prägen das Stadtbild. Auf einem geführten Rundgang schlendern Sie durch die engen Gassen der von Wasser umgebenen Altstadt und erfahren Interessantes über die Geschichte der «Stadt der sieben Türme». Den erlebnisreichen Tag lassen Sie bei einem Abendessen im Restaurant Clouds mit Ausblick über die Stadt Hamburg ausklingen.

Tag 5: Kunsthalle Hamburg, Hamburg – Schweiz
Führung durch die Hamburger Kunsthalle, eine der wichtigsten öffentlichen Kunstsammlungen Deutschlands. Danach Rückflug mit Swiss nach Zürich.

NZZ-REISEN EXKLUSIV
Hanseluft schnuppern und musikalische Höhepunkte geniessen

- Opern «Orphée et Eurydice» und «Carmen» (fakultativ) in der Staatsoper Hamburg und Konzert des Philharmonischen Staatsorchesters Hamburg in der Elbphilharmonie
- Unterkunft im neuen *****-Hotel The Fontenay von Klaus Michael Kühne
- Besuch der maritimen Hansestädte Hamburg und Lübeck
- Hafensrundfahrt Hamburg und Besuch der Kunsthalle
- Gourmet-Abendessen in den Restaurants Deck 7 und Clouds

IHRE BEGLEITUNG

ROLF WEINMANN
Rolf Weinmann war lange Zeit Geschäftsführer von Air Canada in Zürich und begleitet seit vielen Jahren Gruppenreisen mit Leidenschaft. Er ist ein Musikliebhaber und kennt die Hansestadt Hamburg und die Elbphilharmonie von früheren Reisen. Er begleitet die Gruppe vor/nach Zürich.



LEISTUNGEN

- Flug mit Swiss Zürich – Hamburg und zurück in Economy-Klasse (inkl. Taxen)
- Transport im komfortablen Bus ab/bis Hamburg
- Unterkunft inkl. Frühstück im *****-Hotel The Fontenay Hamburg
- 1 Mittag- und 2 Abendessen gemäss Programm
- Ausflüge, Eintritte und Besichtigungen gemäss Programm
- «Orphée et Eurydice»: Karten Kategorie 3 (Aufschlag für Kategorie 2: Fr. 20.–, Kategorie 1: Fr. 35.–)
- Elbphilharmonie: Karten Kategorie 1
- Fakultativ: Oper «Carmen» Kategorie 1 (gegen Zuschlag Fr. 140.–)

UNSER MUSIKPROGRAMM

Staatsoper Hamburg, 19.30 Uhr
«Orphée et Eurydice» Oper von Christoph Willibald Gluck

Elbphilharmonie Hamburg, 11.00 Uhr
Philharmonisches Staatsorchester Hamburg
Dirigent: Bertrand de Billy
Franz Liszt: Orpheus / Sinfonische Dichtung Nr. 4 S 98
Maurice Ravel: Konzert für Klavier und Orchester Nr. 1 G-Dur
Josef Suk: Ein Sommermärchen / Sinfonische Dichtung op. 29

Staatsoper Hamburg, 19.00 Uhr
«Carmen» (fakultativ) Oper von Georges Bizet

Anmeldung und Informationen:

reisen.nzz.ch

reisen@nzz.ch

056 484 84 74

NZZ REISEN

Organisierender Reiseveranstalter ist Twerenbold Reisen AG

Leseprobe aus «NZZ Geschichte»



Bild: Der junge Allen Dulles (rechts) 1924 im State Department, wo er die Nahostabteilung leitete. 1953 wird er Chef der CIA.

Spione unter uns

Der Zweite Weltkrieg war die grosse Stunde der Geheimdienste. Und die kriegsverschonte Schweiz wurde zum wichtigsten Umschlagplatz für Information. Ausgestattet mit viel Geld und weitreichenden Kompetenzen, legte vor allem der amerikanische Nachrichtendienst hier den Grundstein für seine spätere Macht. **Von Lea Haller**

Spionin wird man immer auf dem zweiten Bildungsweg. Ihre erste Ausbildung absolviert die junge Mary Bancroft (1903–1997) in den Ställen des herrschaftlichen Hauses ihrer Grosseltern an der Ware Street in Cambridge, Massachusetts. Hier wächst sie auf, nachdem ihre Mutter bei ihrer Geburt an einer Embolie gestorben ist. Viele Jahre später wird sie für den amerikanischen Geheimdienst arbeiten. Jetzt aber verbringt sie jede freie Minute bei Nolan, dem Stallmeister und Kutscher des Hauses. Er führt sie in die hohe Kunst ein, vom Dorfklatsch bis zur Weltpolitik alle Ereignisse nüchtern im Kontext zu betrachten, ohne ihnen ihre Verführungsmacht über unsere Neugier zu nehmen. Und an Neugier mangelt es der kleinen Mary nicht. Mit ihrem Stall- und Hinterhofwissen ist sie oft besser über bevorstehende Streiks und die neusten Nachrichten informiert als ihr Vater und ihr Grossvater. Die Bancrofts haben alle Zeitungen abonniert, die es in der Region Boston gibt, und Mary liest sie morgens zusammen mit Nolan als Erste. «Ich bin jetzt fast erwachsen», schreibt sie mit neun Jahren in ihr Tagebuch. «Aber niemand scheint es zur Kenntnis zu nehmen.» Am 15. April 1912 sinkt an der Ware Street im Kopf dieses Kindes die «Titanic». Zwei Jahre später bricht der Erste Weltkrieg aus.

Zu dieser Zeit ist ein junger Princeton-Abgänger gerade auf dem Weg von New York nach Indien,

wo er in Allahabad den Nachwuchs der indischen Elite unterrichten soll. Beim Attentat von Sarajevo befindet er sich auf einem Zwischenstopp in Paris. Als die europäischen Truppen mobilisiert werden, fährt er mit dem Zug nach Triest, wo er für die letzte Strecke ein Frachtschiff besteigt. Sein Name ist Allen W. Dulles (1893–1969), und die Zeit in Indien wird bloss eine exotische Episode in seinem Lebenslauf sein. Dulles stammt aus dem republikanischen Establishment. Er ist als Pfarrerssohn im Norden New Yorks aufgewachsen, sein Grossvater mütterlicherseits, John W. Foster, war ein einflussreicher Jurist, Diplomat und Aussenminister, seine Tante Eleanor Foster ist mit Robert Lansing verheiratet, der unter Woodrow Wilson von 1915 bis 1920 ebenfalls Aussenminister wird, ein Amt, das auch Dulles' älterem Bruder John Foster Dulles bevorsteht, der ab 1953 unter Dwight D. Eisenhower als *Secretary of State* und überzeugter Antikommunist eine Schlüsselrolle in der Frühphase des Kalten Kriegs spielen wird. Noch aber lebt man in einer anderen Ära. Die USA pflegen einen Isolationismus, aus dem das Land durch den Ersten Weltkrieg aufgeschreckt wird, als hätte James Cook gerade einen neuen Erdteil entdeckt. Auf einmal beginnt man sich für die Ereignisse in Europa zu interessieren, diesem fernen kleinen Kontinent, der den Amerikanern bisher ziemlich fremd und unbedeutend vorkam.



Bild: Mary Bancroft lebt seit 1934 in der Schweiz. Im Dezember 1942 wird sie von Dulles als Agentin rekrutiert.

Exklusive
Leseprobe
NZZ
GESCHICHTE

1916 entscheidet sich Dulles für den diplomatischen Dienst, der in diesen aufwühlenden Zeiten nicht mehr trockenes Beamtendasein verspricht, sondern Abenteuer und Weltbürgertum. Er wird in Wien stationiert und 1917, kurz vor dem Kriegseintritt der USA, nach Bern versetzt.

Obwohl er Deutsch und Französisch zeitlebens mit einem furchtbaren Akzent spricht, wird Dulles ein herausragender Kenner Europas. 1919 nimmt er zusammen mit seinem Bruder an der Pariser Friedenskonferenz teil, er berät die Abrüstungskommission des Völkerbunds, steigt in die Wall-Street-Anwaltskanzlei Sullivan & Cromwell ein, arbeitet für das *State Department* (das US-Aussenministerium) und wird Vorsitzender des *Council on Foreign Relations*, einer von Geschäftsleuten, Bankiers und hochrangigen Politikern gegründeten Denkfabrik. Am 7. April 1933, nur zwei Wochen nach dem Reichstagsbrand, trifft er bei einem diplomatischen Gespräch Hitler persönlich (er schätzt ihn als zwar irritierbaren, sonst aber normalen Staatschef ein und schweigt zeitlebens über die Begegnung). Dann bricht der Zweite Weltkrieg aus. Der japanische Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 trifft die Amerikaner völlig unerwartet. Präsident Franklin D. Roosevelt erkennt, dass Wissen über die Welt im Allgemeinen und über die Pläne des Feindes im Besonderen von hoher strategischer Bedeutung wäre. Im Juni

1942 gründet er das *Office of Strategic Services* (OSS), die Vorläuferorganisation der CIA.

Das OSS wird direkt den Stabschefs des Kriegsministeriums unterstellt und mit grosszügigen Mitteln ausgestattet. Es mietet vier Etagen im Rockefeller Center, dazu Büros in Manhattan, Brooklyn und New Jersey. Das Know-how und die Technologie importiert man vom britischen Geheimdienst MI6. Die ersten Informationen importieren sich selbst: Die Immigrationsbehörde in New York fängt im Auftrag des OSS gezielt Passagiere ab, die aus Europa einreisen, und macht Oral-History-Interviews. Wie sieht es in Europa aus? Was haben die Leute erlebt, gesehen, gehört? Der Geheimdienst kauft den Immigranten Alltagsdinge europäischer Herkunft ab, die für die Untergrundarbeit in den besetzten Gebieten in Zukunft von Wert sein könnten: getragene Kleidung, zerfledderte Strassenkarten, Lebensmittel- und Identitätskarten. Dann werden Aussenposten aufgebaut. Die Amerikaner erkennen, dass die Schweiz, die mit dem Deutschen Reich wirtschaftlich eng verflochten ist, eine Schlüsselposition beim Geschäft mit Information einnehmen wird. Als Donovan einen Mann sucht, den er als Sonderberater des amerikanischen Gesandten mit geheimdienstlichem Auftrag in das neutrale Land schicken kann, ist Dulles der ideale Kandidat.

Lesen Sie weiter in der neuen Ausgabe, S.35

Mehr
Geschichte
im Abo.

Jetzt bestellen:
3 Ausgaben im Abo zum
Spezialpreis von Fr. 40.50
nzz.ch/geschichte18

Einzelausgabe für Fr. 23.–
shop.nzz.ch/geschichte

25%
Rabatt



Weitere Themen
der Ausgabe:

Wie die Schweiz 1918 fast in einen Bürgerkrieg geriet. Teil VII der Serie «Schlüssel-momente der Schweizer Geschichte» von Thomas Maissen.

UBS-Rettung. Die Nationalbank stützte 2008 die UBS mit Milliarden. Zu unser aller Glück.

«Man hat die Pflicht, den Toten zuzuhören». Der weltberühmte Historiker Richard J. Evans im Gespräch über das europäische 19. Jahrhundert.

Ferrari ist vier Rennen vor Schluss praktisch aus dem Titelrennen – die Gründe für das Scheitern **SEITE 43**

Der frühere Präsident des US-Turnverbandes ist in Haft – er soll Beweise für Missbrauch vernichtet haben **SEITE 43**

Kassieren und schweigen

Immer mehr grosse Verbände haben im IOK keine Stimme mehr – doch sie können gut damit leben, solange die Einnahmen fliessen



Wer zieht die Fäden? Die Chefs starker Weltverbände, etwa von Fussball und Leichtathletik, fehlen im IOK (Bild von den Jugendspielen in Buenos Aires). JOEL MARKLUND / IOC / AP

DANIEL GERMANN

Es war nur ein kurzer Satz in einer langen Medienmitteilung, die inmitten der täglichen Nachrichtenflut beinahe unterging: «Gian-Franco Kasper scheidet mit sofortiger Wirkung aus dem IOK aus.» Der Bündner, mittlerweile 74 Jahre alt, muss das Internationale Olympische Komitee nach 14 Jahren altershalber verlassen. Nur dank einer Sonderregelung erlaubten es ihm seine Kollegen im Herbst 2014, vier Jahre über das reglementarisch festgelegte Rücktrittsalter von 70 Jahren im IOK zu bleiben.

Kasper sagt, für ihn ändere sich dadurch wenig. «Ich werde weiterhin an den wichtigen Sitzungen teilnehmen und mich einbringen können. Ich bin einfach nicht mehr stimmberechtigt.» Doch wer einmal eine IOK-Session verfolgt hat, der weiss, dass Abstimmungen ohnehin der unwichtigste Akt im schwerfälligen Prozedere der Versammlung sind. Die Mehrheiten verschafft man sich lange vorher in den persönlichen Gesprächen. Ein echter Disput innerhalb der Session ist selten. Die Abstimmungen enden in der Regel einstimmig.

Mitgliedschaft ist ein Privileg

Das IOK ist ein Gremium, in dem vor allem persönliche Privilegien gepflegt werden. Sportpolitik wird anderswo gemacht. Gian-Franco Kasper war und ist ein Vollblutpolitiker. Er arbeitete sich vom Lokaljournalisten in St. Moritz bis in die obersten Gremien des internationalen Sports hoch. Dass einer wie er nicht unbedingt im IOK sitzen muss, um sich Gehör zu verschaffen, versteht sich von selber.

Leader wie Kasper gibt es fast in allen Sportarten. Doch zu oft sitzen sie nicht im IOK. Im Zuge der Reformbemühungen nach dem Bestechungskandal um die Winterspiele 2002 von Salt Lake City

hatte das IOK beschlossen, seine engen Zirkel zugunsten der Fachkompetenz zu öffnen und je maximal fünfzehn aktiven Sportlern, Vertretern von Sportverbänden und nationalen olympischen Komitees Einsitz zu gewähren. Kasper war einer von ihnen – wie auch der Eishockeyverbandspräsident René Fasel, der ehemalige Fifa-Präsident Joseph Blatter oder der am letzten Wochenende verstorbene Patrick Baumann, der als Generalsekretär des Basketballverbandes im IOK Aufnahme fand. Doch langsam scheinen diese Verbandsvertreter wieder aus dem IOK zu verschwinden.

Um die Personalpolitik des IOK zu verstehen, muss man dessen Grundidee kennen: Ein IOK-Mitglied ist nicht in erster Linie ein Abgesandter seiner Sportart oder seines Landes. Er ist ein Botschafter der olympischen Bewegung in der Welt. Über Jahre kam man nur über den Berufungsweg ins IOK. Die Mitgliedschaft war keine Aufgabe, sondern ein Privileg. Eine Kommission schlug Kandidaten vor, und die Session stimmte ihnen in der Regel zu. Der ehemalige Präsident Juan Antonio Samaranch drückte 1992 eine Statutenänderung durch, die ihm erlaubte, bis zu zehn Mitglieder seiner Wahl für das IOK zu nominieren, ohne dass er dafür die Zustimmung seiner Kollegen bedurfte. So holte der Spanier unter anderen den skandalumwitterten Italiener Primo Nebiolo ins IOK, unter Samaranch wuchs die Zahl auf 118 Mitglieder an.

Samaranch wollte ihn vor allem deshalb, weil Nebiolo die Leichtathletik erfolgreich professionalisiert hatte und damit ein Know-how ins IOK brachte, das bis heute dem Grossteil der Mitglieder fehlt. Das IOK hat kaum Erfahrung in der Organisation von Sportwettbewerben. Die Olympischen Spiele werden von den jeweiligen lokalen Veranstaltern zusammen mit den Verbänden organisiert.

Trotzdem schöpft das IOK die Zahl der fünfzehn Verbandsvertreter nicht aus. Im Gegenteil: Die Fifa etwa, wirtschaftlich fraglos der stärkste und wichtigste Sportverband, ist seit dem Ausscheiden Blatters nicht mehr im IOK vertreten. Ebenso fehlt Sebastian Coe, der Präsident des für die Som-



Thomas Bach
IOK-Präsident

Sebastian Coe
IAAF-Präsident

merspiele wichtigsten Verbandes, der Leichtathletik.

Offiziell müssen sich der Blatter-Nachfolger Gianni Infantino und Sebastian Coe zuerst bewähren, ehe sie für eine Wahl ins IOK infrage kommen. Beide müssen 2019 von ihren Verbänden im Amt bestätigt werden. Der IOK-Präsident Thomas Bach sagte im Juli, das IOK wolle die anstehenden Kampagnen nicht beeinflussen, indem es die beiden in seinen Reihen aufnehme. Stattdessen wurden in der vergangenen Woche am Rande der Jugendspiele in Buenos Aires unter anderem Vertreter aus Litauen, Rwanda, Paraguay, Afghanistan, Uganda und eine königliche Hoheit aus Bhutan ins IOK gewählt.

Diese Nominierungs- und Führungspolitik erzeugt inner- und ausserhalb des IOK Stirnrümpeln. Joseph Blatter sagte jüngst in einem Interview mit der «Süddeutschen Zeitung»: «Die Fifa ist ein Verein, das IOK ist ein Verein. Das ist nicht mehr richtig. Wir sollten dem Sport

jetzt andere, richtige Strukturen geben. Führen lernst du nicht, indem du einmal Meister in irgendeiner Sportart warst. Das gilt auch für das IOK. Wer führt das? Ein Fechter (Thomas Bach)?»

Blatter ist selber in höchst undurchsichtigen Strukturen gross geworden und deshalb ein unerwarteter Kritiker. Er geriet als Fifa-Präsident derart unter Druck, dass er es am Ende vorzog, zurückzutreten. Doch grundsätzlich werden seine Bedenken am Führungsmodell der grössten und reichsten Sportorganisationen geteilt. Jürg Stahl, der Präsident von Swiss Olympic, sagt, dass eine Verjüngung des IOK im Interesse des gesamten Sports wäre. «Salopp ausgedrückt: Drei von vier Mitgliedern haben ihren biologischen Zenit überschritten.»

Der Fall Sebastian Coe

Auf breites Unverständnis stösst vor allem, dass Sebastian Coe erneut übergangen worden ist. Der ehemalige Mittelstreckenläufer ist zwar selber bereits 62 Jahre alt, doch er hatte 2012 als Präsident des Organisationskomitees die Sommerspiele in London zum Erfolg gemacht und gilt als hervorragender Politiker. Früher oder später dürfte er ins IOK aufgenommen werden. Doch man sei da zurückhaltend, weil man zuerst sehen wolle, wie sich die Funktionäre in ihren Positionen entwickelten, sagt Kasper. «Infantino und Coe kommen aus Umfeldern, die zuletzt mit Skandalen zu kämpfen hatten. Geschieht wieder etwas, fällt das umgehend auf das IOK zurück.»

Das mag stimmen. Die grossen internationalen Sportorganisationen kämpfen mit einem Imageproblem. Doch ausgerechnet der Leichtathletikverband (IAAF) fuhr im Zusammenhang mit dem russischen Staatsdoping eine weit konsequenter Linie als das IOK. Coe schloss die Russen schon im November

2015 aus, als Bach und seine Gefolgsleute noch versuchten, die Affäre auszusitzen. Das IOK und auch die Welt-Anti-Doping-Agentur (Wada) haben die Russen mittlerweile begnadigt. Die IAAF prüft diesen Herbst, ob sie dem Schritt folgt.

Interne Beobachter vermuten deshalb, dass zumindest im Falle von Sebastian Coe weniger dessen Integrität als sein politisches Potenzial den innersten Zirkel des IOK zögern lässt. Bach wird sich 2021 selber zur Wiederwahl stellen müssen. Sein Leistungsausweis ist bis jetzt noch wenig überzeugend. Sein Prestigeprojekt, die «Agenda 2020», die sich zum Ziel gesetzt hat, die Olympischen Spiele zu redimensionieren und vor allem auch das politische Klima um sie zu verbessern, ist bis heute kaum mehr als eine gute Absicht. Zumindest an den kommenden beiden

Manch ein Mitglied fühlt sich zurückversetzt in die Zeit, als Samaranch die olympische Bewegung autokratisch führte.

Spielen 2020 in Tokio und 2022 in Peking wird der Gigantismus ungebremst weitergehen.

Ein Beobachter sagt: «Bach fürchtet sich vor Coe. Er zieht es vor, weniger profilierte Begleiter um sich zu scharen.» Namentlich genannt werden will die Person nicht. Man fürchtet die Rache des machthungrigen Deutschen. Seit Bach 2013 das Präsidium vom Belgier Jacques Rogge übernommen hat, hat sich die Stimmung merklich abgekühlt. Unangenehme Stimmen wie jene des Kanadiers Dick Pound sind leiser geworden oder ganz verstummt. Wer sich auflehnt wie René Fasel, wird ausgegrenzt und abgestraft. Manch ein älteres Mitglied fühlt sich zurückversetzt in die Zeit, als Juan Antonio Samaranch die olympische Bewegung mit autokratischer Härte führte.

Die Zusammensetzung des Exekutivrats spricht Bände. Seine Vertreter haben ihre Wurzeln im Modernen Fünfkampf (Juan Antonio Samaranch Jr.), im Rudern (Anita De Fratz, Denis Oswald), im Bogenschiessen (Ugur Erdener), im Bob (Gunilla Lindberg) oder im Synchronschwimmen (Nicole Hovertsz). Der Wintersport wird nach dem Ausscheiden von Kasper von Ivo Ferriani repräsentiert. Der Italiener ist Präsident des Bob- und Skeletonverbandes, der kaum mehr als zwölf ernsthafte Mitgliederverbände zählt und innerhalb des olympischen Programms eine Nebenrolle spielt.

Kasper soll als Vertreter des Sports, der an den Winterspielen die meisten Medaillensätze vergibt, im IOK zumindest kurzfristig nicht ersetzt werden. Er sagt: «Ich sehe das nicht als Handicap. Unsere Stimme ist stärker, wenn wir nicht direkt involviert sind. Das Wichtigste ist die Aufteilung des finanziellen Anteils. Und der ist geregelt.»

Der Verteilschlüssel der Olympiagelder ist seit 1998 und der Ergänzung des Wintersportprogramms durch Curling unverändert. Die grossen drei (Eishockey, Eislauflauf und Ski) erhalten je 20 Prozent der Einnahmen, die vier kleineren Eissportarten Biathlon, Bob, Curling und Schlitteln je 10 Prozent. Aus den Winterspielen 2014 in Sotschi erhielt so jeder der drei Grossen 40 Millionen Dollar. Solange das Geld so reichlich fliesst, lässt man Thomas Bach und seinen Führungszirkel gewähren.

FRAUEN IM FUSSBALL

Wie Lise Klaveness
Norwegens Nationalteam
coach SEITE 51

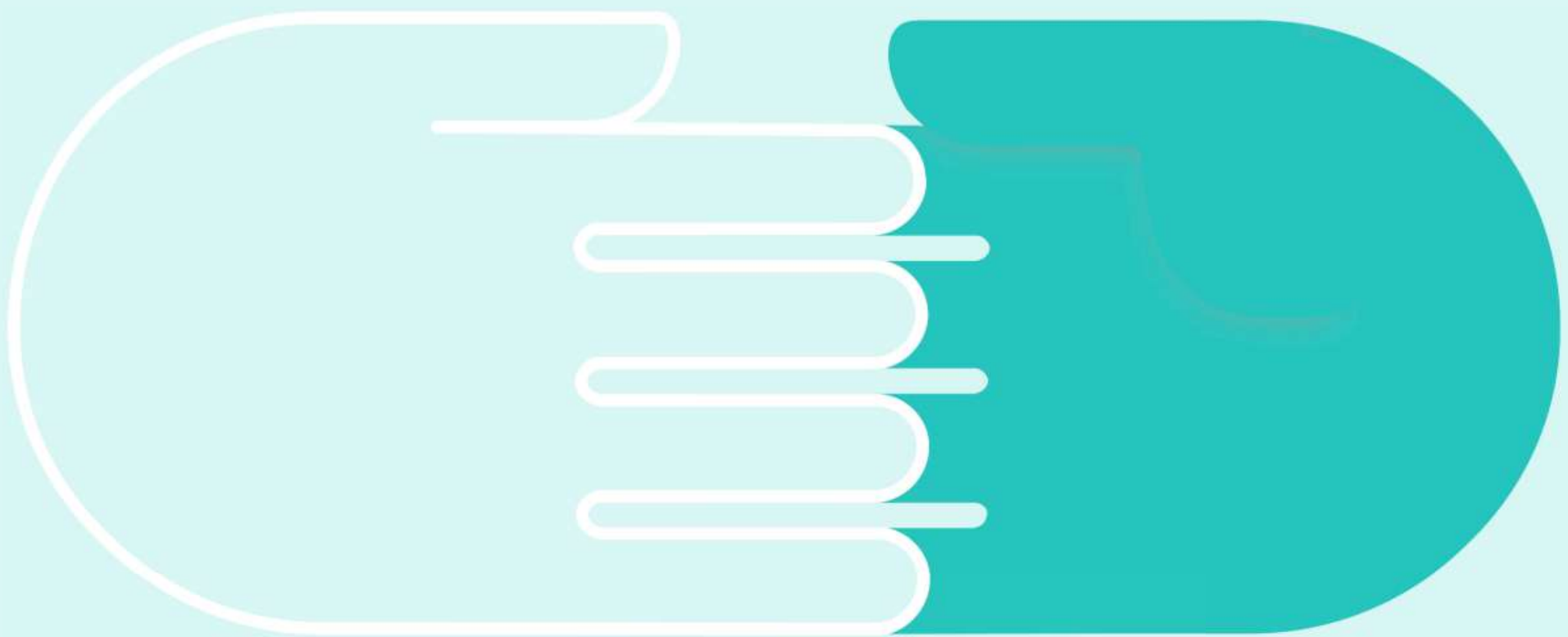
MERKUR-SONDE

Forscher erkunden
die Frühzeit
des Sonnensystems SEITE 55

ROBERT BÖSCH

«Einem Bild darf man nicht
trauen», sagt der renommierte
Bergfotograf SEITE 58, 59

Wie Vertrauen zurückkommt



Menschen erzählen, wie sie trotz Enttäuschungen weitermachen konnten:
Wolfgang Schäuble – der deutsche Bundestagspräsident musste erleben, wie Loyalität mit Verrat
vergolten wurde. Wie es ein Pilot schaffte, nach einem Absturz
trotzdem wieder ins Cockpit zu steigen – und zu fliegen.
Und: Was die Geschichte eines Paares aufzeigt, das nach Liebesverrat und Scheidung
wieder zueinanderfand – und zum zweiten Mal heiratete.



Drei Schüsse und ein Verrat

Der Angriff auf seine Ehre hat Wolfgang Schäuble härter getroffen als die Schüsse, die ihn in den Rollstuhl zwangen. Brechen konnte ihn beides nicht. Im Gegenteil: Nach bald fünfzig Jahren in der deutschen Politik gehört er noch immer zu deren vitalsten Kräften. VON ANJA JARDINE

Beim Verfassen des Drehbuchs für dieses Leben hat das Schicksal zwei Szenen eingebaut, die einem falsch vorkommen, unglaublich; sie scheinen überhaupt nicht zum Hauptdarsteller und zu seinen Lebensumständen zu passen. Die erste ereignete sich in einem Gasthof in einem 5000-Seelen-Städtchen im Schwarzwald. Wer in der badischen Provinz seinen Unmut über die politische Kaste zum Ausdruck bringen möchte, schmirt ein Graffiti an die Bushaltestelle, aber er streckt den unliebsamen Kandidaten nicht mit Pistolenschüssen nieder.

Doch so geschah es am 12. Oktober 1990 in Oppenau, nachdem Wolfgang Schäuble, damals Innenminister der Regierung Kohl, im heimischen Wahlkreis eine Rede gehalten hatte. Als er auf dem Weg zur Tür war, schoss ein Mann, der sich vom Leben benachteiligt fühlte und den Staat dafür verantwortlich machte, auf den erstbesten Politiker von Rang; er meinte es gar nicht persönlich. Schäubles älteste Tochter, die auf ihren Vater gewartet hatte, um mit ihm heimzufahren, sah ihn blutüberströmt am Boden liegen. Sie rief ihre Mutter an und sagte: «Ich glaube, der Papa ist tot.»

Gnadenlos gegen sich selbst

Fast. Seine eigene Analyse der Situation war wie so oft die präziseste: «Ich kann meine Beine nicht mehr spüren», sagte er, bevor er das Bewusstsein verlor, und dabei sollte es bleiben. Eine Patrone Kaliber 38 hatte ihn im Gesicht getroffen, eine in der Brust, die dritte hatte seinen Leibwächter gestreift. Seitdem ist Wolfgang Schäuble ab dem dritten Brustwirbel abwärts gelähmt. Ein ewig Sitzender, seiner Freiheit beraubt, gezwungen, zu jedem aufzuschauen, der steht.

In den Monaten vor diesem Tag, so lässt sich vermuten, war Wolfgang Schäuble ein vielleicht etwas erschöpfter, aber glücklicher Mann. Am 31. August 1990 hatte er einen der grossartigsten Momente nicht nur der deutschen Geschichte, sondern seines persönlichen politischen Lebens erlebt: Er unterschrieb gemeinsam mit Günther Krause, dem Chefverhandler der DDR, den Einigungsvertrag, nachdem die beiden das historisch beispiellose Vertragswerk in einem kolossalen Kraftakt in nur sieben Wochen ausgearbeitet hatten. Als Innenminister hatte er zudem die Feierlichkeiten zur deutschen Einheit organisiert. Nur neun Tage vor dem Attentat hatte er dort gestanden, am Reichstagsgebäude in Berlin, ein Glas Sekt in der Hand, und gefeiert. Er war 48 Jahre alt, gesund und sportlich, verheiratet, Vater von vier Kindern und des Kanzlers Kronprinz.

Noch bevor er selbst und seine Familie realisiert hatten, was geschehen war, fing er wieder an zu arbeiten. Vom Krankenbett aus diktierte er zwei Journalisten ein Buch über die Entstehung des Einigungsvertrages; so hatten sie es vor dem Attentat vereinbart, und Schäuble war es, der sie achtzehn Tage danach daran erinnerte. Anfangs konnte er den Mund kaum öffnen, mit einem kleinen metallischen «Foltergerät» musste er den Öffnungswinkel des mit Metallklammern geflickten Kiefers langsam wieder vergrössern; manchmal wurde er im Gespräch ohnmächtig. Gnadenlos gegen sich selbst, absolvierte er sein Hanteltraining, übte das Leben im Rollstuhl, als gäbe es eine Frist. Abends bat er seine Frau, ihm klassische Musik aufzulegen, bevor sie ging. Tagsüber las sie ihm die Zeitungen vor.

Nach nur sechs Wochen zeigte er sich zum ersten Mal wieder der Öffentlichkeit: ein schmaler Mann im Trainingsanzug mit traurigen Augen, der selbst-

verständlich ohne Hilfe im Rollstuhl vor die Journalisten rollte. Wer die Bilder im Fernsehen sah, hatte Tränen in den Augen. Schäuble hingegen machte ein sachliches Schäuble-Statement: «Man wird sich, so wie ich bin, an mich gewöhnen müssen.» Der Kanzler, der am Morgen nach den Schüssen mit gepresster Stimme gesagt hatte, dies seien Stunden, in denen man das Beten lerne, stellte sich hinter seinen besten Mann.

Lange dachte man, zwischen die beiden passe kein Blatt. Am Anfang stand Verehrung. Schäuble hatte Rechts- und Wirtschaftswissenschaften studiert und arbeitete als Regierungsrat im Finanzamt Freiburg; das Engagement im baden-württembergischen Landesverband der Jungen Union war sein Hobby. Noch bevor er 1972 das erste Mal in den Deutschen Bundestag gewählt wurde, unterstützte er Helmut Kohl, der als Hoffnungsträger des liberalen Flügels der CDU galt, als «junger Wilder», der die konservativen «Stahlhelmer» aufmischen würde. Auf der gesamten Langstrecke von Kohls Machteroberung und Regentschaft war Schäuble an seiner Seite, in diversen Funktionen. Er organisierte für Kohl Mehrheiten, brachte vor Kampfabstimmungen Abweichter in Einzelgesprächen auf Linie, lieferte fundierte Programme und Strategien, beherrschte die parteipolitischen Machtspiele wie ein guter Schachspieler, der er ist. Vor allem seine Expertise als Finanzjurist war für den Bundeskanzler kostbar.

Schäuble galt als politisches Talent, eigenständiger Denker, unbequem, intelligent, dossierfest, ehrgeizig, sensibel für gesellschaftliche Strömungen, effizient, Argumenten zugänglich, aber auch ungeduldig, arrogant, autoritär, manchmal verletzend im politischen Schlagabtausch. Ein «Kohl-Getreuer», absolut loyal. Das ging so weit, dass er sich 1981 in der Flick-Affäre vor den Karren spannen liess, um einen Versuch zu unternehmen, für jene Steuersünder, die Grossspenden am Finanzamt vorbei in die Kassen der Volksparteien geschoben hatten, Straffreiheit zu erreichen. Der Amnestie-Versuch scheiterte an der SPD-Fraktion. Rückblickend sagte Schäuble: «Wahrscheinlich war es ein Fehler.»

Dreissig Jahre später jedenfalls, als Finanzminister im Kabinett von Angela

Nach nur sechs Wochen zeigte er sich wieder der Öffentlichkeit: ein schmaler Mann im Trainingsanzug mit traurigen Augen.

Merkel, zeigte er für Steuerhinterzieher kein Verständnis mehr – ganz im Gegenteil: Jetzt war Steuergerechtigkeit sein Ziel. Der automatische Informationsaustausch (AIA) in Steuersachen ist auch die Frucht seiner Arbeit. Als Bern sich zwar dem Druck der G-20-Länder beugte und dem AIA zustimmte, ihn aber erst später einführen wollte, zeigte Schäuble Verständnis für die demokratische und rechtsstaatliche Tradition der Schweiz, die etwas mehr Zeit erforderte. Vielleicht in dem Bewusstsein, dass niemand ohne Fehl und Tadel ist.

Nachdem Helmut Kohl 1982 durch das Misstrauensvotum gegen Helmut Schmidt an die Macht gekommen war, verlief auch Schäubles Karriere steil: Er wurde Chef des Kanzleramts und Minister für besondere Aufgaben, Fraktionschef, Innenminister. Schon bald wurde er als Kohls potenzieller Nachfolger gehandelt. Der Fall der Mauer gab der Regierung Kohl nach zwei Legislaturperioden unerwartet neuen Auftrieb. Als der Bundestag 1991 elf Stunden darüber debattierte, ob der Regierungssitz des vereinten Deutschland in Bonn oder Berlin sein sollte, war es Schäubles Rede – aus dem Stegreif gehalten –, welche die Entscheidung für Berlin herbeiführte. Stehende Ovationen von allen Parteien, selbst Willy Brandt lief zu ihm und dankte ihm für seine Worte. Da hatte einer gesprochen, der auch das Format zum Staatsmann hatte, das war längst allen klar.

Kronprinz und Königsmörder

1997, am Ende von Kohls vierter Amtszeit, als die Euphorie über die Wiedervereinigung nachliess, die Arbeitslosenzahl stieg, die Konjunktur lahmt und die Luft irgendwie raus war, versuchte Schäuble als Vorsitzender der CDU/CSU-Fraktion, auf dem Parteitag in Leipzig noch einmal die Lebensgeister zu wecken, indem er das Flickwerk der Tagespolitik in die grossen Bögen einer zukunftsweisenden Reformpolitik einbettete. Die Reaktionen waren überschwänglich. Angela Merkel, damals Umweltministerin, sagte hinterher, sie wisse nun wieder, warum sie in der Partei sei. Kohl gab noch am Abend des Parteitag ein Fernsehinterview, in dem er sich Rede und Redner quasi einverleibte, unter sich subsumierte – um im nächsten Atemzug anzukündigen, dass er bei den bevorstehenden Bundestagswahlen 1998 wieder zu kandidieren gedenke. Zum fünften Mal. Womit er Schäuble zum Prinz Charles der CDU kürte.

Schäuble sagte später, er habe ihm ohnehin nie geglaubt. Er habe gewusst, dass Kohl niemals von sich aus zurücktreten würde. Und für ihn wiederum sei es nicht infrage gekommen, den Kanzler zu kippen. Wie erodiert Vertrauen? Der Grat zwischen Kronprinz und Königsmörder ist schmal. Niemand in der Partei glaubte 1998, dass Kohl es noch einmal schaffen würde. Doch sagen mochte es ihm niemand. Auch Schäuble zögerte lange. Doch bedrängt von den Parteimitgliedern, tat er es dann doch. Ahnend, dass es danach zwischen ihnen nie mehr sein würde wie zuvor.

Als Schäuble versuchte, für die Partei zumindest ein attraktives «Zukunftsprogramm» zu erarbeiten, und dieses der Presse vorstellte, wunderte er sich, dass ein Journalist, der das Papier wie alle anderen erst seit wenigen Minuten in Händen hielt, unverzüglich auf einen Nebensatz auf Seite 35 hinwies, wo es um ökologische Aspekte in der Steuerpolitik ging. Nichts Neues eigentlich. Ob das nicht Potenzial für einen Konflikt mit der CSU berge, fragte der Journalist. Reduziert auf die Schlagzeile «Schäuble will Ökosteuer», zerflederte das Zukunfts-

Als dem Kanzler der Einheit dämmerte, dass sein Lebenswerk in Gefahr war, rollte er Schäuble als Schutzschild in die Schusslinie.

programm auf einem irrelevanten Nebenschauplatz. Später erfuhr Schäuble, dass zwei Journalisten vorab entsprechend munitioniert worden waren – und zwar aus dem Umfeld des Kanzlers.

Die Wahl 1998 war ohnehin verloren, Deutschland wollte nach sechzehn Jahren unter Kohl endlich einen Wechsel. Nicht nur jene, die während oder kurz vor seiner Kanzlerschaft geboren worden waren und Deutschland gefühlt für eine Monarchie hielten, reagierten mittlerweile allergisch auf den grossen, dicken Mann. Gerhard Schröder kam an die Macht, Kohl trat zurück, Schäuble wurde Chef der CDU, Angela Merkel Generalsekretärin.

Die Partei hatte sich gerade von der katastrophalen Wahlniederlage erholt und bereits die ersten Landtagswahlen gewonnen, da erfuhr die Parteiführung, dass gegen ihren ehemaligen Schatzmeister ein Haftbefehl erlassen worden war. Er hatte auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums in St. Margrethen in der Schweiz einen Koffer mit einer Million D-Mark vom ebenfalls per Haftbefehl gesuchten Kaufmann und Waffenlobbyisten Schreiber entgegengenommen. Der Vorwurf lautete auf Steuerhinterziehung. Dies ist die zweite Szene, die seltsam schräg in Schäubles Leben steht, «wie aus einem schlechten Film», hat er einmal gesagt. Obwohl er von den Vorgängen weder Kenntnis hatte noch anwesend war, sollten sie Turbulenzen auslösen, die sein Leben ein weiteres Mal an den Abgrund führten.

Peu à peu kamen die Finanzgebaren der Regierung Kohl ans Licht, bald war von 2,1 Millionen Mark nicht deklarierter Spenden die Rede, von schwarzen Konten zur Verschleierung, von Entscheiden einer käuflichen Regierung, jeden Tag neue Schreckensmeldungen. Die neue Parteispitze mühte sich um Aufklärung, der Ex-Kanzler blockierte, wo er nur konnte. Stattdessen setzte er sich in ein Fernsehstudio, räumte die Annahme illegaler Spenden ein, fügte aber hinzu, er könne die Namen der Spender nicht nennen, weil er sein Ehrenwort gegeben habe. Ihm schien es nur plausibel, dass sein Ehrenwort über Gesetz und Verfassung stand. Die Öffentlichkeit schwankte zwischen Fassungslosigkeit und Empörung, an der Parteibasis bro-

delte es, die neue Parteiführung versuchte, den Kopf über Wasser zu halten. Eines war klar: So liess sich die Sache nicht aus der Welt schaffen.

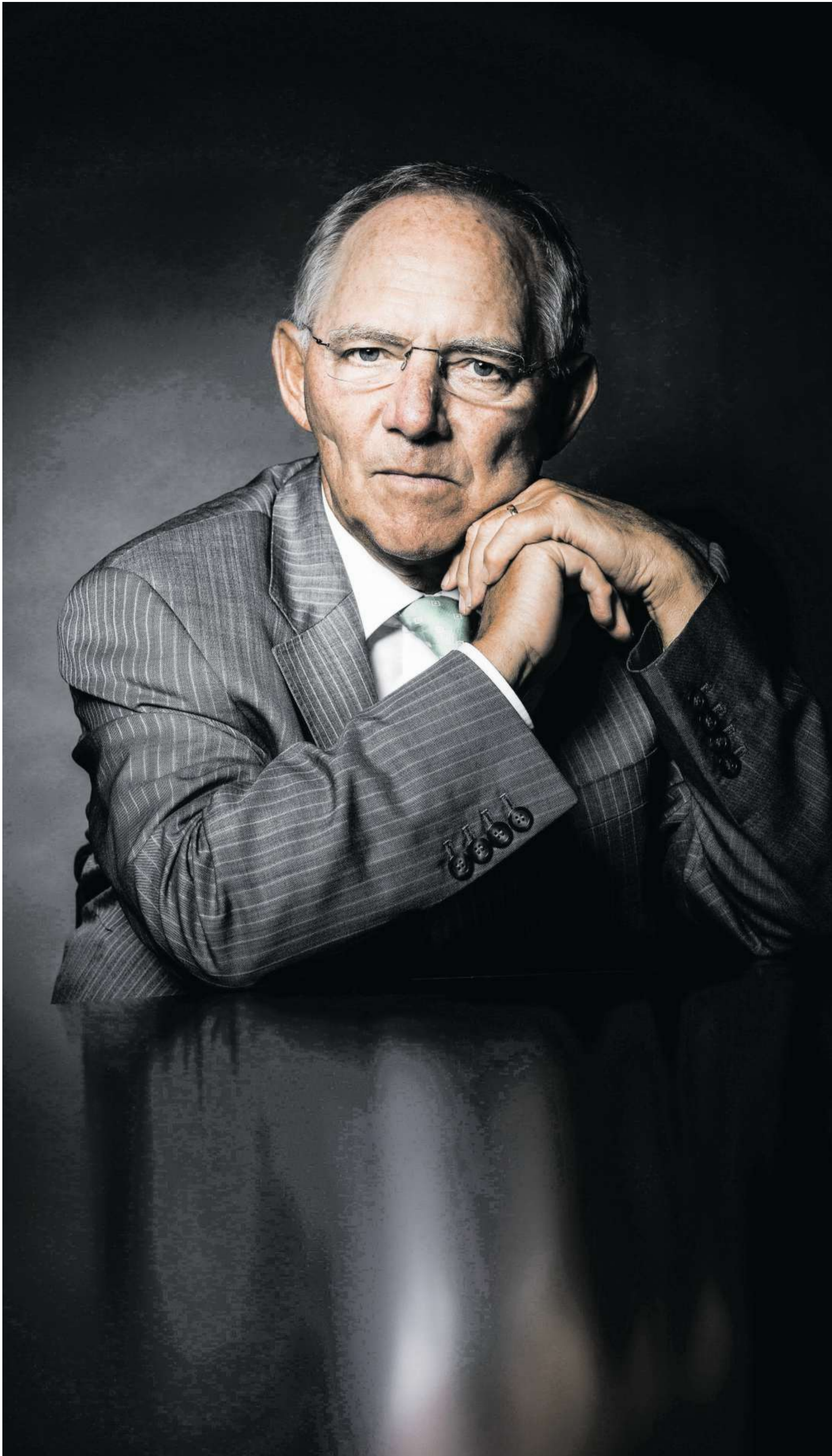
Als dem Kanzler der Einheit dämmerte, dass sein Lebenswerk in Gefahr war, tat er etwas, was auch Wolfgang Schäuble erst in der Rückschau wirklich begriffen hat, wie er in seinem Buch «Mitten im Leben» darlegt: Kohl schmiedete eine Intrige mit kriminellen Elementen, um ihn, Schäuble, zu vernichten. Der Altkanzler lenkte die Aufmerksamkeit auf seinen treuesten Gefolgsmann. Rollte ihn als Schutzschild vor sich in die Schusslinie. Schäuble hatte ihm dafür aus Versehen eine ideale Steilvorlage geboten.

«Da rast der See»

Auch Schäuble hatte 1994 nach einer Veranstaltung, an der um finanzielle Unterstützung für den Wahlkampf geworben worden war, eine Barspende von 100 000 Mark von Schreiber entgegengenommen – in dieser Höhe unüblich, aber legal. Er hatte die Spende an die Schatzmeisterin weitergeleitet und um eine Quittung gebeten, was später auch belegt werden konnte. Doch als er in der heissen Phase der Affäre in einer Bundestagsdebatte von der Begegnung mit Schreiber berichtete und aus dem Plenum die Frage kam: «Mit Koffer?», wich er aus und verschwieg die Spende. Zu gross seien ihm die vermeintlichen Parallelen erschienen, erklärte er später: Bargeld, derselbe dubiose Mann. Die Lüge flog auf, und es kam wie befürchtet: Die Jagd war eröffnet. Es war die Zeit, als die Menschen die Strassenseite wechselten, wenn sie Ingeborg Schäuble beim Einkaufen trafen. Dass ein so enger Weggefährte von Kohl nichts von dessen geheimem Finanzsystem gewusst haben soll, liess sich nicht vermitteln. «Da rast der See und will sein Opfer haben», überschrieb Schäuble das Kapitel seines Lebens, ein Schiller-Zitat. Im Februar 2000 hielt er dem Druck nicht länger stand und trat zurück.

Zu Hause bei den Schäubles gebe es einen Satz, erzählte Schäubles Tochter Christine in einer Fernsehdokumentation: «Lieber nochmals Rollstuhl als Spendenaffäre.» Das sei die schrecklichste Zeit gewesen, die sie erlebt hätten, auch für ihn. Wie tief Wolfgang Schäuble der Angriff auf seine Integrität getroffen hat, ahnt, wer sich vergegenwärtigt, woher er kommt. Als seiner Mutter einmal zwei Groschen für die Parkuhr fehlten, sei sie am nächsten Tag hingefahren, um das Geld nachträglich einzuwerfen, erzählte er in einem Interview. Ein anständiger Mensch zu sein, sei für ihn ein sehr wichtiger Massstab.

Es sah nach seinem politischen Ende aus, 2000 – aber das war es nicht. Schäuble wurde unter Merkel noch einmal Innenminister, Finanzminister, und heute ist er Bundestagspräsident. Er kennt den Ort, an dem das Herz der deutschen Demokratie schlägt, aus so ziemlich jeder Perspektive: von den hinteren Bänken, den vorderen Pulten, der Regierungsbank und nun: von vorn, oben, in der Mitte. Wen hat er nicht alles kommen und gehen sehen? Allein fünf Bundeskanzler hat er erlebt. RAF, al-Kaida und IS. Er ist das Langzeitgedächtnis der Republik, seit 46 Jahren dabei. Und erstaunlicherweise weckt er bei den Menschen keinen Überdross, auf der Rangliste der beliebtesten Politiker landete er im September auf Platz eins. Viel eher, so scheint es, ist dieser zähe Mann im Rollstuhl für viele ein Fels in der Brandung.



«Ich habe meinen eigenen Kopf, aber ich bin loyal»

Wolfgang Schäuble über sein Vertrauen in Menschen, Mächte und Institutionen

Herr Bundestagspräsident, Sie bezeichnen das Attentat, das Sie vor 28 Jahren in den Rollstuhl brachte, als Unfall. Ist Ihr Grundvertrauen in die Mitmenschen ungetrübt?

Je bekannter Sie sind, desto mehr Gegner haben Sie. Das können wir auch in den sozialen Netzwerken sehen. Sie ziehen Aggressionen auf sich oder auch psychisch kranke Menschen an. Das ist der Preis. Ich hörte damals einen Knall. Und habe gar nicht sofort realisiert, dass ich getroffen wurde. Ich meine mich zu erinnern, dass ich Mündungsfeuer gerochen habe, obwohl ich zuvor ja noch nie Mündungsfeuer gerochen hatte. Als ich später erfuhr, dass der Mann aus einer Entfernung von zehn Zentimetern auf mich geschossen hatte, war diese Erinnerung plausibel.

Sie sind Christ. Ihr Glaube gebe Ihnen die Freiheit, Verantwortung zu übernehmen, haben Sie gesagt. Weil es eine höhere Instanz gibt, die das letzte Wort behält?

Ja. Und der Glaube verhilft einem auch zu einer realistischen Einschätzung. Es gibt Dinge, auf die Sie keinen Einfluss haben. Zum Beispiel, wenn ein geistig Verwirrter auf Sie schießt. Die menschliche Existenz ist begrenzt, unvollkommen, doch hat sie ihre Freiheiten – das ist es ja auch, was der Protestantismus mit der Reformation in die westlichen Werte eingebracht hat. Es ist, wie es ist. Als ich damals wieder zu Bewusstsein kam und wusste, jetzt bin ich gelähmt, habe ich nicht allzu lange gehadert, sondern mir gesagt: Ich kann es nicht ändern, aber solange ich lebe, lebe ich. Und wenn die Alternative zu diesem Leben die ist, nicht mehr zu leben, wollen wir lieber versuchen, damit zu leben. Ich hatte ja das Glück, dass ich das, was ich ursprünglich in der Freizeit aus Leidenschaft gemacht hatte und was zu meinem Beruf geworden war, nämlich politisches Engagement, auch weiterhin machen konnte.

Das Vertrauen in politische Akteure, auch untereinander, wird schnell infrage gestellt – oft auf der Grundlage einzelner Sätze oder abstruser Gefechte fern der eigentlichen Sachfrage. Zermürbt einen das nicht über die Jahre?

Wenn Sie die Hitze nicht aushalten, sollten Sie nicht in die Küche gehen. Wer die Neigung hat, Gemeinschaft zu organisieren und auch an der Spitze zu stehen, muss das akzeptieren, aushalten, versuchen dagegenzuhalten. Ich war schon in der Schule Klassensprecher. Manche Menschen wollen das nicht. Ich habe vier Kinder, die sehr unterschiedlich sind in ihrem Engagement. Mir macht es Freude. Und wenn man älter wird und mehr versteht, sieht man ja auch ein: Gott sei Dank läuft nicht alles so, wie ich es mir vorstelle. Die Freiheit beruht nun einmal darauf, dass nicht einer allein entscheiden kann. Wenn man sich das klarmacht, kommt man auch mit all dem zu Rande.

Wann waren Sie froh, dass Sie sich nicht durchsetzen konnten?

In den sechzehn Jahren der Kanzlerschaft von Helmut Kohl war ich vermutlich derjenige, der in unterschiedlichen Funktionen am engsten mit ihm zusammenarbeitete, in vielfältiger Weise. In den späteren Jahren seiner Amtszeit habe ich oft gesagt: Wir sind eigentlich eine gute Kombination. Ich wäre oft mit Initiativen gegen die Wand gelaufen, während er eher zu zögern schien – was mich zunächst oft geärgert hat. Er hat gesagt: «Politik ist die Kunst des Möglichen. Wenn es nicht geht, dann geht es halt nicht.»

Ihre Loyalität zu Helmut Kohl ist legendär.

Wissen Sie, im September ist ja Volker Kauder, der Vorsitzende der CDU/CSU-



«Es gibt Dinge, auf die Sie keinen Einfluss haben.» Wolfgang Schäuble hat nicht allzu lange damit gehadert, dass ihn ein Attentat in den Rollstuhl zwang.

HANS CHRISTIAN PLAMBECK / LAIF

Fortsetzung von Seite 47

«Ich habe meinen eigenen Kopf, aber ich bin loyal»

Bundestagsfraktion, überraschend nicht wiedergewählt worden. Ich kenne ihn seit mindestens fünfzig Jahren und habe oft zu ihm gesagt: «Du bist ein Vorbild an Loyalität gegenüber der Kanzlerin. Aber die Kanzlerin braucht auch einen Gegenpol.» Widerlager nennt man das bei den Konstrukteuren. Ich hatte es als Fraktionsvorsitzender bei Kohl besser, denn er hat das ertragen.

Ist Loyalität eine Charakterfrage?

Teilweise schon. Als Frau Merkel mich nach der Bundestagswahl 2009 fragte, ob ich Finanzminister werden wolle, habe ich gesagt: «Sie wissen, was Sie sich antun. Ich werde nicht bequem sein. Ich habe meinen eigenen Kopf. Aber ich bin loyal.» Das habe ich in meinem Leben oft bewiesen. Ich war zwölf Jahre Mitglied der von Frau Merkel geführten Regierungen und habe immer darauf bestanden, entsprechend dem Grundgesetz innerhalb der von der Bundeskanzlerin bestimmten Richtlinien meinen Geschäftsbereich selbständig und unter eigener Verantwortung zu leiten. Aber ich war nie illoyal.

Gilt Ihre Loyalität der Person oder dem Amt?

Bei mir ist es eher mein Amtsverständnis; die Loyalität zu Personen würde ich als Treue bezeichnen, das ist etwas anderes. Auch bei Helmut Kohl. Vor jenem berüchtigten Parteitag der CDU 1989 in Bremen, bei dem es im Vorfeld den Versuch gab, Kohl als Parteivorsitzenden zu stürzen, weil schon damals niemand mehr ernsthaft erwartete, dass er die nächste Bundestagswahl noch gewinnen würde, habe ich zum damaligen Generalsekretär Heiner Geissler gesagt: «Solange ich ein Amt habe, in das mich der Bundeskanzler berufen hat, werde ich nicht gegen ihn arbeiten. Oder intrigieren. Wenn ich der Meinung bin, er müsse weg, dann würde ich zu ihm gehen und das Amt niederlegen.» Dann kam die Wiedervereinigung, und alles war ganz anders. Aber ohne die für uns überraschende Entwicklung in der DDR wäre die Bundestagswahl 1990 vermutlich für die CDU verloren gegangen.

Acht Jahre später haben Sie es ihm dann direkt gesagt.

Es war allen klar, aber niemand traute sich, es ihm zu sagen. Ich bin von allen gedrängt worden. Meine Frau hat zu mir gesagt, ich sei so feige wie die anderen. Da bin ich im Frühsommer 1998 zu ihm gefahren und habe gesagt: «Helmut, du weißt, dass wir die Wahl mit dir nicht mehr gewinnen.» Er hat geantwortet, das sehe er anders. Aber ich glaube, er hat es auch gewusst: Die Wahl war 1998 nicht mehr zu gewinnen.

Waren Sie in der Spendenaffäre zu lange loyal?

Ich habe Kohl lange verteidigt – aus Sicht der CDU und der Öffentlichkeit zu lange. Erst als ich gemerkt habe, dass er mir in seiner Verzweigung plötzlich Dinge anhängt, von denen er wusste, dass sie überhaupt nicht stimmten, habe ich ihm gesagt: «Mein Lieber, ich habe in meinem Leben viel Zeit mit dir verbracht. Ich glaube, zu viel. Jedenfalls ist es genug. Ich will mit dir für den Rest meines Lebens nichts mehr zu tun haben.» Dann waren wir geschiedene Leute. Das heißt aber nicht, dass ich vor seinen Leistungen keinen Respekt habe. Auch hege ich schon lange keinen Groll mehr gegen ihn.

«Und wenn man älter wird und mehr versteht, sieht man ja auch ein: Gott sei Dank läuft nicht alles so, wie ich es mir vorstelle.»

Haben Sie eine gute Menschenkenntnis?

Ich habe nicht die beste Menschenkenntnis, meine Frau hat die bessere. Aber wenn jemand wie Kohl sechzehn Jahre Bundeskanzler ist, dann ist er am Ende zweifellos ein anderer als am Anfang. Ein so hohes Amt mit Verantwortungen, Belastungen, Druck, aber auch so vielen Möglichkeiten der Erfüllung und der Verwirklichung verändert einen Menschen sehr.

Über den türkischen Präsidenten Erdogan haben Sie vor zehn Jahren gesagt: «Vor dem müssen wir in Europa keine Angst haben.» Mittlerweile benimmt er sich furchterregend.

Als er Bürgermeister von Istanbul war und in die nationale Politik der Türkei ging, empfand ich ihn als spannende Perspektive für die Türkei. Ich war ein paar mal bei ihm. Er hat versucht, die Türkei zu modernisieren und zugleich jenen Teil der Bevölkerung einzubinden, der traditionell stärker im Islam verankert ist. Das fand ich einen interessanten Ansatz. Was aber daraus geworden ist, haben wir gesehen. Manche haben von Anfang an gesagt: Täuscht euch nicht. Vielleicht wird jetzt erst sichtbar, was ich damals nicht gesehen habe, vielleicht hat er sich auch durch die lange Zeit an der Macht verändert.

Können Diktatoren vertrauenswürdige Partner sein, zum Beispiel, um in einer Region Stabilität zu schaffen?

Klar. Ich kann ja nicht nur mit denen reden, denen ich wirklich vertraue. So ist die Welt nicht. Und die Weltpolitik schon zweimal nicht. Sie müssen mit allen zusammenarbeiten. Die meisten Menschen sind ja nicht nur schwarz oder nur weiss. Asad war vor dem Bürgerkrieg vermutlich nicht derart schlimm, wie er es inzwischen geworden ist. Hätte man den Menschen in Syrien deswegen sagen sollen, sie dürften nicht für Freiheit und Demokratie streiten? Natürlich nicht. Vor dem Hintergrund der schmerzlichen Erfahrungen mit dem Arabischen Frühling habe ich vor kurzem «Tugend und Terror» von Johannes Willms gelesen, die Geschichte der Französischen Revolution. Faszinierend! Wie wird aus den Menschheitsanliegen «Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit» der Terror? Innerhalb von wenigen Jahren? Das scheint eng miteinander zusammenzuhängen. Aber deswegen darf man nicht resignieren. Wir sehen ja, dass sich unsere Freiheitsordnung auch immer wieder als schwach und fehlbar erweist.

Halten wir im Westen Rechtsstaatlichkeit und Demokratie für zu selbstverständlich?

«Dass heute viele junge Israeli nach Berlin kommen, das ist vor dem Hintergrund der Shoah ein wunderbares Geschenk.»

Obama hat das gesagt: Die grösste Gefahr für die Demokratie ist die, dass man sie für selbstverständlich hält. Aber die Erkenntnis ist nicht neu. Unser alter Goethe hat das auch schon erkannt: «Was du ererbt von deinen Vätern, ererbst es, um es zu besitzen.» Je älter ich werde, desto mehr teile ich die Überzeugung von Karl Popper, dass der Vorteil der freiheitlichen Gesellschaft darin besteht, dass sie sich korrigieren kann. Es ist schon verrückt: Viele sagen heute, so furchtbar attraktiv sei der Westen auch nicht mehr, Bürokratie und Perfektionismus machten uns schwerfällig. «Schau doch mal China an, wie da alles zack, zack läuft». Doch gleichzeitig sind die chinesischen Führer erstaunlich nervös, weil sie glauben, dass unsere westlichen Werte eine ansteckende Krankheit sind. Ich hingegen empfinde sie nicht als Krankheit, sondern als sehr attraktiv. Und schützenswert.

Wie bewerten Sie das Erstarren der AfD?

Natürlich sind manche Entwicklungen gefährlich, und ich sage auch: Wehret den Anfängen. Aber das kann man! Nichts ist unabwendbar. Es liegt immer auch an uns selber, was morgen sein wird. Nicht nur, aber eben auch. Ich finde es wirklich paradox, dass in den

meisten westlichen Ländern die Menschen in Umfragen sagen, es gehe ihnen so gut wie eigentlich noch nie. Aber bei der Frage, wie es den Kindern gehen werde, ist die Zahl derer, die antworten, unseren Kindern werde es mal schlechter gehen, so hoch wie schon lange nicht mehr. Es zeigt auch: Wer mehr hat, kann mehr verlieren.

Vertrauen Sie eigentlich uns? Den Medien als vierter Gewalt?

Klar machen Sie auch Murks. Aber nicht nur. Wir brauchen Sie. Die Medien sind bei der Zunahme der Informationen wichtiger denn je. Irgendjemand muss ja den Menschen helfen – mir auch –, aus der unendlichen Fülle an Informationen ein bisschen was herauszufiltern. Jemand muss mir helfen zu bewerten. Der Wandel ist so grundlegend und schnell, dass er auch Angst macht. Aber es ist ja gut, dass die Welt sich verändert. Wenn alles noch wäre wie zu Zeiten meiner Grosseltern, wäre das nicht so toll. Ich muss anfangen, das auch für mich selbst zu akzeptieren.

Ist Ihr Vertrauen in die selbstregulierenden Kräfte der Wirtschaft über die Jahre geblieben?

Im Prinzip ja. Wir Christlichdemokraten haben ja die Soziale Marktwirtschaft mit vielen Freiheiten, aber auch der sozialen Verantwortung entwickelt. Als Ludwig Erhard anfang, von «masshalten» zu sprechen, hat man begonnen, über ihn zu spotten. Und seine Kartellgesetzgebung haben viele in der deutschen Industrie energisch bekämpft. Zugrunde lag auch bei ihm das Verständnis einer humanen Ordnung: Freiheit, die dem Menschen die Entfaltung seiner Möglichkeiten erlaubt, aber zugleich einen Rahmen steckt, der Nachhaltigkeit, sozialen Ausgleich, Fairness ermöglicht. Später setzte man auf eine weitgehende Deregulierung, die dann zu weltweiten Krisen führte. Heute versuchen wir, unter den Bedingungen der Globalisierung neue Rahmenbedingungen zu finden. Dieser Rahmen muss eben immer wieder aufs Neue justiert werden. Das ist der Grundgedanke der Sozialen Marktwirtschaft, und er ist so richtig wie eh und je.

Lässt sich Vertrauen wiederherstellen, wenn es einmal zerstört wurde?

Ja! Es ist nicht einfach, aber es geht. Dass heute viele junge Israeli nach Berlin kommen, zu Besuch oder sogar auf Dauer, das ist vor dem Hintergrund der Shoah ein wunderbares Geschenk.

Interview: Anja Jardine

Im Blindflug

Wie es ein Pilot geschafft hat, nach einem Absturz wieder zu fliegen. VON MARTIN BEGLINGER

Es ist Jahre her, dass es in seinem Gehirn plötzlich zu blitzen begann. Und doch ist die Erinnerung daran noch so präzise, als wäre es gestern gewesen. Mit seinem richtigen Namen mag er allerdings nicht öffentlich darüber reden. Nennen wir ihn deshalb Rolf Stamm. Der Militärpilot war damals dreissig und fühlte sich fachlich «auf dem Zenit», als er an einem Frühlingsabend ins Cockpit seines Hunters stieg. Stamm war topfit, routiniert, sein Selbstvertrauen maximal. Im Zivildienst flog er als Linienpilot, in der Schweizer Armee, in den Wiederholungskursen bis zu vier Einsätze pro Tag. Und auch diesmal hob er mit dem Gefühl ab, ihm könne nichts passieren. Nicht ihm.

Stamm startete als Erster in einer Zweierpatrouille. Der Auftrag war ein Erdangriff, nichts Besonderes, alles schon x-mal trainiert. Zunächst übten sie Kunstflug hoch über der Westschweiz, dann nahmen sie Kurs auf ihre Erdziele. Es war ein Flug rein auf Sicht – mit einer Geschwindigkeit von 700 Kilometer pro Stunde, wenige hundert Meter über Grund, auch dies nichts Unübliches. Als Vordermann flog Stamm in eine leichte Schleierwolke, drehte dann den Hunter auf den Rücken und glaubte, er könne die Maschine nach ein paar Sekunden wieder aus dem Schleier heraus in den klaren Himmel ziehen. Stattdessen tauchte er in eine nächste dichte Wolke. Der echte Horizont war weg und der künstliche nicht brauchbar, während er mit mehr als 200 Metern pro Sekunde durch dickes Grau raste. Es waren endlose Sekunden, in denen Stamm keine Ahnung hatte, wo und in welcher Fluglage genau er war. «Das war der Moment, als eine Art Gewitter in meinem Gehirn ausbrach. Ich sah nur noch Blitze und hatte einen grausamen Stress.» Was er auch zu korrigieren versuchte, es funktionierte nicht, und so zog er im panischen Gefühl, gleich an einem Hügel zu zerschellen, den gelbschwarzen Bügel über seinem Kopf und löste damit den Schleudersitz aus. Ein Überlebensreflex.

Wo ist das Flugzeug?

Als er das Bewusstsein wiedererlangte, hörte er als Erstes eine Stimme rufen: «Stell den Strom ab!» Stamm war mit seinem Fallschirm in einer Zugsobeleitung hängen geblieben. Der Helm war abgerissen, die Atemmaske auch, sein erster Gedanke war: Wo ist das Flugzeug? Der war, wie er später erfahren sollte, ein paar Kilometer weiter in einen Sumpf gestürzt, während sich der Pilot hinter ihm hatte retten und landen konnten.

Rolf Stamm war mit einer Brachialbeschleunigung von 20 G aus dem Cockpit geschossen worden, die Folgen waren zwei angerissene Halswirbel, ein zertrümmerter Ellenbogen und ein halb eingedrücktes Auge. Er war noch im Morphindelinium, als nur zwei Tage später drei dunkel gekleidete Vertreter der Militärjustiz auf der Intensivstation aufkreuzten, um ihn zu vernehmen. «Ich hatte das Gefühl, der Tod persönlich stehe an meinem Bett», sagt Stamm.

Es folgten Wellen der Selbstvorwürfe und des Selbstmitleids, bis auch ihm zu dämmern begann, was alle seine Besucher betonten: dass er unvorstellbares Glück gehabt hatte. Zufällig war gerade kein Zug unterwegs. Zufällig konnte jemand sofort den Strom abstellen. Zufällig blieb er in der Luft hängen und prallte deshalb nicht mit seinen angerissenen Wirbeln auf den Boden, was ihn wahrscheinlich vor einem Leben im Rollstuhl bewahrte.

Doch nicht alles im Griff gehabt

Sein Selbstvertrauen als Militärpilot war nach dieser «extremen Niederlage» schwer erschüttert. Er hatte sich offensichtlich überschätzt. Hatte doch nicht alles im Griff gehabt. Aber an eines habe er gleichwohl nie gedacht: die Militärfliegerei aufzugeben. Nicht einmal an schlechte Träume mag er sich erinnern.



Ein Hunter der Schweizer Luftwaffe im Gebirge. Im Militär gibt es für Piloten, die einen Absturz überlebt haben, im Grunde nur einen Rat: Steig rasch wieder ins Cockpit. KEYSTONE

Heute würde man ihm nach allen möglichen Tests und Therapien vielleicht eine besonders ausgeprägte Resilienz bescheinigen, damals wurde er kein einziges Mal zu einem Psychiater aufgegeben. Professionelle psychologische Hilfe war zu jener Zeit schlicht nicht vorgesehen. Von seinen Vorgesetzten und Kollegen fühlte er sich hingegen sehr getragen. Im Militär gab es im Grunde nur einen Rat für Piloten, die einen Absturz überlebt hatten: Steig wieder ins Cockpit – je rascher, desto besser, weil dadurch das Vertrauen am schnellsten zurückkehre. Stamm weiss von Piloten, die an einem Nachmittag abstürzten und am nächsten Morgen wieder in der Luft waren.

Bei ihm dauerte es länger. Er wolle «so bald wie möglich wieder fliegen», sagte er zum Chefarzt, doch dieser meinte bloss: «Das können Sie vergessen. Seien Sie froh, wenn Sie wenigstens halbwegs gesund aus diesem Zimmer herauskommen.» Die ersten zwölf Wochen musste Stamm in einem Gipsbett ruhig liegen, es gab Komplikationen, und schliesslich dauerte es fast ein Jahr, bis er alle medizinischen Checks

bestanden hatte, um wieder Hunter fliegen zu dürfen.

In der Militärjustiz kam er mit einem Verweis wegen Unterschreitung der Wetterminima davon. Tatsächlich hatte er diese Limiten missachtet, allerdings nicht grobfahrlässig, sondern «um den Auftrag möglichst gut zu erfüllen. Wir sagten uns immer: Krieg ist Krieg. Wir flogen mit dem Messer zwischen den Zähnen.»

«Etwas Überwindung» sei schon nötig gewesen, als Rolf Stamm nach dem Unfall erstmals wieder in einen Hunter kletterte, zunächst mit einem Fluglehrer am Doppelsteuer, dann bald alleine. Er bestritt auch wieder Erdkämpfe, doch derart ans Limit wie früher ging er nicht mehr. Mit voller Wucht von seinem Absturz eingeholt wurde Stamm erst zwei Jahre später, als ein befreundeter Kampfpilot, mit dem er kurz zuvor über das Risiko des Alles-im-Griff-Gefühls diskutiert hatte, ebenfalls mit einem Hunter an einer Bergflanke aufschlug – und starb. Da kam bei ihm «alles Verdängte hoch», und zwar so heftig, dass er kurz darauf den Dienst als Militärpilot quittierte.

Sein Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten als Linienpilot habe jedoch nie gelitten, «nicht eine Sekunde lang», sagt Stamm, der mittlerweile eine Erfahrung von 17 000 Flugstunden hat. Es geht zwar da wie dort ums Fliegen, aber mit fast schon gegensätzlichen Prioritäten. «Im Militär ist es die sichere Zerstörung eines Zieles, im Zivilen der sichere Flug bis zur Landung.» In einem Bereich gehe man ständig an die Grenzen, im andern tue man alles, um genau dies zu vermeiden, sagt Stamm. «Als Verkehrspilot bin ich auf Redundanz konditioniert.» Zentrale Systeme an Bord sind nicht nur einfach gesichert, sondern mindestens zwei- oder gar dreifach. Das verschafft ihm Vertrauen, ebenso wie das antrainierte Denken in Optionen und die Gewissheit, einen begonnenen Prozess notfalls abbrechen zu können. Deshalb hat er zum Beispiel rasch wieder mit Gleitschirmfliegen aufgehört, nachdem er einmal über eine Rampe hinweg ins Nichts gestartet war – zu riskant, zumal für einen

Er war topfit, routiniert, sein Selbstvertrauen maximal. Und auch diesmal hob er mit dem Gefühl ab, ihm könne nichts passieren. Nicht ihm.

Familienvater wie ihn. Auch einmotorige Kleinflugzeuge machen Stamm nervös. Noch schlechter wäre sein Gefühl, wenn die einmotorige Maschine von einem einzigen Piloten geflogen wird. Da stiege er nur ein, weil er sich zutraut, das Steuer im Notfall selber übernehmen und landen zu können.

Blindes Vertrauen verlangt

Der grösste Feind beim Fliegen bleibt das Wetter. Nie, sagt Stamm, brauche er als Pilot mehr Vertrauen in Menschen und Technik, als wenn er im dicken Nebel landet. Dann wird das Flugzeug einzig vom Instrumentenlandesystem auf den Boden hinunterdirigiert, überwacht mit den Bordinstrumenten. Eine Blindlandung bedeutet blindes Vertrauen. Das ist bei Verkehrsflugzeugen so, und das war es erst recht im Hunter, wo Stamm beim Blindanflug auf Gebirgsflugplätze ausschliesslich vom Bodensender geführt wurde. Als wäre das nicht genug, hatte er im engen Cockpit manchmal mit Gleichgewichtsstörungen zu kämpfen, dem sogenannten Blindflug-

koller, der ihn glauben liess, er fliege eine Rolle mit seiner Maschine. «Das Vertrauen in die Radarkontrolle musste in dieser Situation stärker sein als das eigene Körperempfinden, das einen ganz anders hätte reagieren lassen.»

Natürlich weiss auch Rolf Stamm, dass Technik nicht immer und überall funktioniert, denn es ist der Mensch, der mit ihr hantiert. Instrumente können falsche Angaben liefern oder falsch interpretiert werden wie etwa 2009 im Air-France-Airbus zwischen Rio und Paris. Ein stark vereistes Messgerät hatte damals falsche Daten zur Geschwindigkeit generiert, die die Piloten fatalerweise für echt hielten. Für Stamm war dieser Absturz so etwas wie «der schlimmstmögliche Unfall, weil die Piloten mit einer Situation konfrontiert waren, die wir nie zuvor im Simulator geübt haben». Seither trainieren sie auch dieses Szenario intensiv.

Jeder Absturz eines Verkehrsflugzeugs ist kurzfristig ein Vertrauensschock, aber nicht jeder gleichermassen. Das Risiko eines Zusammenstosses in der Luft zum Beispiel kann den Piloten Stamm «nicht beunruhigen, weil die Überwachung gut und der Fall extrem unwahrscheinlich ist». Und doch ist auch dies schon einmal passiert: 2002 in Überlingen. Der Crash hoch über dem Bodensee war eine brutale Zuspitzung der Frage, wem Piloten in höchster Not vertrauten: dem Menschen oder der Technik. Der Fluglotse in Zürich hatte das Gegenteil des Kollisionswarnsystems an Bord empfohlen. Die Piloten folgten schliesslich dem Lotsen – mit katastrophalen Konsequenzen. «Alle Statistiken sagen, dass der Mensch meistens das schwächste Glied in der Sicherheit ist. Und trotzdem hätte ich als Pilot in jener komplexen Situation vielleicht auch dem Fluglotsen vertraut und nicht dem Instrument», meint Rolf Stamm dazu. «Der Mensch ist einfach so konditioniert.» Würde er in ein vollautomatisch gesteuertes Flugzeug ohne Piloten einsteigen, falls es das bald einmal geben sollte? Stamm lächelt und sagt: «Nein, lieber nicht.»



Herbstserie «Vertrauen»

Gesellschaft basiert auf Vertrauen – in Freunde und Familie, in den Staat, in die Medien, in Fremde. Doch das Vertrauen schwindet. Warum? Was sind die Folgen? Und können wir etwas dagegen tun? Die NZZ beleuchtet das Thema in einer Serie. Diese Woche geht es in der dritten von drei Staffeln darum, wie Vertrauen zurückkommt. An den letzten beiden Freitagen beleuchteten wir, wie Vertrauen entsteht und wie es zerbricht. Alle Beiträge finden Sie auf nzz.ch/vertrauen.



Ein Ehebruch kann ungeheuren Schaden anrichten. Misstrauen und Schuldgefühle sind aber überwindbar.

MAURITIUS

Zweimal Ja sagen hält besser

Der eine geht fremd, für den anderen stürzt eine Welt ein – nach dem Liebesverrat ist das Vertrauen in die Beziehung dahin. Wie lässt es sich zurückgewinnen? VON BIRGIT SCHMID

Fliegt ein Fremdgeher auf, bleibt ein Trümmerhaufen zurück. Nach dem ersten Schock die nächstfolgenden Gespräche. Vorwürfe, Drohungen, Geschrei, Erklärungen, Reue, Tränen. Es scheint nicht wiedergutzumachen. Esther Perel, die bekannte amerikanische Paartherapeutin, sagt: Affären könnten ungeheuren Schaden anrichten im Leben eines Paares, vergleichbar mit Krankheit oder Tod. So hat das Ausscheren des einen oft die Trennung zur Folge.

Das muss aber nicht sein. Perel, deren neues Buch «Die Macht der Affäre» im Januar auf Deutsch erscheint, sagt nämlich noch etwas: Affären könnten auch Gutes anrichten. Sie berät viele Paare, die es schaffen. Um zu überleben, muss ein Paar etwas dafür tun. Wie kann es gelingen, nach einem Liebesverrat wieder zueinander zu finden?

Anschauung bietet die Geschichte des Ehepaars B., das in einem Dorf im Aargau lebt und seinen Namen nicht öffentlich machen möchte.

René und Gabriela B. waren fast zwanzig Jahre verheiratet, als er eine Affäre mit einer anderen Frau begann. Gabriela war tief verletzt, hätte ihm aber verziehen, wenn er die Aussenbeziehung sofort beendet hätte. Dazu war René nicht bereit. Drei Monate nachdem seine Untreue aufgefliegen war, liessen sie sich scheiden. «Manchmal wünschte ich ihn tot, dann hätte ich um ihn trauern können», erzählt Gabriela über die Zeit nach der Trennung. René's Affäre hielt nicht lange. Nach zwei Jahren kam es zu einer erneuten Annäherung zwischen ihm und Gabriela – auch wegen ihrer beiden Töchter im Teenageralter. «Als er uns verliess, war er nicht mehr er selbst», sagt sie. «Doch dann merkte ich, dass er sich in den alten René zurückverwandelte.» Sie begannen wieder zusammen auszugehen, waren aufgeregter und nervös wie damals mit 18 und 23, als sie sich kennengelernt hatten. Sie wurden wieder ein Paar. Und beschlossen, «nach drei Jahren Konkubinat» (Gabriela) noch einmal zu heiraten.

Das erste Mal heiratete Gabriela René ganz in Weiss. 25 Jahre später gab

sie ihm in einem schwarzen Hosenanzug das Jawort. Sie kauften neue Ringe und bauten zum zweiten Mal ein Haus, jedoch an einem anderen Ort. Das war 2001, und noch immer sind Gabriela und René, inzwischen Grosseltern, glücklich verheiratet.

Symbolischer Neubeginn

Jedes Paar ist ein eigenes Universum. Die Erfahrung von Gabriela und René zeigt aber beispielhaft, was die erste Voraussetzung ist, um sich zu versöhnen: Es muss ein Fundament geben, das unter den Trümmern bestehen bleibt. Etwas Unzerstörbares, so verschüttet einem alles vorkommt. Die Affäre darf kein Katalysator sein, womit der Untreue ein Ende beschleunigen möchte, das sich schon lange abgezeichnet hat.

Das Band zwischen den beiden war stark genug und damit die Bereitschaft, dem andern zu verzeihen. Sie konnten die gemeinsame Geschichte, auf der ihr «Liebesmythos» beruhte – füreinander bestimmt zu sein –, fortsetzen, nachdem sie sich erneut offiziell Treue zugesichert hatten. Gabriela vertraute ihrem Mann wieder. In ihrem Fall hat geholfen, dass sie den Neubeginn symbolisch feierten und die romantischen Rituale wiederholten bis zum Hausbau.

Hat man sich einmal zum Weitergehen zu zweit entschlossen, tun solche Pläne gut, damit ein Paar nicht zu schnell wieder in den Alltagstrott fällt. Man bricht vielleicht zu einer grossen Reise auf, kauft sich ein Segelboot oder endlich das Netflix-Abo – für mehr gemeinsame Abende. Solche Absichten sollten aber nicht rein äusserlich sein, denn das Ungeheuer Treulosigkeit bliebe weiterhin im Raum und könnte jederzeit in Form von Schuldgefühlen und Misstrauen in Erscheinung treten.

Es gehe darum, die Übertretung umzuwandeln, sagt die Paartherapeutin Esther Perel. So sollte der Betrogene spüren, dass die Affäre nichts mit ihm zu tun hat, so seltsam das klingt: dass sie nicht als Zurückweisung seiner Person verstanden werden muss, sondern viel-

Bevor das Vertrauen in den andern zurückkommt, muss jenes in sich selbst wiederhergestellt werden.

mehr den Wunsch ausdrückt, sich nochmals jung zu fühlen; sie eine Folge der Suche nach sich selbst ist. Die gewonnene Erkenntnis kommt im Idealfall der Ehe zugute.

Vom untreuen Partner wiederum darf erwartet werden, dass ihm bewusst wird, was er angerichtet hat, und er nachempfindet, wie verletzt und wertlos sich der andere fühlt. Eine Entschuldigung und ein wenig Zerknirschtheit reichen meistens nicht, damit sich alles wieder einrenkt. Sondern das Ereignis muss als Zäsur verstanden werden. «Kommt ein Paar infolge von Untreue zu mir, ist für mich klar: Die erste Ehe ist vorbei», schreibt Perel. «Deshalb frage ich: Sind Sie bereit für eine zweite Ehe?»

Bis man gestärkt aus dem Einbruch eines Dritten in die Beziehung hervorgeht, kostet es viel. Die Hoffnung, den Schlaf, Tränen und viele Gewissheiten. Das Verzeihen wird durch die Eifersucht erschwert. Was hat sie, was ich nicht habe?, fragt man sich in der grössten Selbstentwertung. Um einen andern zu lieben, muss man selbstbewusst sein, sich selber gerne haben. Nur so erträgt man es, geliebt zu werden, der Liebe eines andern würdig zu sein. Bevor das Vertrauen in den andern zurückkommt, muss also jenes in sich selbst wiederhergestellt werden.

Dabei könnte ein kleiner Trick helfen. Man lenkt die Wut und die Scham, den Hass und die Schuld weg von sich beziehungsweise dem treulosen Partner hin auf die Person, welche die Beziehung bedrohte. So hat es sich Gabriela B. zurechtgelegt. Sie redet nicht gut über René's Geliebte. Diese hat ihn hörig gemacht und emotional ausgenommen, so dass sie, die Ehefrau, ihren eigenen Mann nicht mehr kannte, wie sie es ausdrückt. Als Betrogene muss man nicht gleich zu einer Voodoo-Aktion schreiten oder die Rivalin stalken. Aber wenn es die Rückkehr zueinander erleichtert, ist die Abfuhr negativer Energie auf Kosten der dritten Person erlaubt, die man erwünscht oder im Geist herabsetzt. So dass selbst der Fremdgeher eines Tages sagen wird: Was habe ich eigentlich an ihr gefunden?

Moralisieren hilft nicht

Damit die Chancen auf eine Versöhnung steigen, sollte man manche Dinge gerade nicht tun. Der Psychologe und Mathematiker John Gottman hat sie einmal aufgelistet. Gottman ist berühmt geworden, weil er Paare beobachtet und dann berechnet, mit welcher Wahrscheinlichkeit sie zusammenbleiben. «Sollte Ihr Paartherapeut eine der folgenden Ansichten vertreten», schreibt er in seinem Buch «Die Vermessung der Liebe», «suchen Sie sich einen anderen.» Zum Beispiel:

«Es ist am besten, nicht über die Affäre zu sprechen. Vermeiden Sie Konflikte, und sorgen Sie dafür, dass Gras über die Sache wächst.»

«Wenn der Ehebruch mit einer Prostituierten erfolgte, ist das nicht so schlimm.»

«Das eigentliche Ziel besteht darin, die Ehe zu retten – koste es, was es wolle.»

«Monogamie ist bei den meisten Tierarten unnatürlich. Warum sollte es beim Menschen anders sein?»

«Wenn Sie häufiger mit Ihrem Partner ins Bett gegangen wären, wäre er nicht fremdgegangen.»

«Frauen müssen akzeptieren, dass Männer eben Männer sind.»

Im Ernst: Welcher Paartherapeut vertritt noch solche Ansichten?

Damit der untreue Partner seine Vertrauenswürdigkeit wiederherstellen könne, sagt Gottman, dürfe er dem Betrogenen auf keinen Fall eine Mitschuld geben. Genauso wenig sollte man sich aber nur als Opfer sehen und den andern als Täter. Endlich bietet sich Gelegenheit, all das zu benennen, was einen am Partner stört und worüber man nie geredet hat – gegenseitig. Man sollte dabei Grenzen kennen: Die Forderung nach totaler Offenheit ist verständlich, aber zweifelhaft, da zu demütigend. Muss wirklich jedes Detail gebeitet werden? Ein Geständnis wie «Ich habe meinem Liebhaber zu Weihnachten das gleiche Parfum geschenkt wie dir» fördert den Heilungsprozess nicht gerade. Und auch wenn Paartherapeuten wie Gottman vertreten, dass der Fremdgeher fortan Terminkalender, Kreditkartenbelege und Handy vorweisen müsse, damit das Vertrauen zurückkehre, ist das allabendliche Antreten zur Kontrolle kaum eine Treuegarantie.

Keine gute Idee: Wenn sich der Betrogene mit einer eigenen Affäre rächt, als gälte es, quitt zu sein.

Schon besser: einen Preis abzumachen für zukünftiges Fremdgehen und zu drohen: «Wenn das noch einmal passiert, bin ich weg.»

Bedenkenswert: keine Reue einzufordern für etwas, das der andere vielleicht gar nicht bereut. Er bereut aber hoffentlich die Folgen.

Nicht ausgeschlossen: dass es auch weitergehen kann, ohne dass der Betrogene dem Betrüger verzeiht.

Am wichtigsten aber ist, herauszufinden, was der Ausbruch und die Rückkehr in die Beziehung bedeuten. Wie es dazu kam und was jetzt die Erwartungen sind. Gibt es zwischen dem Paar ein *Commitment*, etwas Verbindliches, spürt der Betrogene irgendwann, dass das Ja zu ihm nie infrage gestellt war. Er anerkennt, wie der Treulose sich darum bemüht, ihn zurückzugewinnen. Bezeugt dieser glaubhaft, dass er weiss, was er aufs Spiel gesetzt hat, kann das der erste Schritt in die zweite Ehe sein.

BESONDERE KENNZEICHEN

Spätstarterin und Pionierin



«Im Büro ist mein Geschlecht überhaupt kein Thema», sagt Lise Klaveness. TOR STENERSÉN

Die Norwegerin Lise Klaveness ist als erste Frau der Welt Chefin eines Männer-Fussballnationalteams. Obwohl durchaus ehrgeizig, brauchte sie auch schon einen Stupser, um den nächsten Schritt zu gehen. VON NIELS ANNER

Lise Klaveness kommt sich vor wie beim Speed-Dating. Seit sie Mitte September ihre neue Stelle beim norwegischen Fussballverband angetreten hat, will sie rasch so viele neue Kollegen wie möglich treffen. «Ich bin ja Juristin, will alles verstehen und bald eine erste Analyse erstellen», sagt sie am Verbandsitz im Ullevaal-Stadion in Oslo. Schnellen Schrittes führt sie durch einen Gang, vorbei an Vitrinen mit alten Trikots und historischen Fotos. Wenn man so will, schreibt sie gerade selbst Geschichte: Sie ist als weltweit erste Frau strategische und operative Chefin eines Fussballnationalteams der Männer.

Ihre genaue Position heisst Direktorin der Eliteabteilung, damit ist sie auch für das Nationalteam der Frauen zuständig. Norwegische Sportjournalisten bezeichnen ihre Aufgabe als die vielleicht wichtigste im einheimischen Fussball. Die 37-Jährige soll die Bedingungen dafür schaffen, dass die Nationalteams wieder international Erfolg haben. Das ist vor allem bei den Männern eine Herausforderung: Sie spielten letztmals vor zwanzig Jahren an einer Weltmeisterschaft. Die Frauen sind erfolgreicher, sie gewannen einmal die WM und zweimal die EM. Aber auch das ist mehr als zwanzig Jahre her.

Sie war Richterin und TV-Expertin

Klaveness will Strukturen optimieren, vom Nachwuchs bis in die A-Nationalmannschaften. «Wir müssen Qualität und Eliteförderung definieren. Und danach enger mit den Klubs kooperieren», sagt sie in ihrem Büro. «Auch der Verband muss höchstes Niveau bieten.» Klaveness arbeitete als Richter, Anwältin, Projektleiterin der norwegischen Zentralbank, Fernsehkommentatorin und Spitzenfussballerin. Die Freude an der neuen Aufgabe

Während der WM wurde sie von Fernsehzuschauern beschimpft. Einige kritisierten in den sozialen Netzwerken ihre Stimme und beschimpften sie als Hexe.

merkt man ihr an. Sie spricht schnell, gestikuliert viel. Ehemalige Mitspielerinnen und Arbeitskollegen sagen, durch Klaveness' Leben zögen sich Leidenschaft und Energie für ihr Tun.

Von ihrem Büro aus kann Klaveness das Spielfeld des Ullevaal-Stadions sehen. Als 16-Jährige debütierte sie in der höchsten Liga Norwegens; mit Anfang 30 beendete sie 2012 ihre Karriere. Sie gewann die norwegische Meisterschaft, zweimal die schwedische und spielte 73-mal für das Nationalteam. Daneben trieb sie ihre juristische Karriere voran und war Fussball-Expertin des öffentlichen Rundfunks. Der Fussballverband NFF begründete ihre Verpflichtung mit ihrer Erfahrung – im Fussball und vor allem in der Projektleitung. Weggefährten sagen, sie arbeite enorm systematisch, sei immer gut vorbereitet und ambitiös. Klaveness selbst sagt: «Ich bin privat auch zerstreut, vergesse die Wäsche oder so. Aber im Job soll alles professionell sein.»

Nun muss sie beim NFF Umstrukturierungen durchsetzen. Sie weiss natürlich, dass das Widerstand provoziert wird. «Da braucht es Respekt – und gute Argumente.» Mit ihrer offenen Art dürfte sie immerhin gute Karten haben. Ausserdem, sagt sie, seien die Leute im Verband offen für neue Konzepte, das merke sie nach den ersten «Speed-Dates».

Lohnleichheit gibt es schon

Aber ist die männerdominierte Fussballwelt auch offen für eine Frau in dieser Position? Klaveness antwortet auch darauf prompt. «Im Büro ist mein Geschlecht überhaupt kein Thema.» Dort gehe es einzig um fachliche Kompetenz und um ihre Erfahrung. Der Verband sei geprägt von einer aufgeschlossenen Chefetage. Seit diesem Jahr bekommt das Frauen-Nationalteam gleich hohe Prämien wie das der Männer. Auch das ist weltweit einmalig, zumal die Männer dafür auf einen Teil ihrer Einnahmen verzichteten.

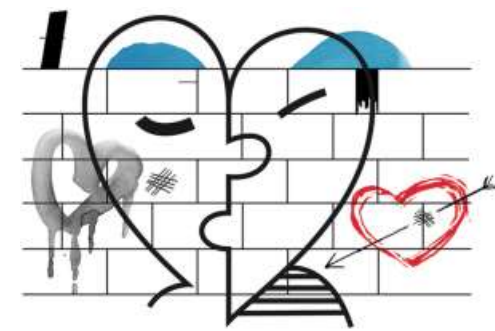
Trotzdem empfindet Klaveness ihre Anstellung durch den Verband nicht als selbstverständlich, sondern als bahnbrechend. «Die symbolische Wirkung ist wichtig», sagt sie und öffnet ihre blauen Augen weit. Denn der Fussball habe sich in Sachen Gleichstellung und Frauen in Chefpositionen sehr langsam entwickelt, selbst im vergleichsweise progressiven Norwegen. Für viele Leute sei Fussball immer noch ein Männersport. «Dabei ist es weltweit der grösste Frauensport.» Deshalb sei es wichtig, weibliche Vorbilder zu haben und bei Frauen ein Bewusstsein für die Thematik zu schaffen.

Selbst Klaveness brauchte manchmal sanften Druck. Sie war schon vierzehn Jahre Fussball-Expertin im Fernsehen gewesen, als ihr Sender sie im Frühling für eine Premiere anfragte: Sie sollte an der WM in Russland als erste Norwegerin Spiele der Männer kommentieren. Klaveness sagte ab – wegen ihrer beiden kleinen Kinder, die sie mit ihrer Partnerin aufzieht. Zu vorherigen Turnieren, bei denen sie als Studio-Expertin gearbeitet hatte, hatte sie die Familie noch mitgenommen. Aber das eher homophobe Russland schien ihr dazu nicht geeignet. Letztlich reiste Klaveness allein – nachdem ihr Chef klargemacht hatte, dass er nicht auf seine erfahrenste Kommentatorin verzichten wollte.

Während der WM wurde sie einmal mehr von Fernsehzuschauern beschimpft. Einige kritisierten in den sozialen Netzwerken ihre Stimme und beschimpften sie als Hexe. Klaveness konterte auf Twitter locker: «Flug gestrichen? Kein Problem, nehme den Besen.» Viele Leute, besonders Männer, verteidigten sie öffentlich. Das sei neu, sagt Klaveness. Überhaupt sei die sexistische Hetze in ihren ersten Jahren am Mikrofon viel brutaler gewesen.

Vieles hat Klaveness mit grossem Ehrgeiz erreicht. Sie begann erst spät mit dem Fussball, als Zwölfjährige. Ihr Vater, ein Juniorentrainer, hielt sie für wenig talentiert. Doch sie trainierte verbissen, täglich, stundenlang. Ihren orangen Ball soll sie selbst zu ihrer Konfirmation und zur Beerdigung ihres Grossvaters mitgenommen haben. Heute sagt sie, Widerstand motiviere sie zusätzlich. «Besonders, wenn ich Barrieren durchbrechen und damit für andere Frauen etwas bewirken kann.»

Dieses Jahr erregte in Norwegen eine Fernsehserie Aufsehen. In «Heimebane» wird erstmals eine Frau Trainerin eines Männer-Fussballteams in der höchsten Liga und kämpft dabei erfolgreich gegen Vorurteile. Wäre das in der Realität möglich? Klaveness glaubt, dass es bald so weit sein könnte. «Wir haben heute Trainerinnen, die so gut sind wie viele Männer.» Jetzt müssten die Entscheidungsträger eines Vereins, also Männer, die Win-win-Situation erkennen. Denn eine solche Pionierin, sagt Klaveness, wäre ein Pop-Star, sie würde die Einnahmen etwa durch Trikotverkäufe steigern. Kann die Elite-Direktorin auf einen weiteren solchen Pionierschritt hinwirken? Klaveness lacht. «Sagen wir es so: Ich kann mithelfen, die Lage zu normalisieren. Damit man darüber spricht und damit kompetente Frauen auch laut darüber sprechen.»



IN JEDER BEZIEHUNG

Drei Frauen vom Land

Von Birgit Schmid

Ein Sonntag auf dem Land, zu Besuch bei drei Frauen dreier Generationen, die im selben Haus leben. Grossmutter, Mutter, Tochter. Ich stand unter dem Eindruck der Berichterstattung zu einem Jahr #MeToo, als ich die 18-jährige Michelle in der Bauernküche fragte, was sie von der Bewegung halte. Sie wusste nicht, wovon ich redete.

Es gibt noch eine andere Wirklichkeit. Das fällt einem oft erst bei einer solchen Gelegenheit auf. Man staunt dann immer, aber mehr über sich selber. Der Blick reicht kaum über die eigene Welt hinaus. Man umgibt sich mit ähnlich Denkenden, informiert sich aus denselben Quellen. Und kann sich nicht vorstellen, dass Leute nur fünfzig Kilometer entfernt noch nie von #MeToo gehört haben.

Verpassen sie etwas?

Das war meine erste Frage dort oben am Tisch, wo früher der Vater sass. Auch die 84- und die 48-jährige Frau verfolgen die Debatte nicht, obwohl sie Radio hören und täglich die Regionalzeitung lesen. Sie wissen kaum etwas darüber – es interessiert sie einfach zu wenig. Bei ihnen auf der Küchenbank wird nicht über die Abhandlungen von Professorinnen diskutiert, die gespickt sind mit Wörtern wie Sexpositivität oder Transphobie. Oder über das Verhältnis karrierewilliger Frauen zur Macht. Auch die Beteuerung in vielen Medienbeiträgen, dass #MeToo ebenso die Männer befreie, gleichen sie nicht ab mit der Wirklichkeit ihrer Männer, an deren Seite sie Tag für Tag im Team arbeiten.

Den ganzen Sommer durch galt ihre Sorge dem fehlenden Regen.

Deshalb fragte ich mich bei Kaffee und offenwärmem Apfelkuchen weiter, von wem man eigentlich redet, wenn man von einer Revolution spricht. Man erhält zwar den Eindruck, #MeToo habe die ganze Gesellschaft erfasst. Doch in Wahrheit bleibt es die Bewegung einer gut informierten, urbanen Mittelschicht. Nur wenige Artikel erinnern selbstkritisch daran – und fragen, wie fortschrittlich der Feminismus bei uns wirklich sei.

Doch zu behaupten, meine drei Frauen vom Land könnten nicht Schritt halten, weil sie zu wenig informiert seien, ist überheblich. Es ist anmassend, zu meinen, ihnen entginge ein Wissen, das ihr Leben besser machte. Wer sagt denn, dass sie sich vereinnahmen liessen von einer Bewegung, die von Frauen ausgeht, mit denen sie nichts gemeinsam haben? Frausein allein macht nicht solidarisch. Das hat schon Hillary Clinton vor zwei Jahren den Sieg gekostet.

Und doch ist die Freiheit selbstverständlich, die sich die Frauen von Generation zu Generation auch auf diesem Bauernhof erkämpft haben. Vielleicht wird die 18-jährige Michelle von #MeToo in irgendeiner Weise profitieren, weil der Kulturwandel das Verhältnis der Geschlechter weiter prägt. Aber Veränderungen passieren hier leiser. Ohne Opferhaltung, ohne selbstgerechte Klage.

Dafür sind die drei Landfrauen einfach auch zu robust. Und jede auf ihre Weise kämpferisch. Das zeigt sich zum Beispiel so:

Die 84-Jährige verpasst keine Abstimmung. Sie erledigte ihr Leben lang alles Administrative, lernte spät Autofahren, ihr Mann sass immer auf dem Nebensitz.

Die 48-Jährige zieht Tiere und Feldarbeit dem Haushalt vor. Sie sagt ihren Töchtern, behaltet eure Namen, solltet ihr später einmal heiraten.

Michelle, die die Mittelschule besucht, spielt Hockey, mag keine Röcke tragen und schreibt gerade eine Arbeit über Frauen in männertypischen Sportarten.

Draussen am Scheunentor entdeckte ich ein Schild mit dem sorglosen Spruch: «Die besten Männer fahren Traktor.» Jemand hat von Hand einen Schrägstrich und «Frauen» hinzugefügt. Kein Mann stört sich daran.



Nachtschwärmer im Mannheimer Szeneviertel Jungbusch stärken die lokale Wirtschaft. Mit der Ruhe im Quartier ist es aber vorbei.

BEN VAN SKYHAWK

Ein Nachtbürgermeister soll's richten

In vielen Grosstädten ärgern sich lärmgeplagte Anwohner über laute Partygänger. Erstmals in Deutschland setzt Mannheim nun einen Vermittler ein. VON STEVE PRZYBILLA

Erst mal eine rauchen. Hendrick Meier stellt einen Aschenbecher auf den Tisch. Dann dreht er sich in Ruhe eine Zigarette, holt mehrere Flaschen Bier, zückt einen Notizblock und einen Kugelschreiber. «Schön, dass ihr gekommen seid», sagt er zu seinen Gästen, fünf jungen Frauen, die über ihre Erlebnisse im Mannheimer Nachtleben sprechen möchten. Die Kronkorken zischen, das Gespräch kann beginnen.

Meier, 27 Jahre, ist Konzertorganisator und seit diesem Sommer Nachtbürgermeister der südwestdeutschen Stadt Mannheim. Das neu geschaffene Amt ist in Deutschland einmalig. Meier hat sich ein Ziel gesetzt, das viele Grosstädte gern erreichen würden: Er möchte Frieden herstellen zwischen Nachtschwärmern und Anwohnern. Beide Gruppen stehen sich traditionell unversöhnlich gegenüber: Die einen wollen im Ausgang Spass haben, feiern, von einer Kneipe zur nächsten ziehen. Die anderen wollen einfach nur ihre Ruhe.

Einfach ins Gesicht geschlagen

An diesem Abend sitzt Hendrick Meier in einem Innenhof im Mannheimer Zentrum. Bierbänke dienen als Sitzgelegenheit, eine Lichterkette hängt von Haus zu Haus. Die jungen Frauen, die beim Nachtbürgermeister vorsprechen, kommen schnell zur Sache. «Samstagnacht gegen 4 Uhr 30 waren wir Richtung Marktplatz unterwegs», erzählt eine von ihnen. «Plötzlich wurden wir von einer Männergruppe angequatscht. Einer wollte uns küssen. Als wir Nein sagten, fing er an, uns zu beleidigen. Dann hat er uns einfach ins Gesicht geschlagen.»

Als Passanten dazwischengingen, mischte sich ein weiterer Mann ein – und attackierte die Frauen. «Ein Zwei-Meter-Typ. Er kam aus dem Nichts, hatte einen starren Blick. Der war sicher auf Koks», erzählen die Frauen. Die Geschehnisse sind in einem Polizeibericht und in den lokalen Medien dokumentiert. Trotzdem möchte Meier mit den Opfern reden. «Ich stelle mir bei so etwas immer die

Frage, wie man das hätte verhindern können», sagt er nachdenklich. «Was hätte euch in der Situation geholfen?»

Das folgende Gespräch dreht sich um Notfallnummern, Pfefferspray und Frauentaxis. Zwar hat auch Meier kein Patentrezept gegen Gewalt im Ausgang, aber seine Besucherinnen sind dennoch zufrieden. Er hat sich mit ihnen zusammengesetzt, zugehört. «Das ist für die Menschen unheimlich wichtig, dass sie jemand überhaupt einmal ernst nimmt», sagt Meier später.

In Mannheim leben mehr als 300 000 Menschen. Etwa 120 Lokale dürfen nach 22 Uhr öffnen. «Natürlich gibt es da Konflikte», sagt der Nachtbürgermeister. Lärm, Schmutz und Wildpinkler seien die grössten Probleme. Meier wohnt selbst im Szeneviertel, im Quartier Jungbusch. «Aber ich fühle mich neutral und versuche, zwischen den beiden Seiten zu vermitteln.»

Ideen hat er viele: Mobile Pissoirs sollen das wilde Urinieren eindämmen. Pfandringe an Mülleimern sollen gegen Scherben helfen. Zugleich dürfe nicht alles verboten werden. «Das Kulturleben einer Stadt ist ein harter Standort-

«Das ist für die Menschen unheimlich wichtig, dass sie jemand überhaupt einmal ernst nimmt.»

Hendrick Meier
Nachtbürgermeister von Mannheim

faktor.» Allerdings hat Meier kein hartes Mandat. Bei der Umsetzung seiner Vorschläge ist er auf das Wohlwollen der kommunalen Gremien angewiesen. 50 Stunden arbeitet er pro Monat, für eine Aufwandsentschädigung von 1000 Euro. «Eigentlich müsste ich Vollzeit arbeiten. Es gibt einfach zu viele Baustellen.»

Trotz seinem Namen arbeitet der Nachtbürgermeister fast nur am Tag. «Nachts haben die Kneipenbesitzer zu tun», sagt Meier. «Da stört man nur. Und aus den Partygängern kriegst du um zwei Uhr morgens sowieso nichts raus.» Also dreht Meier am Nachmittag seine Runden. Im Jungbusch-Quartier kleben blaue Aufkleber an den Türen mehrerer Lokale – ein Hinweis darauf, dass dort kostenlos Trinkwasser abgegeben wird. Die Aktion soll ein kleiner Schritt gegen die Verdrängung von armen Leuten aus dem hippen Quartier sein. «Dieses Projekt ist mir ein grosses Anliegen. Das möchte ich weiter vorantreiben.»

Meier setzt also auf soziale Initiativen, Gespräche und Appelle – aber was hilft konkret, wenn man über einer Tanzbar wohnt? Für Meier bewirken kleine Dinge mehr als jeder Rechtsstreit. «Wenn man vor Gericht geht, zieht sich die Sache in die Länge. Die Lärmgutachten, die Termine – da sind praktische Hilfen viel besser.» So nütze es nicht unbedingt etwas, die Musik ab einem bestimmten Zeitpunkt leiser zu machen. «Oft hängen die Lautsprecher zu hoch oder zu nah an der Wand. Das ist ein Akustikproblem, das kaum jemand auf dem Schirm hat.»

New Yorks Nightlife-Behörde

Andere Städte haben mit Nachtbürgermeistern gute Erfahrungen gemacht. Amsterdam, London oder Paris leisten sich seit längerem solche Beauftragten, wengleich ihre Aufgaben und Zuständigkeiten je nach Metropole variieren. In New York eröffnete der Bürgermeister Bill de Blasio dieses Jahr das Office of Nightlife, eine zwölfköpfige Behörde mit einem Jahresbudget von 300 000 Dollar. Auch dort sollen die scheinbar konträren Pole – Nachtleben fördern, Anwohner



Hendrick Meier
Nachtbürgermeister von Mannheim

schonen – zueinanderfinden, wenn auch in einer anderen Grössenordnung. In New York sind Hunderttausende von der «Hipsterisierung» ihrer Viertel betroffen: Coolere Klubs führen zu höheren Mieten und damit zur Verdrängung ärmerer Einwohner.

Wenn so viel auf dem Spiel steht, gehen die Wogen entsprechend hoch. Als bekannt wurde, dass mit Ariel Palitz eine ehemalige Barbesitzerin das Amt der New Yorker Nachtbürgermeisterin übernimmt, ahnten die Urheber von Anwohner-Initiativen nichts Gutes. Laut einem Bericht der «New York Times» brachte Palitz vor einigen Jahren die Anwohner eines Viertels gegen sich auf, weil sie Klubbesitzern die Gegend schmackhaft machen wollte. Heute lässt sich Palitz zu solchen Äusserungen nicht mehr hinreissen. Sie werde versuchen, «Lösungen für alle zu schaffen», versicherte sie bei ihrem Amtsantritt.

In Zürich gründete sich 2015 ein mehrköpfiger Nachtstadtrat. Er versteht sich nicht als neutrale Instanz, sondern als Gremium, das gezielt Interessen vertritt – die der Klubgänger. «Wir drehen den Spieß um und wollen zei-

gen, dass nicht nur die Nachtschwärmer das Problem sind», sagt Philipp Meier, der Sprecher der Nachtstadtrats. «Wenn eine Strasse zum Beispiel besonders vermüllt ist, liegt es vielleicht auch daran, dass es dort nicht genügend Abfalleimer gibt.»

Die Lobby der Bar- und Klubbesitzer sei in der Stadt gut abgedeckt, findet Meier. In der Tat finden deren Bar- und Klubkommission sowie der Verein Pro Nachtleben in Medien und Politik mehr Gehör als etwa der Nachtstadtrat. Die Anliegen der Nachtschwärmer kommen für Meier manchmal etwas zu kurz, besonders die der 14- bis 20-Jährigen. Und die der Anwohner? «Wenn ich neben einer Kirche einziehe, weiss ich, dass dort die Glocken läuten», sagt er. Das heisse aber nicht, dass man alles ertragen müsse. So setzt sich der Nachtstadtrat für Lärmschutzfenster auf der Ausgehmeile Langstrasse ein.

Mut machen, immerhin

In Mannheim neigt sich Hendrick Meiers Gespräch mit den fünf jungen Frauen dem Ende zu. Die Bierflaschen sind geleert, die Zigaretten geraucht. Eine konkrete Lösung, wie man die Sicherheit nachts erhöhen kann, hat auch der Nachtbürgermeister nicht. Immerhin macht er Mut, und das kommt bei seinen Gesprächspartnerinnen gut an. «Viele nehmen Gewalt gegen Frauen einfach hin», sagt die 22-jährige Ann-Kathrin Schneck. «Es ist aber wichtig, dass öffentlich darüber gesprochen wird. Und genau diese Möglichkeit haben wir hier.»

Auf lange Sicht wird ein offenes Ohr nicht reichen, das weiss auch Hendrick Meier. Egal ob Gewalt, Lärm oder soziale Probleme: Die Erwartungen, die Nachtschwärmer an den Nachtbürgermeister haben, sind hoch. «Man spürt, dass die Politik die Nachtökonomie ernst nimmt», sagt Meier. «Deshalb gibt es dieses Amt. Und deshalb wollen alle Ergebnisse sehen.» Er dreht sich eine Zigarette und schaut auf seine Notizen. «Wir haben viel zu tun.»

Bildung mit der Trillerpfeife

In Japan ist das deutsche Wort «Drill» geläufig. Quasimilitärisches Verhalten durchzieht den Alltag bis in die Schulen. Ein ausgewanderter Österreicher wundert sich, was seiner Tochter alles abverlangt wird. VON LEOPOLD FEDERMAIR

Die japanische Sprache nahm nach 1867, als sich das Land westlichen Einflüssen zu öffnen begann, eine Reihe von deutschen Wörtern auf, in Bereichen wie Medizin, Skisport, klassische Musik. Einige davon sind kaum noch in Gebrauch, andere höchst lebendig. Wohl am häufigsten hört man das Wort «Arbeit», freilich in einer Aussprache, die es einem Ahnungslosen unmöglich macht, es aus einem japanischen Gespräch herauszuhören: *arubaito*, von jungen Leuten oft verkürzt zu *baito*. Das

Die Schule wird zur Ganztagschule, weil so viel zu tun ist – was darauf zurückzuführen ist, dass es so umständlich getan wird.



Die grosse, alljährlich stattfindende Sportveranstaltung wird monatelang vorbereitet. An ihr nehmen alle Schüler teil.

PIETRO SCOZZARI / MAURITIUS

japanisierte Wort bedeutet nicht, wie man meinen könnte, schlicht und einfach «Arbeit». Nein, es wird nur in Kontexten gebraucht, in denen von Teilzeitarbeit ohne feste Anstellung die Rede ist. Jobben und reguläre Arbeit (*shigoto*), das wird in Japan strikt getrennt, auch sprachlich.

Ein weiteres häufig verwendetes deutsches Wort ist «Drill», ausgesprochen wie *dorirū*, oft in der prädiativen Form *dorirū sūriū*. Jeder Schüler besitzt sogenannte Drillhefte, das Wort prangt in Katakana-Zeichen ausser am Umschlag. Diese Hefte werden sowohl im Unterricht verwendet als auch zur begleitenden Übung und Wiederholung. Wenn ich so ein Heft sehe oder den elterlichen Befehl *dorirū shinasai!* höre, kann ich nicht umhin, an den militärischen Ursprung des Worts zu denken.

Grund- und Mittelschulen sowie die meisten Oberschulen haben in Japan quasimilitärische Organisationsstrukturen, die im Erwachsenenleben, in der Firma, im Büro und selbst im Konbini (convenience store) wiederkehren. Die pazifistische Nachkriegsverfassung, vom amerikanischen Besatzer gewünscht, hat daran ebenso wenig geändert wie die Einführung von ein bisschen American way of life ins Alltagsleben.

Bilder wie in Nordkorea

Die Omnipräsenz des Worts «Drill» ist ein kurioser Anachronismus. Sie entspricht einer Reihe von Faktoren, die die schulische Erziehung der japanischen Kinder prägen. Da ist zunächst die grosse, alljährlich stattfindende Sportveranstaltung, die monatelang vorbereitet wird und an der alle Schüler teilnehmen. Die Menschenpyramiden und Aufmärsche im Gleichschritt erinnern an die Fernsehbilder, die man aus Nordkorea kennt. Die Trillerpfeife des Anführers ist nicht nur bei dieser Gelegenheit zu hören. Schon im Kindergarten meiner Tochter war ich über diese Art von akustischem Drill erschrocken.

Das quasimilitärische Verhalten beschränkt sich nicht auf die unmittelbare Leibeserziehung. Ich empfinde das gesamte Senpai-System so, die ständige Betonung der Rangordnung, die sogar an den Universitäten zu beobachten ist, die sonst der einzige Hort der Freiheit im durchschnittlichen Lebenslauf eines Japaners sind. Wenn sich meine Tochter am Morgen um Punkt sieben in einer kleinen Schar von Schülern auf den Schulweg macht, ist diese auf die praktische Vernunftlehre des Konfuzius zurückgehende, die gesamte Gesellschaft bis hinein in die Familien erfassende Hierarchie wirksam. Sie ist es selbstverständlich auch in der Schule selbst, wo die Kinder fast den ganzen Tag verbringen, ohne dass dies konzeptuell begründet wäre. So wird die Schule zur Gesamt- und Ganztagschule, einfach deshalb, weil so viel zu tun ist, was darauf zurückzuführen ist, dass es so umständlich getan wird.

Gewöhnung an wenig Schlaf

Bei einer der langweiligen Schulschluss- oder Schulbeginnfeiern, in deren Verlauf Formeln und Floskeln abgespult werden, tun die Schüler abgesehen vom Singen zweier Lieder nichts als strammstehen und sich immer wieder verneigen. *Rei* heisst das, es gibt ein eigenes Ideogramm dafür. Ein Lehrer spricht das Wort aus und gibt den Einsatz, damit die kollektive Verneigung zum richtigen Zeitpunkt erfolgt. Einmal habe ich mitgezählt und bin auf über hundert *rei* in vierzig Minuten gekommen. Als ich das meiner damals zehnjährigen Tochter sagte, war sie höchst erstaunt. Die Verneigungen, das Schweigen, die angelegten Arme – das alles ist den Schülern in Fleisch und Blut übergegangen und wird ihnen kaum je bewusst.

Das durchschnittliche Bildungsniveau in Japan ist relativ hoch; dass man auch als Erwachsener weiter lernt, gilt vielen als selbstverständlich. Mehr oder weniger alle Schüler besuchen schliesslich eine Universität – so der Eindruck bei

Gesprächen mit Eltern, die die schulische Karriere ihrer Kinder oft zwanzig Jahre im Voraus planen. Die Quote der Studienberechtigten liegt bei etwa siebenzig Prozent, die der Absolventen nicht weit darunter. Hauptzweck der japanischen Schulen scheint die Disziplinierung zu sein, konkreter der Erwerb von Stressresistenz bei Leistungsanforderungen, deren Sinn niemand hinterfragt: die Gewöhnung an wenig Schlaf und *zangyou* (Mehrarbeit, Überstunden), die ständige Erhöhung der Betriebsamkeit, die man auch dann zeigt, wenn man in Wahrheit nichts tut. Dabei haben die Lehrer nicht die Talentierten oder die Schwachen im Auge, sondern den Durchschnitt, den es zu heben gilt.

Einer der Standardsätze, die man in Japan dauernd zu hören bekommt, ist *isogashii*. Das ist nicht leicht zu übersetzen, oft passt «Ich habe sehr viel zu tun», mit dem Unterton «Ich habe keine Zeit (für dich)». Hin und wieder frage ich mich, was diese Angestellten im Büro, diese Kinder in der Schule denn «eigentlich» tun. Ein Grund, weshalb sie so ausgelastet sind, liegt darin, dass man das zu Erledigende erst einmal ausführlich vorbereitet. Die erste Schulstunde ist eine reine Vorbereitungsstunde ohne festgelegten Lerninhalt (Zuspätkommen ist trotzdem streng verboten). Eine weitere Stunde benötigt das Putzen, denn die Schüler müssen ihre Schule täglich sauber machen. Je nach dem, welcher Bereich ihnen gerade zugeteilt ist, tun sie es sogar recht gern. Sie finden Gelegenheiten, sich der Überwachung zu entziehen und ein wenig zu trödeln, zu spielen, zu plaudern.

Nachhilfe bis 22 Uhr

Meine Tochter, fünfte Schulstufe, kommt fast jeden Wochentag gegen 17 Uhr nach Hause. Danach übt sie eine halbe Stunde Klavier und macht Hausaufgaben, wofür sie zwischen einer und zwei Stunden benötigt. Eine kleine Jause, später Abendessen. Japaner halten es für notwendig, jeden Tag ein Bad zu nehmen, viele wa-

Für die Sommerferien bekommen die Schüler ganze Packen von Unterlagen für Hausaufgaben, so dass kein einziger Tag ohne Pauken vergeht.

schen sich täglich die Haare. Bis vor kurzem galt die in der Schule ausgegebene Parole: Um 20 Uhr wird geschlafen! Doch wie, so meine Frage, ist das vorgegebene Pensum in den drei Stunden zu erfüllen? Nicht innerhalb des Zeitrahmens und sicher nur unter Stress. Inzwischen wurde die Parole geändert, von einem Tag auf den anderen: um 22 Uhr Bettruhe! Aber auch das schaffen manche Schüler nicht. Sie gehen nach der Schule in eine *juku*, eine Art Nachhilfschule, nehmen das Nachtessen im von der Mutter gelenkten Auto zu sich, kommen gegen 22 Uhr nach Hause. Sollten sie ausser dem üblichen Pensum noch irgendetwas tun wollen, ist das nur spätnachts möglich.

Meine Tochter und ihre Kameraden haben auch an Wochenenden Hausauf-

gaben. Für die Sommerferien, die deutlich kürzer sind als in Europa, bekommen die Schüler ganze Packen von Unterlagen für Hausaufgaben, die chronologisch angeordnet sind, so dass kein einziger Tag ohne Pauken vergeht.

Seltsam eigentlich, dass ab der sogenannten Mittelschule, also ab der siebten Schulstufe, so gut wie alle Schüler Nachhilfe brauchen. Sind sie zu dumm? Überfordert sie das Programm in der Schule? Beides trifft nicht zu. Zunächst einmal ist der Besuch einer *juku* eine soziale Gewohnheit: Viele Schüler gehen gern hin, weil ihre Kameraden hingehen. Zudem muss man zwischen jenen *juku* unterscheiden, die auf den Lernstoff und die Hausaufgaben der regulären Schulen reagieren, und jenen, die die Schüler auf Eintrittsprüfungen oder andere pädagogische Ziele – Karriereziele, besser gesagt – vorbereiten. Schon Kindergartenkinder werden in *juku* geschickt, wenn sie in eine private Grundschule gehen sollen.

Die regulären Schulen gestalten ihren Unterricht vielfach so, dass ein Teil des Stoffs und der Übungen ohne die Unterstützung durch die *juku* gar nicht bewältigt werden kann. Die beiden Institutionen arbeiten einander in die Hände; der Grossteil der Schüler ist regelrecht gezwungen, eine *juku* zu besuchen. Genau genommen gehen sie in zwei Schulen, nicht in eine. Und die zweite Schule gibt den Kindern ihrerseits Hausaufgaben, so dass das ganze System sie bis in die Nacht und den Schlaf hinein nicht aus seinen Klauen lässt. In Tokio soll es mittlerweile Drittschulen geben, die die Zweitschulen, also die *juku*, ergänzen. Das liegt in der Logik des Systems. Immer dringender stellt sich die Frage, wie das alles zu bewältigen ist. Wann wird das Immer-mehr-und-immer-besser explodieren?

Leopold Federmaier, österreichischer Schriftsteller und Übersetzer, lebt seit 16 Jahren in Japan. Kürzlich erschien sein Buch «Tokyo Fragmente» (Otto-Müller-Verlag, Salzburg 2018).

Jede Körperzelle nimmt Duftmoleküle wahr

Duftrezeptoren ausserhalb der Nase regulieren wichtige Stoffwechselprozesse oder die Kommunikation zwischen den Zellen. Im Labor lässt sich das Wachstum von Krebszellen mit Duftstoffen blockieren.

STEPHANIE LARTZ (TEXT)
UND ANJA LEMCKE (INFOGRAFIK)

Sandalore kennt man in der Parfüm- und Kosmetikindustrie seit den 1970er Jahren. Es ist ein synthetischer Duft, der nach Sandelholz riecht. Nun bewirbt eine italienische Firma eine Serie von Haarpflegeprodukten mit Sandalore als Haarwuchsmittel. Was auf den ersten Blick wie eines der üblichen haltlosen Versprechen der Werbung klingt, hat einen echten medizinischen Hintergrund, wie kürzlich in einer Fachpublikation gezeigt wurde.

Demgemäss besitzen spezielle Zellen der Haarwurzel Duftrezeptoren auf ihrer Oberfläche, an welche das Sandalore andockt. Dadurch wurde in Zellkulturexperimenten die Wachstumsphase dieser Zellen verlängert. Die Autoren vermuten, dass sich auch die Lebenszeit des Haares verlängert und somit Haarausfall vermindern lässt. Frühere Experimente hatten gezeigt, dass auch andere Zelltypen in der Haut den erwähnten Duftrezeptor aufweisen. Dort steigert Sandalore das Zellwachstum sowie die Beweglichkeit der Hautzellen. Das wiederum fördert die Wundheilung und die Hautregeneration. Daher werden schon seit einiger Zeit Hautpflegecremes mit Sandalore zur Wundheilung angeboten.

Spermien bewegen sich riechend

Duftrezeptoren ausserhalb der Nase? Das klingt exotisch und eher nach einem Ausrutscher der Evolution. Es ist jedoch im menschlichen Körper der Normalzustand. Eine Vielzahl von Studien der letzten Jahre hat gezeigt, dass nahezu jede Körperzelle Duftrezeptoren besitzt – und zwar dieselben wie in der Nase. Manche Zellen tragen nur einige wenige, andere hingegen zehn oder mehr verschiedene Varianten und diese teilweise auch in grossen Mengen. Ins-

gesamt 400 Typen von Duftrezeptoren wurden bisher im Menschen gefunden. Das mag zwar nach viel klingen, es ist aber eine eher mickrige Ausstattung, wenn man an die 2000 Varianten denkt, die Elefanten aufweisen.

Jede unserer Körperzellen kann demnach «riechen». Wobei «riechen» die Vorgänge nicht wirklich trifft, denn von den Duftrezeptoren auf einer Organzelle geht kein Signal ins Gehirn und entsteht auch kein Riecheindruck. Dieser bildet sich erst durch die Verarbeitung im Gehirn. «Ich habe schon vor Jahren jenem eine Flasche Champagner versprochen, der einen passenden Namen für diese Duftrezeptoren ausserhalb der Nase findet, aber noch hat die keiner abgeholt», sagt Hanns Hatt, der seit Jahrzehnten an der Ruhr-Universität in Bochum an Duftrezeptoren forscht. Experten reden daher lieber von Chemorezeptoren oder extranasalen Duftrezeptoren.

Extranasale Duftrezeptoren sitzen auf den Zellen im Darm, in der Niere oder der Lunge und stossen jeweils im Zellinnern spezifische Reaktionskaskaden an. Diese verändern zum Beispiel den innerzellulären Kalziumspiegel oder starten die Produktion von Hormonen. So kommt es je nach Organ-, Zell- und Rezeptortyp ganz gezielt zu unterschiedlichen Reaktionen. Ausserhalb der Nase funktionieren die Duftrezeptoren also wie alle anderen chemischen Rezeptoren, die Signale auslösen oder weiterleiten.

Der erste Duftrezeptor ausserhalb der Nase wurde bereits 2003 von Hatts Team in Spermien entdeckt. Bis heute hat man zwanzig unterschiedliche Duftrezeptoren auf Samenzellen gefunden. Werden diese aktiviert, werden die Spermien beweglicher und schwimmen schneller. Seit einiger Zeit kennt man auch Moleküle, die diese extranasalen Duftrezeptoren aktivieren, es handelt sich um spezielle Substanzen im Vaginalsekret. «Zwar konnte

mon Progesteron und weitere Substanzen im Eileiter an hOR17-4 andocken und ihn aktivieren.

Bald gab es Überlegungen, hOR17-4 zu blockieren und damit ein Verhütungsmittel zu entwickeln. Doch bis anhin war dies nicht umsetzbar. Denn dafür müsste der Hemmstoff an sämtliche Spermien gelangen und zuverlässig alle Rezeptoren besetzen, um bildlich gesprochen jedem Spermium die Nase zuzuhalten.

Ob sich der synthetische Duftstoff Sandalore als Haarwuchsmittel bewährt, bleibt auch noch zu beweisen. Denn nicht immer erzielen Wirkstoffe in der Anwendung beim Menschen den gleichen Effekt wie in einer Zellkultur, wo man alle anderen Einflüsse gut kontrollieren kann.

Einzelne Stoffe aus ätherischen Ölen, wie sie in Kräutern oder in Naturheilmitteln vorkommen, können die Darmaktivität regulieren.

bisher noch niemand zeigen, dass das Spermium das Ei riecht», erklärt Hatt. «Aber die Samenzellen bewegen sich im Sekret sozusagen «riechend» entlang eines Gradienten aus Duftmolekülen, der ihnen den Weg weist.»

Den Blutdruck reguliert

Andere gut untersuchte zelluläre Aktivitäten, die von extranasalen Duftrezeptoren vermittelt werden, sind zum Beispiel die Regulation der Darmperistaltik oder des Blutdrucks in der Niere. In beiden Fällen sind die aktivierenden Moleküle kurzkettige Fettsäuren, die von Darmbakterien abgegeben werden, wenn diese Ballaststoffe aus Vollkornbrot, Gemüse oder Obst verarbeiten.

Im Darm wirken die kleinen Fettsäuren auf spezielle Zellen in der Darmschleimhaut und regen diese zur Produktion des Hormons Serotonin an. Dadurch wird die Kontraktion gefördert, so dass der Nahrungsbrei schneller weitertransportiert wird. Einzelne Stoffe aus ätherischen Ölen, wie sie in Kräutern oder auch Naturheilmitteln vorkommen, docken gemäss Experten auch an diese extranasalen Duftrezeptoren in der Darmwand an und können die Darmaktivität regulieren.

Über das Blut gelangen die Signale der Bakterien auch in die Niere und besetzen dort die extranasalen Duftrezeptoren. Dies führt zur Produktion des Hormons Renin, welches an der Regulation des Blutdrucks beteiligt ist. Zudem beeinflussen die Rezeptoren in der Niere die Filtrierungsrate, also wie viel Wasser und damit dort gelöste Substanzen ausgeschieden werden. Im Gehirn schalten sich die Duftrezeptoren offenbar in die Kommunikation zwischen Nervenzellen und der Müllabfuhr, den aufräumenden

Mikrogliazellen, ein. Der genaue Mechanismus ist allerdings noch ungeklärt.

Die Chemorezeptoren sind nicht nur an wichtigen, täglich ablaufenden Prozessen in den Organen beteiligt. Offenbar haben Störungen in der Zelle auch Auswirkungen auf die Zusammensetzung sowie die Anzahl an extranasalen Duftrezeptoren auf ihrer Oberfläche. So ist bei der Parkinson- oder der Alzheimerkrankheit die Rezeptorenmischung in diversen Nervenzelltypen verändert. Bei entarteten Zellen der Prostata, im Brustgewebe oder auch bei Darmkrebszellen kommen gewisse dieser Chemorezeptoren in grossen Mengen vor. In Zellkulturexperimenten haben Forscher gezeigt, dass eine Blockade der Rezeptoren das Wachstum der Krebszellen fast immer stark minimierte.

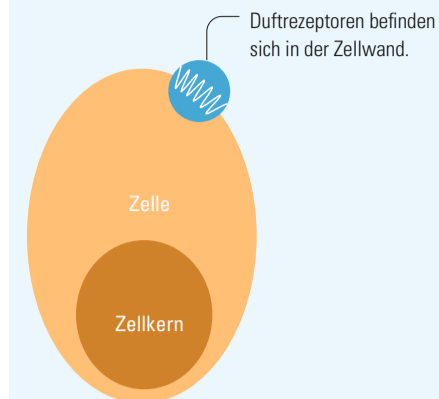
Ob und wie man das gesammelte Wissen medizinisch nutzen kann, ist aber noch unklar. Man weiss zwar schon viel darüber, auf welcher Körperzelle welche extranasalen Duftrezeptoren vorkommen. Unbekannt sind in den meisten Fällen jedoch die physiologischen Liganden (Moleküle, die an einen Rezeptor andocken). «Wir wissen nur von rund zehn Prozent der Chemorezeptoren, welches körpereigene Molekül diese in den Körperzellen besetzt und aktiviert», sagt Hatt. Das mache es sehr schwierig, ein therapeutisch wirksames Molekül zu entwickeln.

Ein weiterer Knackpunkt ist, dass die meisten extranasalen Duftrezeptoren auf vielen Körperzellen sitzen, man aber zum Beispiel bei Krebs nur die entarteten Zellen am Wachstum hindern will. Ausserdem ist unklar, wie therapeutisch wirksame Liganden in ausreichenden Mengen das jeweilige Zielorgan erreichen könnten.

Zukunft in der Diagnostik

Hatt und andere Rezeptorforscher halten in naher Zukunft daher eine Verwendung der extranasalen Duftrezeptoren in der Diagnostik für realistischer. So spielt der Chemorezeptor namens OR51E2 beim Prostatakarzinom nicht nur eine Rolle bei der Metastasierung und dem Zellwachstum, sondern er taucht auch in hohen Konzentrationen im Urin auf. Man könnte ihn daher als Tumormarker messen.

Andere Chemorezeptoren könnte man als Signal für die Anwesenheit von metastasierenden Brust- oder Darmkrebszellen verwenden. Da bei vielen Tumorzellen, die bei einer Biopsie oder einer Operation entnommen werden, mittlerweile umfassende genetische Analysen möglich sind, kann man einfach feststellen, ob und welche Duftrezeptoren eine Zelle trägt. Von der Diagnose zu einem Medikament, das die Rezeptoren anpeilt, ist es dagegen noch ein weiter Weg. Eine Aromatherapie gegen Krebs ist daher noch Zukunftsmusik.



Man kennt 400 Duftrezeptoren in der menschlichen Nase. Diese findet man aber auch in anderen Organen: Fast jede Körperzelle besitzt viele verschiedene Duftrezeptoren. Ein Riecherlebnis lösen sie hier aber nicht aus. Sie erfüllen andere die noch nicht alle bekannt sind. In den hier abgebildeten Organen verschiedene Funktionen von Duftrezeptoren nachgewiesen.

In Zellen ausserhalb der Nase findet man ebenfalls Du

Haut

Blut

Leber

Niere

Dickdarm

Blase

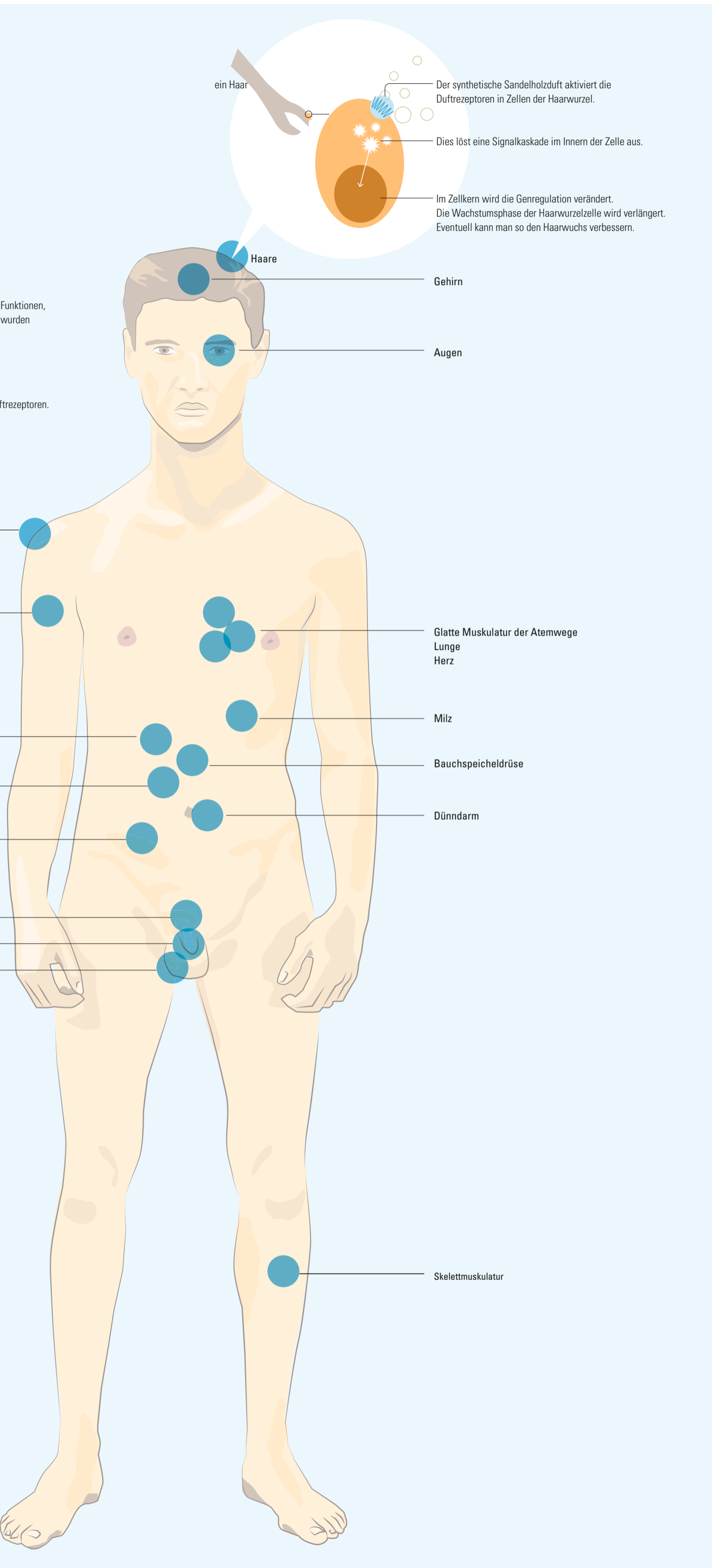
Prostata

Hoden

Mögliche Anwendungen

slz. · Als erstmals ein Duftrezeptor auf Spermien entdeckt wurde, lag die Vermutung nahe, dass Spermien damit den Weg zum Ei «erschnüffeln». Jedoch wusste man lange nicht, welche Moleküle im Körper an diesen Rezeptor binden und ihn aktivieren. Die Forscher testeten daher sämtliche im Labor aufbewahrten synthetischen und echten Duftmoleküle. Und sie wurden fündig: Bourgeonal und Zyklamal aktivierten den Rezeptor namens hOR17-4.

Diese beiden Moleküle sind synthetisch hergestellte Substanzen, mit denen die Parfümindustrie Maiglöckchenduft nachahmt. Aber im gesamten weiblichen Genitaltrakt gibt es keinerlei Moleküle, die diesen beiden Substanzen ähneln. Mittlerweile weiss man, dass das Hor-



Die erste europäische Mission zum Merkur

Die Sonde «BepiColombo» blickt in die turbulente Vergangenheit unseres Sonnensystems zurück.

FELICITAS MOKLER

Diesem Tag haben die Raumfahrt-Ingenieure der Europäischen Weltraumagentur ESA lange entgegengefiebert: Am Samstag startet «BepiColombo» von Kourou aus in Richtung Merkur. An Bord hat die erste europäische Mission zum innersten Planeten unseres Sonnensystems, die eigentlich schon 2013 starten sollte, gleich zwei Sonden: Sie heissen «Mercury Planetary Orbiter» (MPO) und «Mercury Magnetospheric Orbiter» (MMO) und reisen mit einem gemeinsamen Transportmodul Richtung Sonne. Erst 2025, wenn die Sonden im Merkur-Orbit ankommen, ziehen sie auf getrennten Bahnen weiter.

Der Zielplanet Merkur reiht sich als innerster und kleinster Planet im Sonnensystem in die Riege der erdähnlichen Planeten ein. Er ist unter den inneren Planeten bisher der am wenigsten erforschte. Aber wir wissen, dass er sich wesentlich von den übrigen dreien unterscheidet. Auffällig ist seine verhältnismässig hohe Dichte, die durch den hohen Gehalt an Eisen zustande kommt. Merkurs Eisen-Nickel-Kern macht schätzungsweise 70 Prozent seiner Gesamtmasse aus, während es beim Kern der Erde nur etwa 33 Prozent sind.

Nur der Rumpf eines Planeten?

Warum das so ist, darüber entzweien sich noch die Geister: Eine Theorie geht davon aus, dass Merkur anfangs ein dickerer Gesteinsmantel und eine Kruste umhüllte. In seiner Jugend müsste der Merkur dann mit einem sehr grossen Asteroiden oder anderen Planeten zusammengestossen sein, wobei ein Teil der äusseren, gesteinhaltigen Schichten einfach weggesprengt wurden. Oder aber Merkur entstand besonders früh in der Geschichte des Planetensystems, als die Sonne noch sehr heiss war. Dann könnte ihre Strahlung die Oberfläche des Planeten einfach aufgeschmolzen und verdampft haben.

Zudem besitzt Merkur ein globales Magnetfeld. Das hat ausser ihm unter den Gesteinsplaneten nur die Erde. Laut den bisherigen Messungen ist es allerdings auf der Südhalbkugel deutlich schwächer als auf der Nordhalbkugel, und es ist unklar, woran das liegt. Möglicherweise ist der überraschende Befund auch schlicht auf die Extrapolation der Daten in dieser Region zurückzuführen. «BepiColombo» soll diese Wissenslücken zumindest ein Stück weit schliessen. Das Kalkül der Forscher: je genauer wir diese Eigenschaften des heutigen Merkur kennenlernen, desto mehr können wir auch über seine Vergangenheit und die frühe Entwicklung unseres Sonnensystems erfahren.

Bis anhin haben erst zwei Nasa-Sonden, «Mariner 10» und «Messenger», Merkur besucht. BepiColombo soll insbesondere an die Beobachtungen mit «Messenger» anknüpfen, die den Merkur von 2011 bis 2015 umrundet hat. Denn Messenger umrundete den Merkur auf einem stark elliptischen Orbit, was dazu führte, dass die Südhalbkugel nicht so umfassend vermessen werden konnte wie die Nordhalbkugel. Auch hier hoffen die Planetologen mit BepiColombo Klarheit zu bekommen.

Der «Mercury Planetary Orbiter», der den Merkur auf einer relativ engen Umlaufbahn umrunden wird, soll in erster Linie die Planetenoberfläche und deren mineralische Zusammensetzung kartieren. Das Physikalische Institut der Universität Bern steuert zu diesem Teil der Mission ausserdem das Massenspektrometer «Strofio» bei, das speziell dafür ausgelegt ist, die chemische Zusammensetzung der extrem dünnen Atmosphäre des Merkurs zu charakterisieren.

Mit dem von der japanischen Raumfahrtagentur Jaxa entwickelten MMO, der den Merkur in wesentlich weitläufigeren Orbit umkreisen wird, legen die Forscher einen weiteren Schwerpunkt auf die Wechselwirkungen zwischen planetarem Magnetfeld und Sonnenwind. Ein Ultraviolettpräktrometer an Bord des MMO wird sowohl die äussere Atmosphäre des Planeten ins Visier nehmen als auch nach Eis auf der Oberfläche des Merkurs suchen.

Auf all das müssen die Forscher allerdings noch sieben Jahre warten. Denn BepiColombo kann Merkur nicht auf direktem Weg anfliegen. Zum Merkur zu gelangen koste mehr Energie als zum Pluto zu fliegen, sagt Johannes Benkhoff, Projektwissenschaftler der Mission bei der ESA. Und das, obwohl Pluto mehr als 50 Mal weiter weg ist als Merkur. Dies, weil die Sonde auf dem Weg ins Innere des Sonnensystems stark abgebremst werden muss.

Der Merkur besitzt ein globales Magnetfeld. Das hat ausser ihm unter den Gesteinsplaneten nur die Erde.

Drei Monate nach dem Start zünden die Ionentriebwerke. Diese liefern aber nur einen Teil der für den gesamten Abbremsvorgang notwendigen Energie. Den Rest gewinnen die Raumfahrt-Ingenieure bei speziellen Flugmanövern, sogenannten Fly-By's. Dabei fliegt die Sonde sehr nahe an einem Planeten vorbei; dessen Schwerkraft bremst die Sonde ab und lenkt sie um. Diese Manöver sind eine Idee des italienischen Mathematikers und Raumfahrt-Ingenieurs Giuseppe «Bepi» Colombo. Die nach ihm benannte Sonde wird sogar neun solcher Bremsmanöver absolvieren: Eines an der Erde, zwei an der Venus und sechs am Merkur selbst. Erst dann kann das Transportmodul in den Zielorbit einschwenken und die beiden Sonden absetzen.

Das Ikarus-Problem

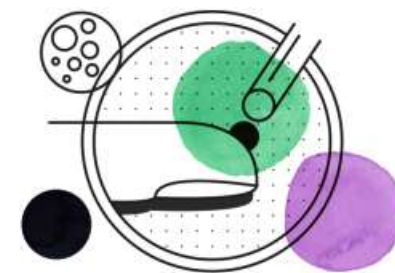
Eine weitere Schwierigkeit der Mission ist die grosse Hitze in Sonnennähe. Auf dem Weg zum Merkur muss die Sonde mit immer mehr Sonneneinstrahlung fertig werden; am Ziel ist sie etwa zehnmal so stark wie auf der Erde. Empfindliche Instrumente schützen die Raumfahrt-Ingenieure deshalb mit speziellen Reflexionsspiegeln und Blenden aus Aluminium, erläutert Thomas.

Selbst für die Solarpaneele, die die beiden Sonden mit Strom versorgen werden, ist die Nähe zur Sonne ein Problem: Heizen sie sich auf über 230 Grad auf, beginnt das Material zu schmelzen. Daher werden die Sonnensegel des MPO gegenüber der Sonne gekippt, um die Einstrahlung zu reduzieren. Für den MMO, der seine räumliche Orientierung fast beliebig ändern kann, ist die Sache einfacher: Er wird um die eigene Achse rotieren, so dass die Sonnensegel niemals zu lange der Sonneneinstrahlung ausgesetzt sind.



Im Mittelpunkt des Projekts «Zero by 30» steht der Hund. Sind 70 Prozent der Tiere geimpft, tendiert die Zahl der Tollwutfälle beim Menschen gegen null.

MAURITIUS



HAUPTSACHE, GESUND

Den Doktor erziehen

Von Bruno Kesseli

Kürzlich überraschte mich ein Patient mit der Aussage, er würde, wenn möglich, gerne auf ein Antibiotikum verzichten. Überrascht war ich, weil der Mann unter ausgeprägten Symptomen litt: hartnäckiger Husten und starke Halsschmerzen, dazu leichtes Fieber, Gliederschmerzen, allgemeines Krankheitsgefühl.

Der Wunsch des Patienten bedeutete für mich aber auch eine Erleichterung. Ich musste ihn nicht davon überzeugen, dass trotz seinem unerfreulichen Zustand die Behandlung mit einem Antibiotikum nicht sinnvoll war. Untersuchung und Laboranalysen sprachen für einen viralen Infekt. «... und wie Sie wahrscheinlich wissen, nützen Antibiotika gegen Viren nichts», pflege ich in solchen Fällen möglichst neutral anzufügen.

Wir waren uns also bezüglich des (Nicht-)Einsatzes von Antibiotika einig. Dies ist in der Praxis nicht immer der Fall. Gelegentlich muss man Patienten davon überzeugen, dass eine Antibiotikatherapie tatsächlich indiziert ist. Der umgekehrte Fall ist in meiner Wahrnehmung allerdings häufiger.

Tatsache ist, dass wir Ärzte zu häufig Antibiotika verordnen. Oder wir setzen Antibiotika ein, die beim betreffenden Krankheitsbild nicht optimal sind. Die daraus erwachsenden Probleme sind bekannt. Der falsche Einsatz von Antibiotika fördert die Resistenzbildung. Die Antibiotika wirken bei den krankmachenden Bakterien, zu deren Bekämpfung sie gedacht sind, zusehends schwächer oder überhaupt nicht mehr.

Das Problem ist global. Für uns Schweizer ist es ein schwacher Trost, dass wir international gesehen gut dastehen. Gemäss einer neuen Studie werden in keinem anderen europäischen Land von Hausärzten weniger Antibiotika verordnet als hierzulande. Aus der Forschungsarbeit geht aber ebenso klar hervor, dass auch in der Schweiz ein beträchtliches Verbesserungspotenzial besteht. Insbesondere bei Entzündungen im Hals-Nasen-Ohren-Bereich und bei akuter Bronchitis werden Antibiotika zu häufig eingesetzt. Ist ihr Einsatz gerechtfertigt, werden oft Präparate verschrieben, die zur Behandlung der jeweiligen Krankheit nicht erste Wahl sind.

Wie können Ärztinnen und Ärzte zu einem besseren Verschreibungsverhalten erzogen werden? Verschiedene Länder haben dafür unterschiedliche Strategien entwickelt. Australien favorisiert das Peer-Comparison-Prinzip: Fällt ein Arzt durch hohen Antibiotika-Einsatz auf, kann er unversehens ein offizielles Schreiben im Briefkasten vorfinden. Dieses klärt ihn beispielsweise darüber auf, dass er mehr Antibiotika verschreibt als 81 Prozent seiner Kollegen.

In Grossbritannien dagegen werden Ärzte mit vorbildlichem Verschreibungsverhalten finanziell belohnt. Beide Ansätze sind nachweislich erfolgreich. Ein im Rahmen einer weiteren Studie getestetes Feedback-System bei besonders verschreibungsfreudigen Schweizer Hausärzten zeigte dagegen wenig Wirkung.

Ein zusätzliches Aufklärungsinstrument sind Kampagnen wie die Mitte November anstehende World Antibiotic Awareness Week, die auch Laien für die Probleme im Zusammenhang mit Antibiotikabehandlungen sensibilisieren will. Als Patient nachzufragen, ob ein Antibiotikum wirklich nötig sei, ist sicher keine schlechte Idee und müsste beim informierten Arzt eigentlich eine positive Resonanz auslösen.

Das angekündigte Ende einer Seuche

Eine neue Strategie soll die Tollwut weltweit bis 2030 eliminieren. Ein Augenschein in Madagaskar zeigt, wie schwierig das sein dürfte. VON HERMANN FELDMEIER

Es ist früh am Morgen. Auf dem Campus des Pasteur-Instituts in Antananarivo, der Hauptstadt von Madagaskar, schaut die Sonne über dem haushohen Bambushain hervor. Vor dem Tollwut-Ambulatorium, einem Backsteingebäude aus den 1950er Jahren, hat sich bereits eine Menschenschlange gebildet. Die erste Patientin ist eine Frau mittleren Alters mit dunklen Ringen unter den Augen. Ihre Kleidung ist abgetragen, die nackten Füsse stecken in Sandalen aus dem Gummi alter Autoreifen. Sie stammt aus dem Nordwesten des Landes und war drei Tage mit dem Sammeltaxi unterwegs, um ins Ambulatorium zu gelangen.

Auf dem Weg zum Markt, so berichtet die Frau im Madagassisch ihrer Provinz, sei sie von einem Hund in den rechten Unterschenkel gebissen worden. Der Schreck sei ihr in die Glieder gefahren. Denn sie habe sich erinnert, dass einige Monate zuvor ein Bekannter ebenfalls gebissen worden sei. Nach einigen Wochen habe sich sein Verhalten verändert: Er sei zunehmend aggressiv geworden, schliesslich sei er ins Bezirks-spital gekommen.

Auffallende Aggressivität

Die ausgeprägte Aggressivität deutete auf eine beginnende Tollwut, hätten die Ärzte gesagt. Bis allerdings die Diagnose durch Laboruntersuchungen gesichert gewesen sei, habe der Tollwütige bereits einen anderen Patienten gebissen. Aus diesem Grund hatte sich die Frau entschlossen, umgehend nach Antananarivo zu reisen, um sich im Pasteur-Institut impfen zu lassen. Das Geld für die Reise musste sie sich bei Verwandten leihen. Die umgerechnet 126 Franken, was fast einem Monatslohn entspreche, hätte sie sich sparen können, sagt die Patientin seufzend, wenn im Spital ihres Distrikts Impfstoff vorrätig gewesen wäre.

Der Alltag im Tollwut-Ambulatorium des Pasteur-Instituts zeigt wie unter dem Brennglas die Merkmale derjenigen viralen Infektionskrankheit, die im Süden des Globus am häufigsten zum Tod führt. In 99 Prozent der Fälle ist ein tollwütiger Hund die Ursache der Erkrankung beim Menschen. Wird der Gebissene

nicht umgehend geimpft, ist der Tod so gut wie unausweichlich. Knapp 60 000 Todesfälle durch Tollwut werden der Weltgesundheitsorganisation (WHO) jedes Jahr gemeldet. Das heisst, alle neun Minuten stirbt ein Mensch einen unvorstellbar qualvollen Tod. 95 Prozent der Erkrankungsfälle treten in Afrika und in Asien auf, die restlichen in Südamerika und nur sehr wenige im pazifischen Raum. In Europa ist die Tollwut seit langem besiegt.

An der Tollwut sterben vor allem Menschen, die in ärmlichen Verhältnissen im Hinterland leben. Hunde sind hier aus dem Alltag nicht wegzudenken: Sie bewachen den Hof und halten das Gelände frei von Ratten und anderen Nagern. Für ihre Nahrung müssen sie allerdings selbst sorgen. Tausende von ausgemergelten Tieren mit hungrigen Augen und struppigem Fell streunen deshalb auf Strassen und Marktplätzen. Egal ob Haus- oder Strassenhund – keiner fühlt sich für die Tiere verantwortlich.

Eine medizinische Infrastruktur zur Erstversorgung der Bisswunde – was, wenn korrekt durchgeführt, eine Infektion verhindern kann – und einen veterinärmedizinischen Dienst, der das gefährliche Tier in Obhut nimmt, gibt es nicht. In der Spitalapotheke ist der Impfstoffvorrat schon vor Monaten zur Neige gegangen, und eine neue Lieferung ist nicht in Sicht – weil entweder die Logistik fehlt (der Impfstoff muss in einer Kühlkette transportiert werden) oder das Gesundheitsministerium kein Geld hat, um den Impfstoff auf dem Weltmarkt zu kaufen.

Ambitionierter Plan

Mit der Absicht, dem Schrecken Tollwut ein für alle Mal ein Ende zu setzen, haben die WHO, die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO), die Weltorganisation für Tiergesundheit (OIE) und die globale Allianz für die Bekämpfung der Tollwut gemeinsam das Projekt «Zero by 30» entwickelt. Damit soll die Tollwut bis 2030 weltweit als Gesundheitsproblem eliminiert werden.

«Wir haben hochwirksame Impfstoffe und alle Instrumente, um durch Hundebiss verursachte Tollwut zu eliminieren.»

Charles Emile Ramarokoto
Ehemaliger Leiter des Tollwut-Ambulatoriums im Pasteur-Institut

ierlich. Sind 70 Prozent der Hunde geimpft, tendiert die Zahl der Tollwutfälle beim Menschen sogar gegen null.

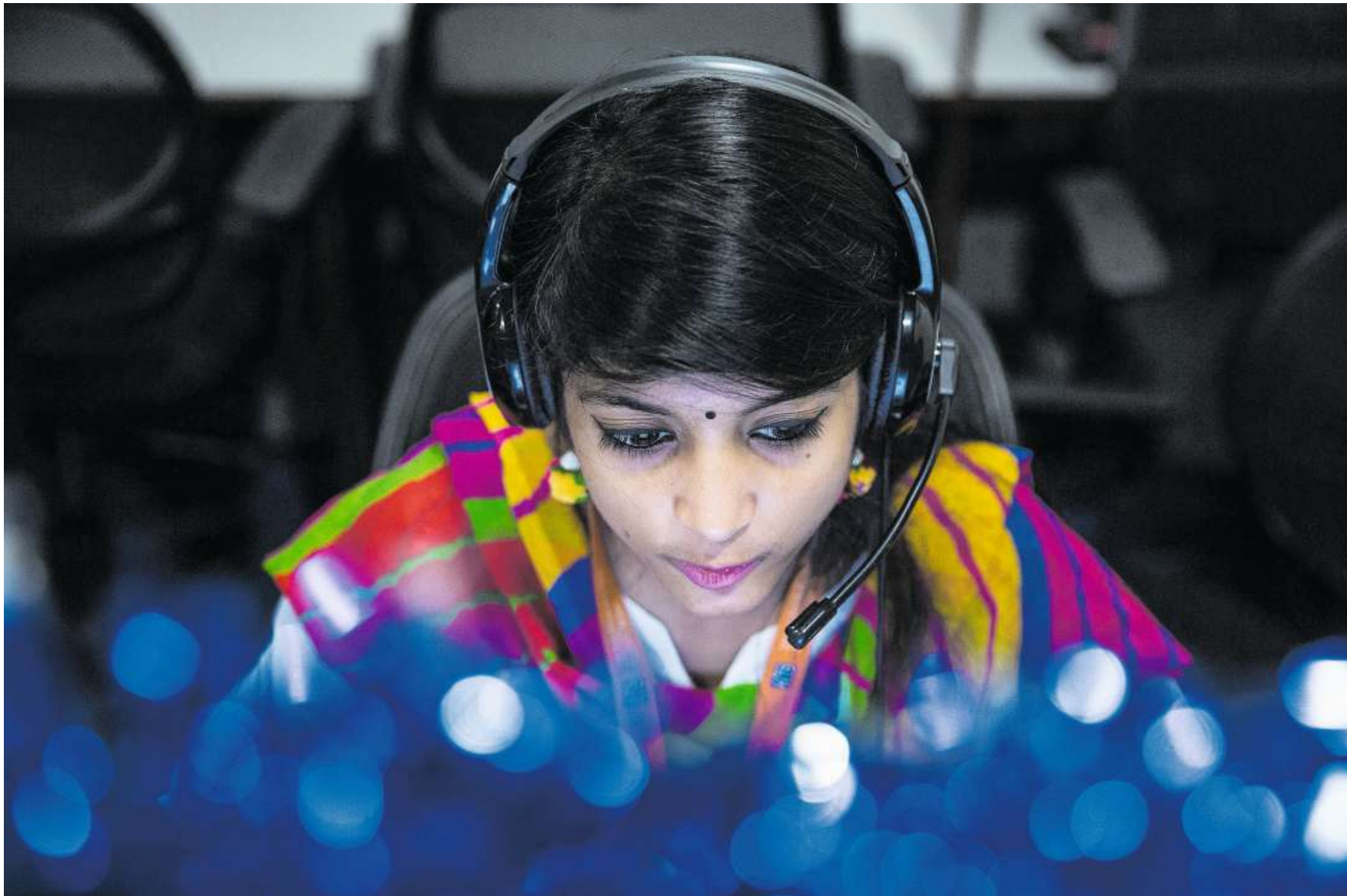
Gleichzeitig soll in allen Ländern – bis in den letzten Winkel hinein – der Zugang zu einer adäquaten medizinischen Versorgung sichergestellt werden. Eine dritte Säule des Projekts zielt auf die Vermeidung von Bissen durch Erziehungsmassnahmen und den Aufbau eines veterinärmedizinischen Systems bis auf die Gemeindeebene. Die Menschen sollen begreifen, dass ihre Gesundheit und diejenige von Haustieren zwei Seiten derselben Medaille sind – ein seit langem unter der Bezeichnung «one health» anerkanntes Konzept.

Viele offene Fragen

Der Knackpunkt bei «Zero by 30» wird allerdings dessen Finanzierung sein. Denn jedes Land kann nicht nur selber entscheiden, wie es vorgehen will, es muss auch die Kosten selber tragen. Der von der Allianz genannte Betrag von 50 Millionen US-Dollar bis 2030 betrifft dabei nur die internen Kosten der internationalen Organisationen.

Auch bleibt unklar, wie 70 Prozent einer Hundepopulation geimpft werden sollen, für die sich niemand verantwortlich fühlt. Über Massnahmen, um in den Ländern die Zahl der Hunde langfristig zu reduzieren, wurde nicht einmal ansatzweise nachgedacht. Auch lässt der Plan offen, wie der benötigte Tollwutimpfstoff überall und jederzeit vorrätig gehalten werden kann und wer die Impfung bezahlt: die Betroffenen oder der Staat?

Die Zeit sei reif, der Tollwut den Kampf anzusagen, sagt Charles Emile Ramarokoto, ein madagassischer Arzt, der bis zu seiner Pensionierung das Tollwut-Ambulatorium des Pasteur-Instituts in Antananarivo geleitet hat. «Wir haben hochwirksame Impfstoffe und alle Instrumente, um durch Hundebiss verursachte Tollwut zu eliminieren», erklärt der Mediziner. Es fehle nur das Geld, um die Massnahmen umzusetzen, so bringt Ramarokoto das Problem auf den Punkt. «Und ich sehe nicht, wo das Geld herkommen könnte.»



Wer alles hört hier mit? Angestellte in einem Callcenter in Indien.

TAYLOR WEIDMAN / BLOOMBERG

Tonjäger im Vormarsch

Die Mikrofone in Büros und Wohnräumen vermehren sich. Sie fördern und sie gefährden die Kommunikation zwischen Computern und Menschen. VON STEFAN BETSCHON

Mark Zuckerberg hat die Kameras seines Computers mit Klebeband abgedeckt. Das erfuh die Welt 2016, als das Unternehmen eine Foto publizierte, die den Chef an seinem Arbeitsplatz zeigt. Vermutlich hat Zuckerberg auch die Mikrofone seiner Rechner verstopft. Jedenfalls fand es Facebook wichtig, bei der kürzlich vorgestellten Video-Chat-Hardware namens Portal ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass die Firma nicht mithöre und dass es mit einer einzigen Berührung möglich sei, Kamera und Mikrofone auszuschalten.

Ganz Ohr

In den Büros und Wohnräumen haben sich in jüngster Zeit die Mikrofone stark vermehrt. Und sie sind so klein geworden, dass es gar nicht so einfach ist, zu erkennen, welche Geräte damit ausgestat-

tet sind. Unter dem Titel Ubicoustics erforschen Computerwissenschaftler Möglichkeiten, die vielen Mikrofone dafür zu verwenden, die Mensch-Maschine-Kommunikation zu verbessern. Beispielsweise könnte eine Smartwatch anders auf die Eingaben eines Benutzers reagieren, je nachdem, ob sie sich im Büro oder in der Küche befindet.

Ubicoustics waren diese Woche ein Thema anlässlich einer Konferenz über «User Interface Software and Technology», welche die amerikanische Association for Computing Machinery in Berlin durchführte. Forscher der Carnegie Mellon University haben eine Software entwickelt, die Umgebungsgeräusche zu interpretieren weiss. Ausgangspunkt der Entwicklung waren Sammlungen von Soundeffekten und Geräuschen, die für die Nachvertmung von Filmen zusammengestellt wurden. So konnte die Soft-

ware mit den Techniken des Machine-Learning dazu gebracht werden, in verschiedenen Umgebungen – Eingangshalle, Küche, Bad, Schlafzimmer, Büro, Werkstatt, Garten – gängige Geräusche (Türschlagen, laufendes Wasser, Vogelgezwitscher u. a.) zu erkennen. Die Erkennungsgenauigkeit betrug laut den Forschern mehr als 80 Prozent und ähnelte derjenigen von Menschen. Die Software konnte von fünf Geräuschen vier richtig identifizieren.

«Obwohl Umgebungsgeräusche eine unglaublich reichhaltige Informationsquelle sind, die aussagekräftige Einblicke in den räumlichen und sozialen Kontext erlaubt, nutzen moderne Computer ihre Mikrofone nicht, um zu verstehen, was um sie herum vor sich geht», schreiben die Autoren in ihrem Aufsatz. Mehrere Patente von Amazon widerlegen diese Behauptung.

Im Frühling sorgte ein älteres Patent für einen «Voice-Sniffer-Algorithmus» für Aufregung. Die Patentschrift könnte so interpretiert werden, dass Amazon vorhat, Gespräche im Hörbereich eines Alexa-Geräts auf Schlüsselwörter zu untersuchen, die für Werbekunden interessant sind. Man stünde dann also vor dem smarten Kühlschrank und redete über Pizza-Zutaten – und schon würde der in die Kühlschranktür eingelassene Bildschirm die Werbung eines Pizzakuriers anzeigen. Amazon hat bestritten, solche Pläne zu verfolgen; man nehme den Datenschutz ernst. Diese Woche ist ein Amazon-Patent aufgetaucht, das Verfahren beschreibt, mit deren Hilfe die Software gesprochene Befehle auch medizinisch und psychologisch analysieren kann. Es soll möglich sein, anhand von Veränderungen in der menschlichen Stimme den Gesundheitszustand und die

psychische Befindlichkeit eines Sprechenden zu erkennen.

Die grosse Verschwörung

Solche Forschungsarbeiten sind nicht geeignet, die Gerüchte zu beseitigen, laut denen Amazon, Facebook oder Google systematisch ihre Kunden aushorchen. Viele wollen von jemandem gehört haben, der jemanden kennt, der schon einmal auf einem Computerbildschirm Werbung sah, die auf etwas Bezug nahm, das unmittelbar vorher mündlich verhandelt worden war. In einer Befragung im amerikanischen Kongress wurde auch Zuckerberg mit diesen Gerüchten konfrontiert. Ob Facebook die Mikrofone benutze, um die Gespräche der Benutzer abzu hören, wollte ein Senator wissen. Nein, sagte der Facebook-Chef, das sei eine Verschwörungstheorie.

Das nächste Präzisionslabor entsteht im Weltraum

Experimente an Bord einer Forschungsrakete bereiten den Weg für eine neue Generation hochempfindlicher Sensoren

HELGAR RIETZ

Als Theodore Maiman 1960 einem Rubinkristall den ersten Laserstrahl entlockte, konnte noch niemand ahnen, dass daraus einmal ein fast universelles, äusserst sensibles Messwerkzeug entstehen würde. Heute sind interferometrische Messungen, die darauf beruhen, Laserstrahlen zu überlagern, ein Tausendsassa der Messtechnik und Sensorik. Unlängst haben ebensolche die ersten Beobachtungen von Gravitationswellen ermöglicht.

Nun streben Forscher und Ingenieure danach, nicht mehr bloss Lichtwellen, sondern Materiewellen aus ultrakalten Atomen für die Interferometrie zu nutzen – und zwar nicht (nur) auf der Erde, sondern vor allem im Weltall. Ein solches Materiewellen-Präzisionslabor im Weltall hätte gleich mehrere Vorteile: Erstens

sind die Wellenlängen der ultrakalten Atome wesentlich kürzer als die herkömmlichen Laserlichtes, so dass damit um einige Grössenordnungen präzisere Messungen durchgeführt werden können. Zweitens zieht die Gravitationskraft der Erde auch das leichteste Atom unerbittlich zu Boden; dadurch sind die Interferenz-Experimente mit Materiewellen in irdischen Laboren gewissen Einschränkungen unterworfen. Und drittens können im Weltall weder menschliches Tun noch Naturgewalten wie Ebbe und Flut die Messung stören.

Versuche in der Mikrogravitation

Bei alledem sind Wissenschaftler der Universitäten Hannover, Hamburg, Mainz, Berlin und Bremen jetzt einen wichtigen Schritt weitergekommen. Den Forschern

gelang es, an Bord einer Höhenforschungsrakete erstmals grundlegende Experimente mit einem Bose-Einstein-Kondensat (BEC) im Weltraum durchzuführen.¹ Der Begriff Bose-Einstein-Kondensat meint einen extremen Aggregatzustand ultrakalter Atome.

Der Parabelflug der Rakete habe 17 Minuten gedauert, sagt Maik Lachmann von der Universität Hannover, eine von drei Erstauteurs der Publikation. In einem Zeitfenster von sechs Minuten habe die Beschleunigung an Bord der Rakete weniger als ein Millionstel dessen, was wir auf der Erdoberfläche spüren, betragen. Dann spricht man von Mikrogravitation. Weil das Herstellen eines Bose-Einstein-Kondensates mittels vorprogrammierter Sequenzen nur etwa zwei Sekunden in Anspruch nimmt, konnten die Forscher innerhalb dieser wenigen

Minuten viele Male hintereinander ein solches Kondensat herstellen und damit verschiedene Versuche durchführen. Zuerst wollten die Forscher wissen, ob in Schwerelosigkeit ebenso viele Atome kondensieren wie auf der Erde. Dabei zeigte sich, dass sogar mehr Atome in den Magnetfeldern eingefangen wurden als in den Versuchen auf der Erde. Der Einfluss der Gravitation auf die magnetische Falle sei grösser als erwartet, sagt Lachmann. Dieses Wissen werde man nutzen, um zukünftige Weltraumexperimente präzise zu planen und durchzuführen.

Auch die Nasa hat Interesse

Tilman Esslinger, der an der ETH Zürich an ultrakalten Quantengasen forscht, an der Studie aber nicht beteiligt war, sieht darin vor allem einen wichtigen Beweis

dafür, dass Präzisionsmessungen mit Bose-Einstein-Kondensaten an Bord von Satelliten und Raumstationen mit den heutigen Technologien machbar sind: «Das hat alles wunderbar geklappt», so Esslinger. Damit sei ein wesentlicher Schritt hin zur Realisierung zahlreicher Experimente getan.

Tatsächlich hat längst auch die Nasa Interesse an diesem Bereich. Im Mai dieses Jahres startete das Cold Atom Laboratory zur ISS, mit dem ähnliche Versuche in der Raumstation durchgeführt werden sollen. Und für 2022 sei bereits der Start des Nachfolgeprojektes zur ISS vorgesehen, einer Kooperation zwischen dem Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt und der Nasa, berichtet Lachmann.

¹ Nature 562, S. 391–395 (2018).

«Ich bin offener geworden für das Unerwartete»

Berge und Bilder sind ein wesentlicher Teil von Robert Böschs Leben. Mit dem neuen Bildband «Mountains» legt der Schweizer Alpinfotograf nun eine Zusammenfassung seines Schaffens vor.
INTERVIEW: SUSANNA MÜLLER

Robert Bösch, sind Sie süchtig nach den Bergen?

Früher war ich es, ja: nach dem Bergsteigen. In jüngeren Jahren habe ich diesen Sport sehr leistungsorientiert betrieben, mit viel Engagement und Ehrgeiz, habe sehr viel trainiert. Heute, mit 64 Jahren, gehe ich nicht mehr ans Limit – es wäre auch nicht mehr von Relevanz.

Sie haben Ihr neues Buch, «Mountains», als Ihr Lebenswerk bezeichnet. Denken Sie ans Aufhören?

Nein. Und ich muss präzisieren: Es ist «so etwas» wie mein Lebenswerk. Ich habe in den letzten fünf Jahren intensiv an diesem Buch gearbeitet. Ich wollte kein Best-of meiner bestehenden Aufnahmen zusammenstellen, sondern habe bei Shootings mit Alpinisten oder bei Reportagen immer ein Auge dafür offen gehabt, ob nicht auch ein Bild für das Buch abfallen könnte.

Fotografie und Alpinismus – in diesen beiden Welten haben Sie sich in den letzten Jahrzehnten bewegt. Was war zuerst da?

Am Anfang stand klar das Bergsteigen. Ich hatte aber immer auch eine Affinität zum Fotografieren. Als ich meine ersten Bilder verkaufen konnte, liess mich das in meinem tiefsten Innern hoffen, Fotograf zu werden. Ich machte daher immer weiter nach dem Motto «learning by doing». Aber es brauchte

Wanderer zwischen zwei Welten



sm. · Robert Bösch ist Geograf, Bergführer und seit 35 Jahren freischaffender Action- und Bergfotograf. Er arbeitet für Zeitschriften, Zeitungen, und Magazine, nimmt aber auch Aufträge aus Werbung, Industrie und Tourismus wahr. Als Bergsteiger und Kletterer wie als Fotograf kennt Bösch viele extreme Routen in den Gebirgen der Welt.

Sein neuster Bildband schlägt den Bogen von der Bergsport- zur Kunstfotografie und lässt den Betrachter in Farbe und Schwarz-Weiss an der rauen Schönheit der Bergwelt teilhaben. Ergänzend beschreiben namhafte Alpinistinnen in sehr persönlichen Texten, was für sie den Reiz der Berge ausmacht.

Robert Bösch: Mountains. 336 Seiten. National-Geographic-Verlag, 2018.

Die Ausstellung «Das Bild vom Berg» in der Galerie Bildhalle in Zürich zeigt vom 22. November bis Ende Januar 2019 Werke aus dem Buch.

«Beim Fotografieren gehe ich keine Risiken ein – oder höchstens sehr minimale.»

ungefähr zehn Jahre, bis ich mich als Fotograf etabliert hatte.

Welches Risiko muten Sie sich und den Sportlern zu für ein gutes Bild?

Wer in die Berge geht, hat keine Garantie, dass er gesund zurückkommt. Doch ein Bergsteiger muss bereit sein, ein Risiko einzugehen, sonst erreicht er nichts. Beim Fotografieren halte ich es genau umgekehrt: Ich gehe keine Risiken ein – oder höchstens sehr minimale. Das gilt für mich, das gilt aber auch für die Athleten. Ich habe nie jemanden zu etwas gedrängt. Im Gegenteil, ich habe ab und zu verzichtet. Ein Bild ist das Risiko nicht wert.

Nimmt mit den Jahren die Risikobereitschaft des Bergsteigers ab?

Ja, ganz klar. Natürlich nimmt auch die Leistungsfähigkeit ab, und die Bereitschaft, zu leiden, wird kleiner. Grosse Würfe macht man nicht mehr am Berg, wenn man älter wird.

Im September 2009 kehrten Sie am Himalaja-Riesen Makalu auf 8000 Metern Höhe aus Zeitgründen um. Vieles spricht dafür, dass Sie beim Abstieg eine Lungenembolie hatten. Sie waren allein unterwegs und sind nur knapp dem Tod entkommen.

Ich habe nur überlebt, weil ich genügend fit war und weil ich nicht aufgegeben habe, weil ich einfach um jeden Preis überleben wollte. Zu jenem Zeitpunkt war ich aber so gut wie sicher, dass ich dort nie mehr runterkommen würde.

Was ging Ihnen da durch den Kopf? Das ist schwierig in Worte zu fassen. Ich hatte irgendwie das Gefühl: Verdammte, ich habe so intensiv trainiert, ich wusste, worauf ich mich einlasse, ich kenne diese

Bergwelt – und jetzt passiert es mir trotzdem. Natürlich dachte ich an meine Kinder, an meine Frau. Ich empfand keine Panik, vielmehr eine grosse Enttäuschung, auch Traurigkeit.

Für Shootings oder Reportagen haben Sie sich mit Topathleten immer wieder in schwierigstes Gelände begeben. Was Sie dabei jeweils in bergsteigerischer Hinsicht leisteten, blieb meistens unbeachtet. Hat das an Ihrem Ego gekratzt?

Nein. Für meine Eitelkeit ist viel wichtiger, dass wahrgenommen wird, dass ich früher alpinistisch auf hohem Niveau Leistungen erbrachte. Wenn ich mit einem Spitzensportler für ein Shooting unterwegs bin, mache ich ja nicht genau das Gleiche wie er, ich gehe zum Beispiel eine andere Route. Aber trotzdem: Viele Bilder waren nur möglich, weil ich mich in schwierigem Gelände sicher und selbstständig bewegen kann.

Mit Ihren Aufnahmen beeinflussen Sie, wie der Bergsport in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird – ein Beispiel sind Ueli Stecks Speedbegehungen. Haben Sie damit dem Wandel im Alpinismus hin zu «höher, schneller, risikoreicher» Auftrieb gegeben?

Das glaube ich nicht. Ich habe im Grunde genommen nur abgebildet, was passierte. Wettbewerb am Berg gab es schon immer, in jeder Generation versuchte man, einen Schritt weiter zu gehen, die Grenzen zu verschieben. Nur wurde das früher weniger breit kommuniziert. Und es war einfacher, Leistungen überhaupt einzuschätzen, als all die hohen Gipfel noch nicht erobert waren.

Welche Rolle spielt Fotografie bei der Dokumentation von alpinistischer Leistung?

Eine mittelmässige Leistung ist zwingend auf gutes Bildmaterial angewiesen. Wer hingegen etwas Herausragendes schafft, geht so oder so in die Geschichte ein. Von den alpinistischen Meilensteinen gibt es zum Teil kaum Bilder. Steve House und Vince Anderson, welche die Rupalwand am Nanga Parbat durchstiegen, brachten eine einzige brauchbare Aufnahme zurück vom Gipfel. Ueli Steck hatte von seinem Soloaufstieg auf die Annapurna gar keine Bilder im Gepäck ...

... was ihm den Vorwurf einbrachte, gar nicht oben gewesen zu sein. Das ist eine ganz andere Geschichte, über die man separat sprechen müsste.

Sie haben «Mountains» Ihrem Freund Ueli Steck gewidmet. Sie beide haben zusammen mehrere fotografische Projekte realisiert und wollten dies auch bei der Everest-Lhotse-Überschreitung tun, bei der Steck im April 2017 den Tod fand. Hat dieser Verlust Ihre Beziehung zur Bergwelt verändert?



Dieses Bild des Grossen Aletschgletschers entstand anlässlich

Nein. Ueli war nicht der erste tödlich verunglückte Bergsteiger, den ich kannte. Aber es war das erste Mal, dass ich einen engen Freund verlor in den Bergen. Sein Tod hat mich sehr betroffen gemacht. Ich habe jedoch aus diesem Unfall für mich selbst keine Schlüsse gezogen. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass ich alpinistisch nicht mehr so ambitioniert unterwegs bin wie früher.

Etliche Bilder im Buch sind in Schwarz-Weiss. Überhaupt setzen Sie Farbe sehr zurückhaltend ein. Wieso?

Seit es Photoshop gibt, sind für mich Farbspektakel passé. Als ich noch analog mit Diafilm fotografierte, jagte ich immer dem ganz besonderen Licht hinterher. Heute lässt sich am Computer aus einem gewöhnlichen Sonnenuntergang eine Wahnsinnsstimmung machen. Es ist auch modern geworden, bei Outdoor-Aufnahmen die Schatten rauszunehmen oder die Farbsättigung, um ihnen einen besonderen Touch zu verleihen. Diese Art von Bildern ist beliebig, sie entspricht mir ganz und gar nicht. Ich suche etwas anderes.

Und das wäre?

Bilder, die aus sich heraus spannend sind, die den Betrachter in Beschlag nehmen, ihn fesseln. Bilder mit einem überraschenden Ausschnitt, in sich stimmend. Mir gefallen auch Aufnahmen, die etwas Abstraktes haben. Oft spielt das Element Zufall eine Rolle. Als Fotograf hat man ja nicht alles im Griff. Es gibt Bilder, bei denen ich denke: Wow, das habe ich extrem gut fotografiert. Aber ich bin mir auch bewusst, dass bei vielen aussergewöhnlichen Fotografien auch ein Quentchen Glück im Spiel war.

Was ist zuerst: die Idee oder die Aufnahme?

Früher war es meistens so, dass ich mit einer konkreten Vorstellung losging. In den letzten Jahren jedoch habe ich gelernt, es anders zu machen: das Bild in meinem Kopf über den Haufen zu werfen, weil ich sonst bloss repetieren würde, was ich immer schon gemacht habe. Ich bin offener geworden für das Unerwartete.

Sie nehmen auch gewichtsmässig einiges auf sich: Wie viel wiegt die Fotoausrüstung, die Sie jeweils mit in die Höhe schleppen?

Das ist je nach Shooting und Umgebung völlig unterschiedlich. Manchmal ein- einhalb bis zwei Kilo, manchmal fünf-zehn Kilo.

Früher haben Sie analog gearbeitet, was vor allem in den Bergen aufwendig war. Wie hat der Wechsel zum Digitalen Ihre Arbeit verändert?

Ich habe mich schwergetan mit der Umstellung. Ich hatte immer mit Dias gearbeitet, für mich war das eine sehr ehrliche Art des Fotografierens: Was man im Sucher sieht, ist nachher eins zu eins auf dem Film. Das ist in der digitalen Fotografie anders. Hier kann man die Bilddatei im Nachhinein am Computer bearbeiten. Ich wusste aber, dass ich aufs Digitale umstellen musste, wenn ich weiter als Berufsfotograf arbeiten wollte.

Sehen Sie auch Vorteile in der Digitalfotografie?

Zum Beispiel, dass Aufnahmen sehr einfach präsentiert und verschickt werden können. Und dass man das Bild beim Fotografieren sofort sehen und kontrol-



von Gletschirmaufnahmen aus dem Helikopter: «Das Auge bleibt an dem hängen, was es sonst nicht sieht.»

ROBERT BÖSCH

lieren kann. Diese Vereinfachung jedoch wurde schnell zu einem Bumerang: Es gab plötzlich sehr viel mehr gute Bilder, und sie waren auch schneller weltweit erhältlich. Als Folge brachen die Preise ein, und der Markt geriet durcheinander.

Haben Sie sich vollkommen von der analogen Fotografie verabschiedet?
Grundsätzlich schon, aber ich habe immer noch meine alte manuelle Kamera. Und in meinem Hinterkopf geistert ein Projekt mit Analogbildern herum. Meine Hunderttausende von Dias habe ich archiviert. Früher war das Bildarchiv ein sehr gutes Geschäft. Ein Teil davon ist digitalisiert. Ich war wohl einer der ersten Fotografen, die ein Online-Archiv aufbauten – genau genommen hat das vor allem meine Frau gemacht.

Sie haben sich als Landschafts- und Actionfotograf im In- und Ausland einen Namen gemacht. Können Sie von der Fotografie leben?

Ich lebe seit 30 Jahren davon, und ich lebe gut. Früher war es allerdings schwierig, in der Outdoor-Fotografie Fuss zu fassen. Ich denke, dass dies heute einfacher ist: Es gibt unendlich viel mehr Magazine, Zeitungen, Fernsehsendungen oder Filme, die das Thema Outdoor aufgreifen – auch Social Media sind nicht zu vergessen. Und es gibt viel mehr Top-sportler, die fotografiert werden wollen. Allerdings ist es für junge Fotografen nicht einfach, sich innerhalb der grossen Konkurrenz zu behaupten.

Reicht es heute, gute Bilder zu schiessen? Gehört das Multimediale nicht auch dazu?

Ich habe zwar vereinzelt Filme gemacht, aber das Medium hat mich nie gross ge-

«Einem Bild darf man nicht trauen, Bilder tendieren dazu, zu lügen.»

reizt. Ein Film ist flüchtig, ein aussergewöhnliches Bild hingegen begleitet einen ein Leben lang. Ich habe das Gefühl, dass ich es mir leisten kann, nicht mehr alles zu machen.

Wie ehrlich sind Ihre Bilder?

Ich habe mich immer bemüht, möglichst spektakuläre Aufnahmen nach Hause zu bringen. Ich habe oft Leistungen fotografiert, von denen ich wusste: Die sind nicht so gut wie die Bilder, die ich davon mache. Deshalb: Einem Bild darf man nicht trauen, Bilder tendieren dazu, zu lügen. Wenn mir der «Stern» den Auftrag gibt, zu zeigen, wie verbaut und überzivilisiert die Alpen sind, mache ich die Auf-

nahmen in der gleichen Bergwelt, in der ich für Schweiz Tourismus die unberührte schöne Natur fotografiere. Es ist der Ausschnitt, das Weglassen, was den Unterschied macht.

Wollen Sie mit Ihren Aufnahmen eine Botschaft vermitteln?

Soll ich jedes Mal, wenn ich einen Gletscher fotografiere, sagen: Ich bin gegen Klimaerwärmung? Dass es wärmer wird, ist für jeden Berggänger offensichtlich: Die Gletscher schmelzen, der Permafrost geht zurück. Im Archiv habe ich genügend Material, um das zu belegen. Interessant wären die Hintergründe dieser Entwicklung. Die kann ich als Fotograf nicht aufzeigen, dafür braucht es Wissenschaftler.

Um Ihre Flughöhe zu erreichen, ist Ehrgeiz nötig und ein starker Wille. Haben Sie einen harten Kopf?

Ehrgeiz ist im Leben allgemein eine wichtige Triebfeder, um etwas zu erreichen. Damit meine ich Ehrgeiz nicht im Sinn von Unfairness und Ellbögen, sondern im Sinn von Motivation und dem Willen, besser zu sein. Ich hatte immer das Bestreben, bessere Bilder zu machen: bessere als ich selbst und bessere als andere.

Haben Sie das geschafft?

Es ist nicht an mir, das zu beurteilen. Ohnehin ist es falsch, von «besser» zu sprechen, weil nicht messbar ist, was besser ist. Ich denke aber, dass es mir gelungen ist, im Bereich Outdoor-Fotografie etwas Überdurchschnittliches zu schaffen – unter anderem auch, weil ich immer einen sehr hohen Aufwand betrieben habe. Und ich habe immer versucht, mich weiterzuentwickeln. Besonders in

der Landschaftsfotografie bin ich in letzter Zeit einen neuen Weg gegangen.

Inwiefern?

Ich habe auf all das verzichtet, was bei Landschaftsaufnahmen gängig ist: bei Sonnenauf- und -untergang oder in der sogenannten blauen Stunde zu fotografieren, mit Vordergrund, Mittel- und Hintergrund zu arbeiten, ein Weitwinkelobjektiv einzusetzen. Stattdessen habe ich lange Brennweiten verwendet und überraschende Ausschnitte gewählt. Ich habe bewusst anders gearbeitet als sonst.

Wenn Sie in schwierigem Gelände unterwegs sind, sei dies als Fotograf oder als Alpinist: Haben Sie je das Gefühl, dort nicht hinzugehören?

Dieses Gefühl habe ich sehr oft. Es zeugt von Unerfahrenheit, es nicht zu haben. Ich bin überzeugt, dass sehr viele Berggänger am Everest sich nicht bewusst sind, in welcher Welt sie sich bewegen, wie wenig es braucht, bis etwas gründlich schiefeht. Wer irgendwo auf dieser Welt an einem abgelegenen Berg auf einer schwierigen Route unterwegs ist, merkt, dass der Mensch dort nicht hingehört.

Und trotzdem lockt das Abenteuer...

Ein Abenteuer ist im Grunde genommen eine unangenehme Sache. Es ist absurd beim Bergsteigen: Man träumt davon, eine gewisse Route zu machen, bereitet sich darauf vor, trainiert, nimmt alles Unangenehme in Kauf, steigt schliesslich ein, und dann will man eigentlich nur noch eines: möglichst schnell durch und wieder raus. Kaum ist man draussen, denkt man wieder ans nächste Ziel.

Hat Bergsteigen für Sie auch eine spirituelle Komponente? Fühlen Sie sich

dem Göttlichen näher, wenn Sie oben auf dem Gipfel stehen?

Nein. Wenn man auf dem Gipfel steht und weiss, dass der Abstieg unproblematisch sein wird, kommt Erleichterung und vielleicht Euphorie hoch. Vor einem schwierigen Abstieg jedoch hat man auf dem Gipfel keinen Raum für ein spezielles Gefühl, man weiss einfach, dass es nicht weiter hinaufgeht. Anders ist es in grossen Wänden: Dort ist das Erleben unglaublich intensiv. Man muss eine grosse Anspannung aushalten können, und das schon lange vor der Tour. Diese Intensität des Sich-Auseinandersetzens mit sich selbst, mit seinem Können und den Gegebenheiten um sich herum, die manchmal schön sind, manchmal aber auch beschissen und gefährlich – diese Intensität ist das, was einen packt beim Bergsteigen und was einem auch fehlt, wenn man es nicht mehr hat.

Mit dem Älterwerden sind gewisse Routen nicht mehr möglich. Werden Sie dann die Kamera weglegen?

Ich fotografiere jetzt schon vieles, was nichts mit Bergen zu tun hat. Und ich merke, dass mein Interesse für gewisse Fotoaufträge nachlässt – auch Actionfotografie werde ich nicht mehr ewig machen können. Was mich immer stärker anzieht, ist die künstlerische Landschaftsfotografie. Bei mir hat sich die Welt des Fotografierens zum Teil überschritten mit der Welt des Alpinismus. Aber es sind zwei ganz eigenständige Welten. Häufig nehme ich gar keine Kamera mehr mit, wenn ich klettern gehe. Gleichzeitig hoffe ich, dass ich noch lange fotografieren kann und dass mir die Freude daran bleibt. Es ist ein Geschenk, etwas zu haben, das einen derart fasziniert.

Nur für Feingefühlige

Energie tanken und innehalten: Sogenannte Orte der Kraft sind längst Teil der touristischen Angebotspalette geworden. Auf Spurensuche im Hinterland von Thun. VON ANDREAS STAEGER

Der poetische Ortsname passt: In Blumenstein gibt es viel Wiesland und Wald; einzig die paar Hochspannungsleitungen passen nicht ins Bild. Die Gegend im Hinterland von Thun ist flach. Doch gegen die Gipfelkette zwischen Stockhorn und Gantrisch reisst es das Terrain unbarmherzig in die Höhe. Zwischen felsigen Halden, abschüssigen Wäldern und steilem Weideland ziehen dort gewaltige Wasserläufe ungestüm talwärts. Es ist eine Landschaft, die mit ihrem rohen Charakter einem ungeschliffenen Edelstein ähnelt. Dessen leuchtende Spitze ist die aus dem 13. Jahrhundert stammende Kirche im Talboden. Zusammen mit dem nahen Pfarrhaus und der Pfrundscheune bildet sie eine Baugruppe von nationaler Bedeutung. Gleich hinter der Kirche stürzt der Fallbach in einem prachtvollen Wasserfall über die nahezu senkrechte Felswand.

Ein verborgener Wasserfall

Die Szenerie ist ein beliebtes Fotomotiv, denn in der Kirche wird oft geheiratet. Kaum bekannt ist hingegen, dass der Fallbach weit oben im Wald einen zweiten Wasserfall bildet. In waberndem Licht liegen dort zwischen hohen Felswänden umgestürzte Bäume kreuz und quer über grossen Felsblöcken. Die verborgene Ecke ist nicht leicht zu finden. Vom Bergwanderweg zur Langenegg zweigt nur eine schmale, kaum sichtbare Wegspur ab. Doch Christian Winkler kennt diese Gegend, seit er ein Kind ist. An der Stelle, wo zwei Wildbäche zusammenfliessen, erklimmt Winkler einen Felsblock und fragt: «Spüren Sie es

An der Stelle, wo zwei Bäche zusammenfliessen, erklimmt Winkler einen Felsblock und fragt: «Spüren Sie es auch?»

auch?» Er meint damit etwas Angenehmes, wie wenn man ganz leicht elektrisiert würde. Der Journalist spürt nichts.

Christian Winkler lebt nicht weit von dieser Idylle entfernt. Der ehemalige Lehrer und Heilpädagoge ist seit zwei Jahren pensioniert. Mit der schmucken Dorfkirche war er erst als Organist, dann auch als Sigris verbunden, mittlerweile ist er Präsident des Kirchgemeinderats. Regelmässig zeigt er Besuchern die Preziosen des Gotteshauses, namentlich die gut erhaltenen Glasfenster aus dem goldenen Zeitalter der Königsfelder Glasmalerei. Besonders angetan haben es ihm die Darstellungen der heiligen Margarethe mit dem Drachen und des Christophorus mit dem Jesuskind auf den Schultern.

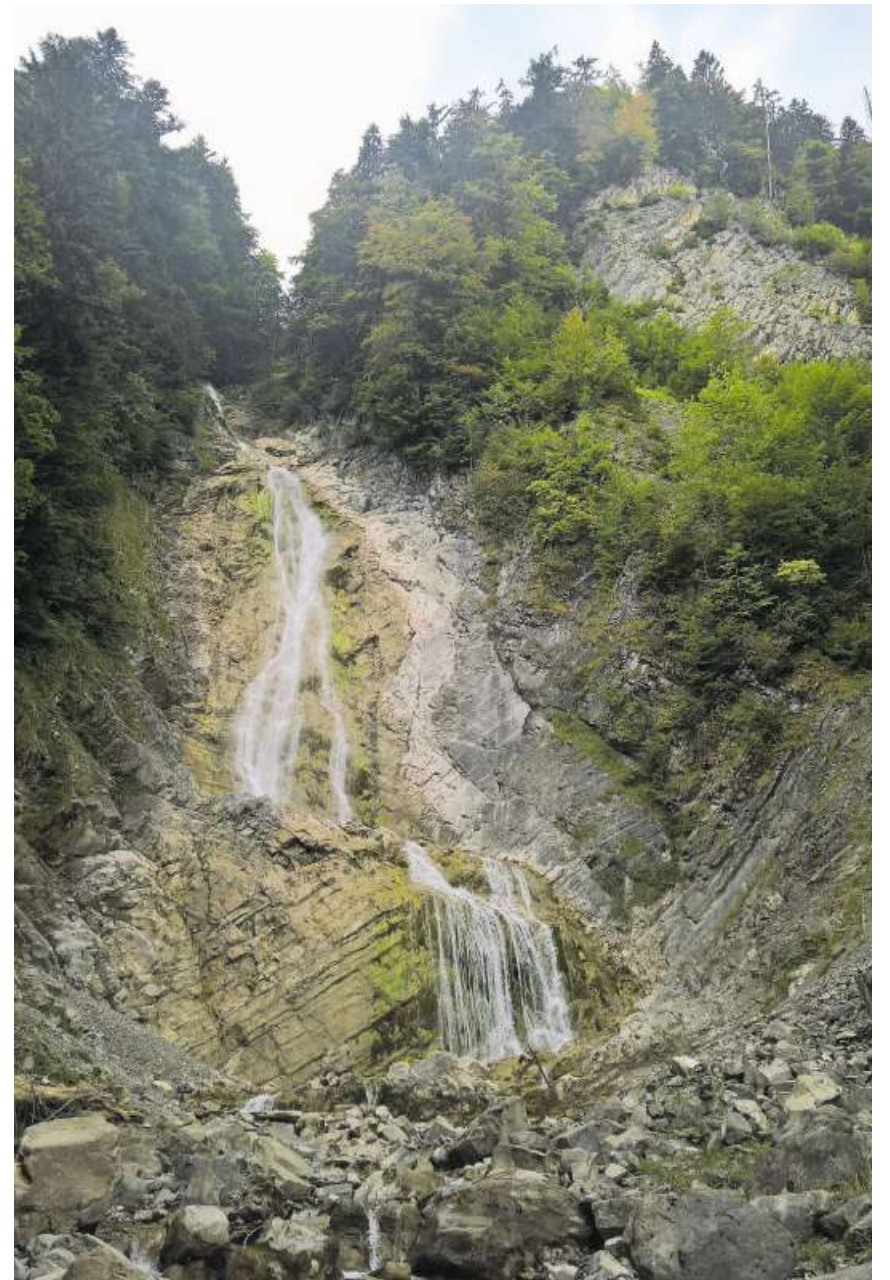
Feen, Zwerge, Engel

Solche Motive sind für ihn nicht bloss Elemente der abendländischen Kulturgeschichte. Vielmehr hat er sie in sein persönliches Erleben eingewoben und sich auf diese Weise eine Kosmologie erschaffen, die sowohl christliche Leitgedanken als auch keltische und germanische Mythen umfasst. Winkler spricht

in diesem Zusammenhang von einer «Elementarwelt», die sich ihm schon in früher Kindheit gezeigt habe. Zum Beispiel, als er in einem Graben hinter dem Elternhaus jeweils mit Zwergen sprach und spielte. Oder später, als er neben dem Sarg seiner Tante zwei Engel sah. – Wie bitte? Doch Winkler meint es ernst. Zwerge, Engel, Feen: Das war für ihn real. Genauso wie die Lichterscheinung, die er als Vierjähriger wahrnahm, während er auf einem Felsblock sass und, ähnlich wie der chinesische Philosoph Zhuangzi, nicht mehr wusste, ob er nun der Stein oder er selbst sei.

In Berührung mit seiner «Elementarwelt» kommt er beispielsweise auf einem Spaziergang oberhalb von Blumenstein. Von Kindsbeinen an hat er diese Gegend regelmässig aufgesucht. An manchen Orten stellte er fest, «dass es besonders ist». An anderen Orten «war es ebenfalls besonders, aber anders». Er habe immer wieder das Gefühl gehabt, an solchen Stätten gleichsam aufzutanken zu können. Heute bezeichnet er sie als Kraftorte. Den Begriff kennt er seit der Lektüre eines Buchs, in dem der Schweizer Autor Pier Hänni Wanderungen zu sogenannten «Orten der Kraft» beschreibt. «Der weiss viel», sagt Winkler. «Ich fand bei ihm bestätigt, was ich schon lange ahnte.»

Einer dieser Orte liegt auf Buechschwand, am Ende einer sanft gewellten Alpweide. Das Gelände fällt dort auf drei Seiten jäh ab: Links unten in der Tiefe rauscht der Fallbach, rechts ist der Sulzgraben, in der Mitte führt ein schmales Weglein den abschüssigen



Hinter der Blumensteiner Kirche stürzt der Fallbach über die Felswand. ANDREAS STAEGER

Bergwald hinab. In der äussersten, gerade noch flachen Ecke der einsamen Weide liegt eine kreisrunde, mehrere Meter breite Mulde.

Gewiss: Eine gewisse Anziehungskraft ist diesem Ort nicht abzuspüren. Doch was ist so besonders daran? «Setzen Sie sich einfach hin, dann spüren Sie es», antwortet Christian Winkler. Der Journalist setzt sich ins Gras und spürt

erneut – nichts. Die Mulde ist für ihn nicht mehr als ein schönes Plätzchen.

Blumenstein ist mit dem Bus ab Thun erreichbar. Übernachtet werden kann im Gasthof Bären. Rundwanderung zu ausgewählten Standorten: vom Dorfzentrum via Kirche, Fallbachgraben, Geissrugg und Buechschwand nach Langenegg, zurück ins Dorf über Weidli und Kirche; Distanz 9,8 km, Auf-/Abstieg je 580 m, Marschzeit rund dreieinhalb Stunden.



5 Kilometer NZZ-Infografik/pm.

Zwischen Esoterik, Zweifel und Business

ast. · Ob Kirchen oder Bergseen: Es gibt zahlreiche Schauplätze, die den Ruf haben, ganz besondere «Orte der Kraft» zu sein. Freilich steht es mit dem Begriff Kraftort wie mit dem Knoblauch: Beide scheiden die Menschheit in zwei Lager.

Anhänger verstehen unter Kraftorten Geländepunkte, an denen eine erhöhte, «feinstofflich wahrnehmbare» terrestrische Strahlung vorkommt. Skeptiker weisen darauf hin, dass es für solche «Erdstrahlung» keine wissenschaftlichen Belege gebe. Versuche, die Thematik rational aufzuarbeiten, gab und gibt es immer

wieder. Am bekanntesten ist das Konzept des Franzosen André Bovis, der je nach Standpunkt als Physiker oder Kesselschmied bezeichnet wird. Er schuf eine Skala zur Messung der von der Erde ausgehenden Energiestärke. Darunter verstand er eine Form von Strahlung, die sich besonders an Störzonen wie Wasseradern bemerkbar mache und die nur von besonders feingefühligen Menschen wahrgenommen werden könne.

Spötter hingegen sagen, dass die Existenz des Herrn Bovis nicht zweifelsfrei erwiesen sei. Womöglich habe sich da je-

mand einfach einen Scherz erlaubt, denn das lateinische «bovis» bedeute auf Deutsch einfach «Rindvieh».

Um solche Erwägungen kümmert sich die Tourismusbranche nicht. Längst sind Kraftorte in verschiedenen Destinationen der Schweiz zu einem Element der touristischen Angebotspalette geworden. Schweiz Tourismus listet unter dem entsprechenden Stichwort 25 verschiedene Ausflugsziele auf – und quantifiziert zuweilen sogar deren Wirkung («Burgruine Laufenburg: 15 500 Bovis-Einheiten»).



Live-Ausblick vom Bachtelturm: bachtelpanorama.ch

natürli
ZÜRIOBERLAND.CH
TOURISMUS

Raus aus dem Nebel, ab ins Zürioberland!

Sonne tanken im Zürioberland

- Wanderungen und Biketouren mit Nebelmeerblick
- 20 Berggasthäuser mit Sonnenterrasse
- In nur 30 Minuten erreichbar von Zürich und Winterthur
- Webcams für die Ausflugsplanung
- Kostenlose Broschüren und Tourenvorschläge

www.zürioberland-tourismus.ch
tourismus@zuerioberland.ch | +41 52 396 50 99

Es geht ein Selfie auf Reisen

Unsere liebste Ferienbeschäftigung ist das Fotografieren. Bilder im Netz zu teilen, soll inzwischen einer der wichtigsten Zwecke von Ferien überhaupt sein. VON DANIELE MUSCIONICO

Das schönste Ferienbild ist das Selfie! Ganz egal, ob vor dem Eiffelturm oder hinter dem Mailänder Dom, auch weit weg von zu Hause ist man sich selbst am nächsten. Was der Selfie-Stick heute ist, war die Wünschelrute gestern. Das ist nichts Schlechtes, denn die Psychologie weiss, wir waren wohl schon immer geltungssüchtig. Mit dem Smartphone und dem Selfie-Stick – oder der Selfie-Drohne – auf Reisen zu gehen, das mehrt die Hoffnung auf das grosse Ferienglück entschieden.

Vom Drücken des Auslösers zum veröffentlichten Bild dauert es inzwischen weniger als zehn Sekunden: Das Ferienfoto verspricht minimalen Zeitverlust bei maximalem Gewinn. Über 1,5 Milliarden Bilder werden auf sozialen Netzwerken und auf Apps hochgeladen, täglich! Und mehr als die Hälfte davon entsteht in den Ferien. Hey, hier New York! Was, du hast es bloss bis Dinkelsbühl geschafft? Selfies macht man nicht, um sie gemacht zu haben; wer sie nicht teilt, hat den Sinn der Sache nicht begriffen.

Veränderte Reisegewohnheiten

Unsere neue liebste Ferienbeschäftigung, das Fotografieren, ist kein Grund, in Kulturpessimismus zu verfallen. Auch die

Als Reisebild haben die raue Wildnis, Island, Norwegen auf Instagram mehr Kredit als südliche Gefilde.

Postkarte war ein Kind einer neuen Technologie. Die schöne Selbstvergewisserungstechnik begann erst zu blühen, als das System der Briefpost erfunden war. Und dieses wiederum war durch die Technik der Eisenbahn möglich. Doch der Verkehr auf den sozialen Netzwerken hat den Schienenverkehr abgelöst: Das Selfie ist nichts anderes als ein Symptom veränderter Reisegewohnheiten.

Neuste Studien zeigen, dass das Teilen von Bildern im Netz inzwischen nicht nur einer der wichtigsten Zwecke von Ferien überhaupt ist. Eine britische Versicherungsfirma hat in einer Befragung von Millennials festgestellt, dass nahezu die Mehrheit sogar ihr Reiseziel danach auswählt, ob es «instagrammable» sei. Instagram-tauglich heisst: Die Destination soll einem definierten Raster entsprechen. Sie soll bildschön sein!

Bildschön ist zum Beispiel der ruhig daliegende, klare Bergsee. Noch besser und noch «instagrammabler» ist er, wenn sich Bergriesen darin spiegeln! Berge im Schnee!

Der Sonnenuntergang? Zu leicht lässt er sich am Computer simulieren. Seit er in den siebziger Jahren zur Fototapete verkitscht wurde, hat er seinen Ruf verspielt und bis heute noch nicht wiedererlangt. Als Reisebild haben die raue Wildnis, Island, Norwegen auf Instagram mehr Kredit als südliche Gefilde, Meer, Palmen, Jesolo. Sie sind naheliegend, auch wenn sie weit weg sind, denn sie sind für jeden Backpacker und Billigflieger umstandslos zu erreichen. Der Flashpacker sucht das Unikat, das letzte Abenteuer.

Die Dolomiten zählen laut Online-Foto-Communities und Instagram-Autoritäten zu den weltweit beliebtesten und am häufigsten geposteten Landschaften.



Die Community, die Luca Zanettis Reise online folgte, wollte in erster Linie den Fotografen selbst sehen – hier in Peru. ALEX KÖRNHUBER



Zanetti befuhr Südamerika von Süden bis in den Norden mit dem E-Bike. Im Bild: die Huaypo-Lagune in der Region Cusco, Peru.



Die Reise dauerte 205 Tage und wurde dokumentiert. Begegnung mit einer Strassenband in Quito, Ecuador.

BILDER LUCA ZANETTI

Ein Blick auf die Geislerspitzen im Herbst, die bleichen Felsen brennen rot-gelb, bringt am meisten Klicks. Online-Foto-Communities kennen sogar den Standpunkt, von dem aus man die bildschönste Perspektive auf den Berg hat. Es ist die Seceda im Grödnertal. Die Erhebung der Seceda ist der Instagram-Spot Nummer eins. Wer es bis dort und auf das grossflächige Hochland geschafft hat, inmitten der Dolomiten, und wer dann ein Selfie schießt, auf dem man dank dem entsprechenden Filter später relaxed wie am Strand wirkt, der darf von sich behaupten, in den Ferien alles richtig gemacht zu haben.

11 500 Kilometer, 8600 Bilder

Nur Künstler oder Fotoaktivisten machen es so falsch wie zum Beispiel der Schweizer Fotograf Luca Zanetti auf seiner Reise, als er die Schönheit und die Problematik von Südamerika fotografieren wollte. Zanetti befuhr auf den Spuren von Che Guevara den Kontinent von Süden bis in den Norden. Doch während Che 1952 ein Motorrad benutzt hatte, stieg der Schweizer auf ein E-Bike um: 11 500 Kilometer durch Chile, Argentinien, Bolivien, Peru, Ecuador und Kolumbien, das Unternehmen dauerte

Als die Ferienbilder noch analog waren, galt das Recht des sozial Stärkeren: Dieser lud zu einem Dia-Abend ein.

205 Tage. Zanetti bezwang 5000 Höhenmeter und dokumentierte dies auf 8600 Bildern. Die E-Bike-Reise war selbstverständlich auch online aufgeschaltet, und bald war klar: Die Besucher wollten nicht Umweltsünden vorgeführt bekommen, den offiziell bereits für tot erklärten, durch den Klimawandel und Wasser-Missmanagement ausgetrockneten Salzsee Poopó in den bolivianischen Anden: desaparecido, verschwunden. Oder das Skelett eines verdursteten Flamingos oder die 7000 Fischerfamilien, die ihre Lebensgrundlage verloren hatten.

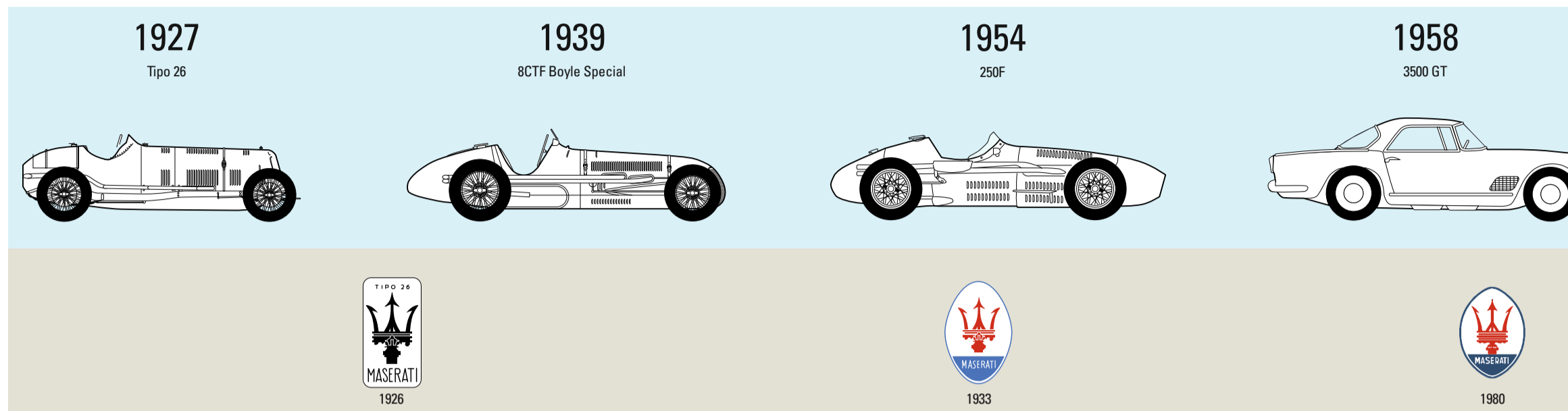
Die Community, die Zanettis Reisebildern online folgte, wollte den Fotografen selbst sehen! «El suizo» am mächtigen, von einer Wolke verdeckten Huascarán, dem mit 6768 Metern höchsten Berg Perus. «El suizo» auf dem Abra del Acay (4895 Meter), dem höchsten befahrbaren Pass Argentiniens. Oder, besser noch, «el suizo», wie er vor Mikrofonen Interviews gibt.

Als die Ferienbilder noch analog waren, galt das Recht des sozial Stärkeren: Denn dieser lud zu einem Dia-Abend ein. Der Vielgereiste nahm seine Freunde in Geiselhaft, stundenlang. Seit Ferienbilder nur noch als Datei bestehen, sind solche Erniedrigungen der zu Hause Gebliebenen ausgestorben. Und das Beste überhaupt: Nur der aller-kleinste Teil der Bilder, dem Schlandrian sei Dank, gelangt von Festplatten jemals ans Licht.

Luca Zanetti: «E-Bike Diaries», Band Nr. 2 der Serie Photobooks of the World, Verlag Simonett & Baer, Basel 2018.

Unter dem Titel «Colombia – On the Brink of Paradise» zeigt Luca Zanetti vom 4. November bis zum 2. Dezember im Basler «BelleVue – Ort für Fotografie» Bilder aus Kolumbien.

Meilensteine der Markengeschichte



QUELLE: MASERATI



Maseratis erster SUV, der Levante, soll die Marke in ein neues Zeitalter führen.



Die Rennfahrerlegende Tazio Nuvolari in den 1930er Jahren am Steuer eines Maserati 6C 34.

Vier Brüder für drei Zacken

Die Geschichte der italienischen Marke Maserati ist wechselvoll. Erst als sich das Familienunternehmen zum professionellen Konzern wandelte, ging es mit fremder Hilfe aufwärts – bis heute.

VON HERBIE SCHMIDT

Wer schon einmal in Bologna war, kennt das Maserati-Logo mit dem Dreizack. Den hält Meerese Gott Neptun, der an der Piazza Nettuno thront, fest umklammert. Für Alfieri Maserati symbolisiert er bei der Gründung des Unternehmens 1914 die Stärke seiner Familiengeneration, bestehend aus sechs Brüdern. Vier von ihnen sammeln erste Erfahrungen im Automobilbereich bei Isotta Fraschini. Alfieri Maserati gründet das Familienunternehmen Maserati, um für Isotta Rennautos einzusetzen. Der Erste Weltkrieg stoppt den Anfangsschwung des jungen Unternehmens abrupt, erst nach Kriegsende nehmen Alfieri, Ernesto und Ettore Maserati den Werkstattbetrieb auf. Erstes eigenes Projekt ist der Maserati Tipo 26, den Alfieri bei der Targa Florio 1927 zum Klassensieg in der 1,5-Liter-Klasse fährt.

Ein erster Bruch in der Unternehmensgeschichte entsteht, als Alfieri Maserati 1932 an den Spätfolgen eines Rennunfalls stirbt. Doch mit Alfieri geht auch die Dynamik verloren, selbst wenn der Tipo 6CM einige Rennerfolge erzielt. 1937 verkaufen die verbliebenen Brüder das Unternehmen an den Industriellen Adolfo Orsi aus Modena. Trotz den Siegen des Maserati 8CTF Boyle Special

1939 und 1940 bei den 500 Meilen von Indianapolis fühlen sich die Brüder nie ganz heimisch bei Orsi.

1947 gründen sie in Bologna die Konkurrenzfirma Officine Specializzata Costruzioni Automobili (Osca). Bei Maserati, nun ohne Familienbeteiligung, kommt es in den 1950er Jahren nach Arbeiterunruhen zur Herauslösung des Rennsportgeschäfts aus dem Betrieb. Die Marke stößt erfolgreich in die Lücke, die das bis dahin dominierende Alfa-Romeo-Rennteam hinterlässt. Der Maserati 250F entwickelt sich zum am weitesten verbreiteten Fahrzeug in der Formel 1, und 1957 gelingt Juan Manuel Fangio mit diesem Wagen der Gewinn der Fahrer-Weltmeisterschaft.

Von der Piste auf die Strasse

Gleichzeitig beginnt der Wandel bei Maserati vom Rennwagenbauer zum Hersteller von Strassenfahrzeugen, um zusätzliche Erlöse zu erzielen und den Rennbetrieb fortführen zu können. Frühe Erfolge erzielt das Sportcoupé 3500 GT, der erste eigentliche Gran Turismo der Marke, der in fast 2000 Exemplaren gebaut wird. Mit dem Quattroporte I von 1963 gelingt Maserati ein

Für Alfieri Maserati symbolisiert der Dreizack bei der Gründung des Unternehmens 1914 die Stärke seiner Familiengeneration.

weiterer Meilenstein, denn es handelt sich um eine viertürige Sportlimousine, die bis heute ihre Spuren in der Marke hinterlässt. Dank den beiden Fahrzeugen erreicht Maserati Produktionszahlen, die an Ferrari heranreichen und Lamborghini gar übertreffen.

Französisches Intermezzo

In der Folge beginnt die Zeit der Maserati-Strassensportwagen mit Modellnamen, die nach mediterranen Winden benannt sind. Mistral, Bora, Khamsin, Karif, Shamal und Ghibli heissen die Fahrzeuge aus der Feder von Chefkonstrukteur Giulio Alfieri. Doch grosse Stückzahlen kann Maserati damit nicht erzielen, es folgt der wirtschaftliche Niedergang. Der französische Hersteller Citroën übernimmt gut 60 Prozent der Firmenanteile, und Alfieri erhält den Auftrag, sich bei der Modernisierung der Maserati-Palette aus dem Teilregal der Franzosen zu bedienen. Dazu gehört etwa die Citroën-Hydraulik, die in Lenkung und Bremsen zur Anwendung kommt. Der Sechszylinder-Benziner des Mittelmotorwagens Merak wird zudem auch beim Citroën SM verwendet.

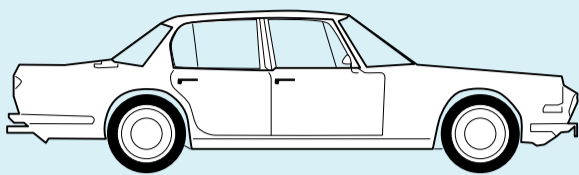
Mitte der 1970er Jahre macht die Ölkrise auch Maserati mit seinen wenig verbrauchsarmen Aggregaten zu schaffen, die Marke steht vor dem Aus. Auf Geheiss der italienischen Regierung übernimmt eine staatliche Aufgangsgesellschaft die Maserati-Anteile von Citroën, um diese wenig später an den Sportwagenbauer De Tomaso weiterzugeben. Dieser richtet die Firma mit dem Dreizack 1981 neu aus und baut fortan den kompakten Maserati Biturbo mit dem Ziel, endlich grosse Stückzahlen erreichen zu können. Doch die sukzessive Steigerung der Produktion auf bis zu 6300 Fahrzeuge pro Jahr lässt die Qualität der von De Tomaso gebauten Maserati leiden.

Nach einem kurzen Zwischenspiel mit Chrysler landet Maserati 1989 mit 49 Prozent der Anteile bei Fiat, das 1993 auch den Rest der Firma übernimmt. Mit neuem Schwung entstehen in dieser Zeit neue Versionen des Ghibli und des Quattroporte, und ab 1997 gehört Maserati zur Fiat-Konzernschwester Ferrari.

Ab 1998 kommt nach gründlicher Renovation der Produktionsanlagen ein verbesserter Quattroporte auf den Markt, dazu mit dem 3200 GT auch wie-

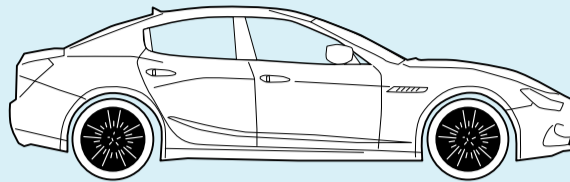
1963

Quattroporte



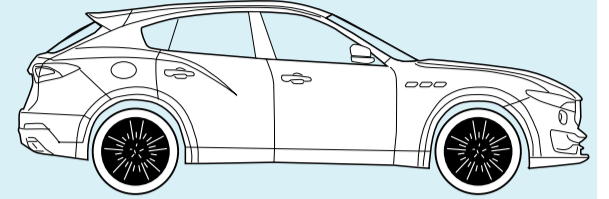
2013

Ghibli



2016

Levante

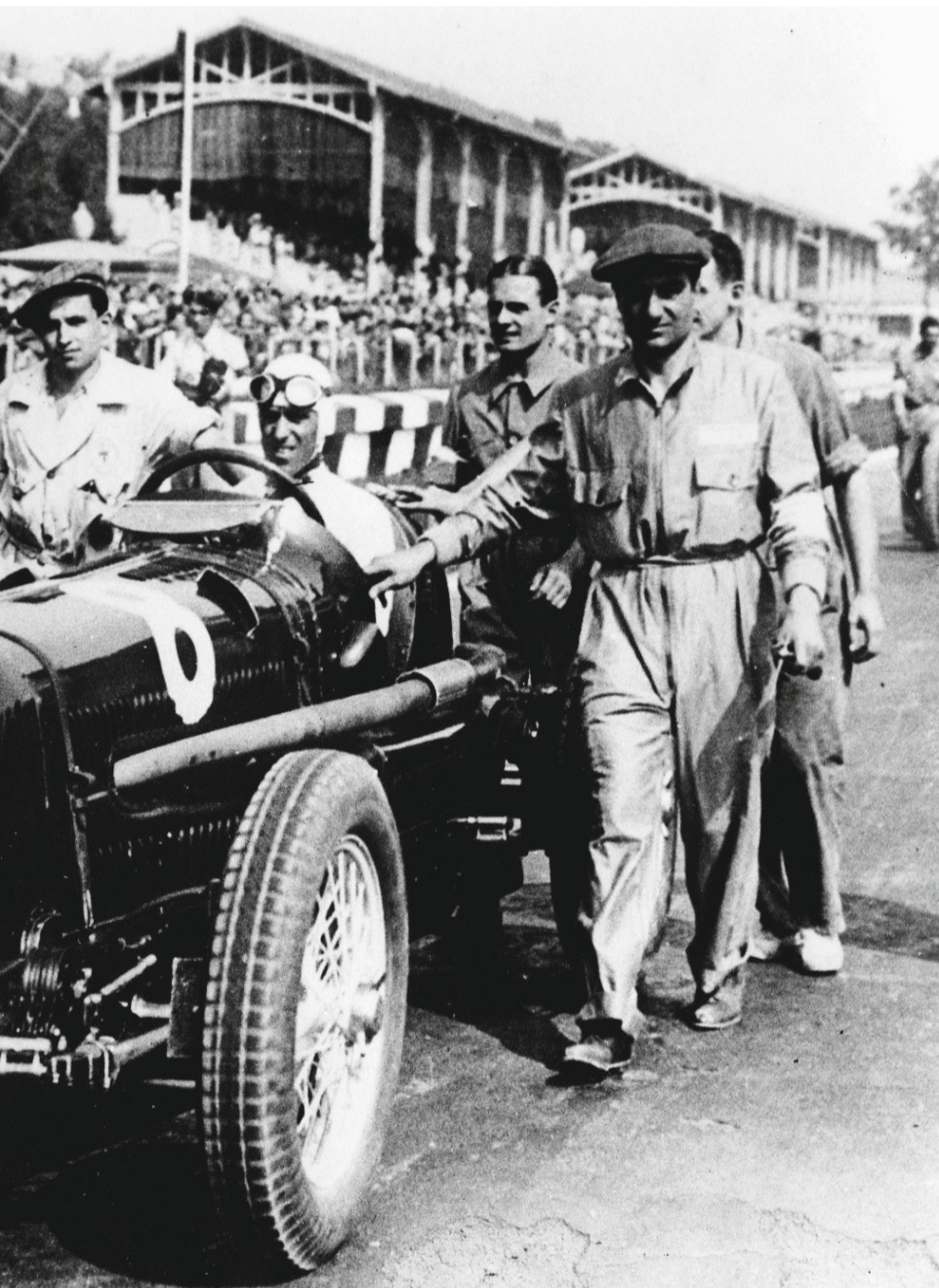


1997



2005

NZZ-Infografik/eff.



Trotz Rennerfolgen blieb der Firma der wirtschaftliche Durchbruch zunächst versagt. BILDER PD

«Auto-Interessierte stufen unsere Marke preislich viel zu hoch ein»

Maserati plant einen Kompakt-SUV. Damit wolle man neue Kundensegmente erschliessen, sagt Piergiorgio Cecco, General Manager für Maserati Schweiz, Österreich und Deutschland.

Herr Cecco, die Marke Maserati hat in den vergangenen Jahren einen enormen Wandel durchlaufen, was sich auch in den Verkaufszahlen äussert.

Das freut uns natürlich sehr. Von der früheren Strategie im Luxusbereich haben wir uns 2013 verabschiedet. Seither hatten wir erst mit dem Quattroporte, dann mit dem Ghibli und jetzt mit dem Levante stetig mehr Erfolg. 2017 hatten wir ein Rekordjahr.

Und der Aufschwung gelang zunächst noch ganz ohne SUV-Modell...

Die unterhalb des Maserati Quattroporte angesiedelte Limousine Ghibli brachte uns den ersten Durchbruch. Hier konnten wir eine Nachfrage bedienen, die unsere Konkurrenten nie vollständig stillten, sondern sich stattdessen auf Kombis und SUV konzentrierten. 2015 und 2016 konnten wir mit dem Ghibli im Segment der Limousinen mit mehr als 250 PS einen erfreulichen Marktanteil erreichen.

Ist die Konkurrenz im Levante-Segment zu stark?

Der Wettbewerb besetzt in diesem umkämpften Segment jede Nische mit SUV in verschiedenen Formaten und offeriert zudem meist noch ein Coupé-Schwestermodell, das den Gesamtverkauf mit weitgehend gleichen Teilen zusätzlich antreibt. Der Erfolg des Levante ist dennoch erstaunlich, wenn man bedenkt, dass wir nur drei verschiedene Motoren anbieten, einen Benziner in zwei Leistungsstufen und einen Diesel.

Bei vielen Marken ist der Anteil am Gesamtgeschäft der Verkäufe von Dieselfahrzeugen rückläufig. Bei Maserati lag der Anteil einmal bei einem Drittel. Wie hat sich dies seither entwickelt?

Die Verkäufe gehen in diesem Bereich auch bei Maserati zurück. Wir rechnen für Ende 2018 damit, dass sich der Anteil an verkauften Dieselfahrzeugen nochmals verringert. Aber die DNA von Maserati war schon immer sehr sportlich veranlagt, und unser 350 PS starker V6-Motor ist sehr ausgewogen, was die Performance und den Verbrauch angeht.

Helfen die auch bei Maserati erhaltenen Dieselmotoren bei der Einhaltung von CO₂-Normen, oder verursachen sie gerade bei den verschärften NO_x-Messungen Probleme im Maserati-Line-up? Für Maserati-Kunden sind die Dieselmotoren nach wie vor eine sehr gute Wahl. Und für uns als Kleinhersteller mit jährlich weniger als 10 000 verkauften Neufahrzeugen in Europa gibt es ohnehin eine Sondervereinbarung mit



Piergiorgio Cecco
General Manager
für Maserati Schweiz,
Österreich und
Deutschland

möchte Maserati in den nächsten fünf Jahren bei der Entwicklung von Hybridmodellen und elektrischen Fahrzeugen im Premium-Segment führend sein. Dabei arbeiten wir eng mit Ferrari zusammen, bleiben also italienisch.

Wenn der kleinere SUV lanciert wird, stösst er ins stark boomende Segment der luxuriösen Kompakt-SUV. Wird Maserati mit dem Klassenprimus Porsche Macan mithalten können?

Wir glauben daran, dass wir mit dem Kompakt-SUV eine ganz andere Thematik in Angriff nehmen können: unser Image. Unser Problem ist ja, dass die Auto-Interessierten unsere Marke in der Wahrnehmung preislich viel zu hoch einstufen und uns etwa bei Bentley und Ferrari positionieren. Solche potenziellen Kunden ziehen einen Maserati gar nicht in Betracht, obwohl wir unsere Preise klar kommunizieren.

Sind Sie diesem Phänomen auf die Spur gekommen?

Einer der Gründe könnte sein, dass Maserati eher grosse Fahrzeuge baut. Selbst der Ghibli ist fünf Meter lang. Wenn nun der kleinere SUV kommt, könnte er diese Wahrnehmung korrigieren und somit neue Kundengruppen ansprechen.

Handelt es sich hier auch um Schwellenangst bei den Kunden, die bei der Konkurrenz etwa durch die Einführung von Pop-up-Stores oder Verkaufspunkten in Einkaufszentren überwunden werden soll?

Ich glaube nicht, dass unsere Autohäuser hier das Problem sind. Wir werden in diesem Bereich nicht viel verändern, auch wenn wir künftig in den urbanen Regionen noch präsenter sein wollen.

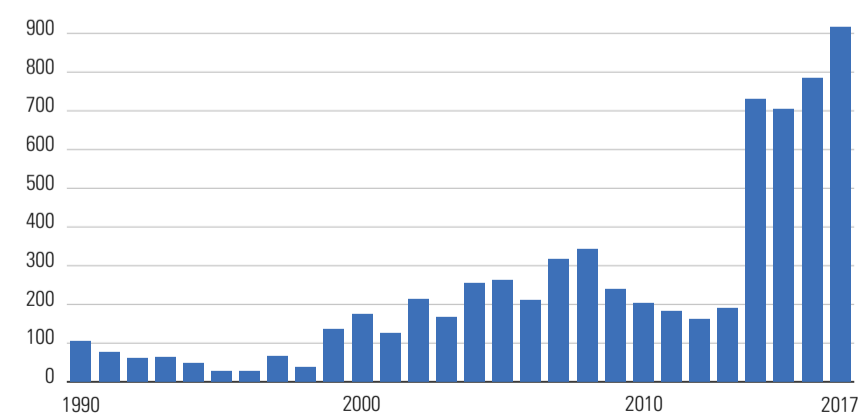
Was bedeutet die bald einziehende Elektrifizierung für die Händler und Verkaufspunkte?

Grosse Veränderungen wird es am ehesten bei den Werkstätten geben. Ein wenig haben wir das bereits bei den Ferrari-Maserati-Vertretungen erlebt, etwa mit dem hybriden LaFerrari. Aber heute gibt es nur noch drei solcher Markenkombinationen in der Schweiz. Die anderen Verkaufspunkte sind teilweise mit konzernfremden Marken kombiniert. Dort gibt es bereits Erfahrungen mit der Elektrifizierung, was uns natürlich hilft. Auf die Handelsbetriebe werden zwar Investitionen zukommen, aber diese werden sich im Rahmen halten. Vielmehr müssen wir im täglichen Verkauf umdenken, um die bei uns herrschende Akquisitionsraten beibehalten zu können.

Interview: Herbie Schmidt

Maserati – Neuzulassungen in der Schweiz seit 1990

Anzahl Fahrzeuge



QUELLE: AUTO SCHWEIZ / AB 1993 Eidg. Fahrzeugkontrolle DB MOFIS

NZZ-Infografik/cke.

der ein Coupé – diesmal aus der Feder von Giorgetto Giugiaro. 2005 löst Fiat Maserati aus der Ferrari-Gruppe heraus und führt sie parallel weiter. Die Zusammenarbeit mit Ferrari bleibt jedoch bestehen.

In der Folge entstehen das Coupé Gran Turismo und sein Ableger Gran Cabrio, bis 2013 mit dem Ghibli der dritten Generation ein neues Zeitalter

eingeläutet wird. Die fünf Meter lange Limousine füllt eine Lücke im Angebot der Premiumfahrzeuge und erfreut sich rasch grosser Beliebtheit. Gleiches gilt für den ersten SUV der Marke, den Maserati Levante, der seit 2016 auf dem Markt ist und gemeinsam mit den Limousinen den italienischen Hersteller nun in ein erfolgreiches neues Zeitalter hinüberführen soll.



Ein Verkehrsschild warnt auf diesem Wanderweg im Misox vor Steinschlag.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

NZZ-FOTOGRAFEN

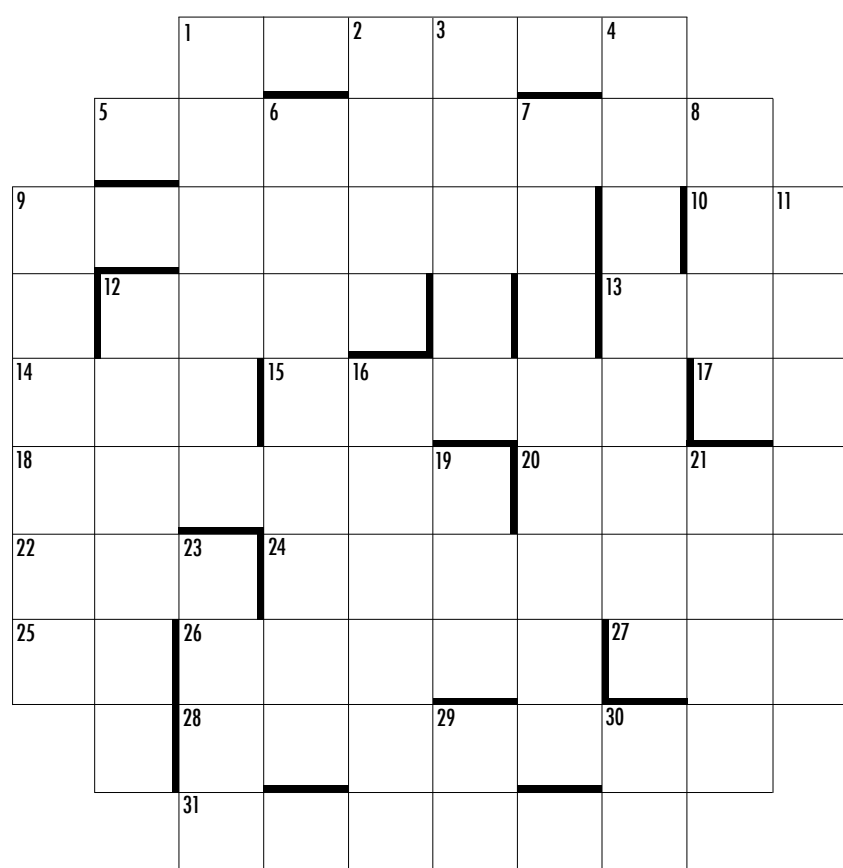
Von unterwegs

ZEITRAFFER 290

«Was sind hellblaue Elefanten in Wigoltingen?»

Waagrecht

- 1 Worin befinden sich Noten, Münzen und Blüten?
- 5 Wenn es weder sonnig noch wolkig noch neblig noch sonst irgendwie ist? Oder doch eher wenn es stürmt und kracht und kübelt?
- 9 Kann geboten und geleistet werden und ist mehr als das mit dem gespannten Hahn
- 10 Im Bach-Verzeichnis ganz vorn
- 12 Wen lässt man, wer weiss warum, nicht mehr allein? Wer darf nur noch bei den Rüben sein?
- 13 Menschen werden nicht plötzlich reich und nicht plötzlich ... (Sprichwort aus Griechenland)
- 14 Was sind hellblaue Elefanten in Wigoltingen?
- 15 Wo Bonanza spielt und was Bonanza ist
- 17 Wer nicht weiss, wo Merishausen liegt, braucht sich nur im Ortskern umzuschauen
- 18 Die vielen, vom Minotaurus, vom Yeti, von Tell und so weiter – oder die beiden von Schwyz
- 20 Helium und Eisen in Pilzform
- 22 Was in Torquay Teen heisst, ist in Aubonne dies
- 24 Nach Atemlos-Interviews zu schliessen des Sportlers liebste Bewegung
- 25 Für Chemiemuffel: Newton und Ångström
- 26 Wer mit Geschenken kommt, hat sicher eine ... (chinesisches Sprichwort)
- 27 Yin Zhen, Lung Ching, Shui Hsien – alles das
- 28 Bei denen ist sonnenklar, dass sie weit weg sind – der hingegen kann im nächsten Dorf sein
- 31 Ist immer dort, wo man es nicht erwartet, dann, wenn man nicht daran denkt



- 3 Braucht Eulen von alters her nicht und inzwischen auch keine Euro mehr
- 4 Wäre ... niemals der Tugend Hindernis, so würde sie aufhören, ein Laster zu sein (Rousseau, kryptisch)
- 6 Ist zwar nicht vierzehn waagrecht, macht sich aber dasselbe, wenn es darum geht, sie zu finden
- 7 Leute in ... danach, das Brauchtum lebendig zu erhalten
- 8 Wer die Sau so lässt, bekommt was zu hören?
- 9 Ein Hamburger ist für Frankfurter ein Hamburger, für New Yorker aber vor allem was?
- 11 Als drei senkrecht für Diskriminierungssensible nicht der Weisheit letzter Schluss, aber sicher von jeher ihre Verkörperung
- 12 Lässt denken an einen, der bright and lovely, geht aber einher mit nackter Angst und kaltem Schweiss
- 16 Verfügen über Sessel, aus denen man gar nicht mehr aufstehen mag
- 19 Wer den Ton angibt, versteht oft nicht, dass der für andere ganz anders aussehen kann, etwa so
- 21 Bläst warm über den Kamm, näher am Scheitel als am Grat
- 23 Wesentlich an der Obstipation beteiligt (was Laien erstaunt und Mediziner verwundert)
- 29 Schnurrt unter den vier Buchstaben der Queen
- 30 Unersetzlich – wer es nicht glaubt, möge obigen Text durchsuchen

Lösung in der Freitagsausgabe vom 2. November

Senkrecht

- 1 Wäre dieses wirklich das, dann blieben die sechs Felder unbeschrieben
- 2 Mehr als die Seite, wo der Wind nicht weht, vielmehr die Seite, wo nichts drauf steht

Lösung Zeitraffer 289

WAAGRECHT: 1 Kammer, 6 Moraenen, 8 Bergen, 9 Ast, 12 Genuss, 13 Etui, 14 Er, 15 Umschlag, 16 Geweihe, 18 Ora, 19 Hungers, 21 Nantes, 22 Ergo, 24 Iden, 25 Pier, 26 Engel

SENKRECHT: 1 Korn, 2 Argumenten, 3 Maessigen, 4 Mensch, 5 Restlos, 6 Meere, 7 Naeherei, 10 Tuareg, 11 Figaro, 12 Gegen, 17 Wund, 19 Hai, 20 Espe, 23 Reh